Deutsche
Hand- & Haus-
Bibliothek

W. v. Humboldt
Briefe
an eine Freundin

I. Deutsche Litteratur.

51. **Amyntor, Gerhard v.**, Drei Küsse.
Unter dies. pikant. Tit. vereint d. durch s. originelle Schreibweise u. d. tiefen sittl. Gehalt s. Schriften sich auszeichnende Autor drei nach Inhalt u. Form fesselnde Erzählungen.

21. **Anzengruber, L.**, Feldrain u. Waldweg.
Eine Reihe künstlerisch in sich abgerundeter Erzählungen sind in dies. Bande vereinigt u. geben ein anschauliches Bild von dem Können des Autors.

9. **Arnim, L. Achim v.**, Die Kronenwächter.
Der dichter. Zauber, welch. diese Blüte der Romantik auf den Leser ausübt, entspringt der glücklichen Vereinigung einer objektiven Darstellung mit ausgeprägter Subjektivität.

5. **Becker, August**, Auf Waldwegen.
Diese von kräftigem Tannenduft der Thüringer Berge durchzogene Novelle fesselt besonders durch die prächtige Schilderung der landschaftlichen Szenerie.

75. — — Das alte Bild.

4. **Biernatzki, J. C.**, Die Hallig, oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee.
Eine ernste, v. religiösem Geiste getragene Schilderung des Lebens und Treibens auf der Hallig. Klassisch sind die eingeflochtenen Naturbilder.

81. 83. 92. 276/77. 279. 280. 281. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289/90. 293/94. 295.
Fürst Bismarck als Redner. Vollständ. Sammlung d. parlamentarischen Reden Bismarcks seit dem J. 1847. Sachl. u. chronol. geordnet mit Einl. und Anmerk. versehen v. W. Böhm. Bd. 1—16. 1848—1890.
Eine Sammlung dieser Reden ist einem bisher ungebührlich wenig beachteten edelerzhaltigen Boden zu vergleichen, in welchem erfolgreich zu schürfen nicht schwer fällt und in welchem Körner edelsten, gediegensten Goldes in Hülle und Fülle sich vorfinden.

54. **Briefe d. Elisab. Charlotte v. Orleans** 1673—1715. Ausg. v. L. Geiger.

20. 26. **Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe.** 2 Bde. Hrsg. v. R. Boxberger.
Eines der schönst. Vermächtnisse des unvergängl. Dichterpaares, d. lauterst. Offenbargn. über d. Beziehungen d. groß. Geister z. einander u. z. ihrer Zeit, d. unentbehrl. Supplement zu allen Ausgaben ihrer Werke.

45. **Byr, Robert**, Der heimliche Gast.
Diese Erzählung d. „österr. Spielhagen“ gehört zu den originellst. Arbeiten des gefeierten Romanschriftstellers, der hier in engem Rahmen all seine Vorzüge zeigt.

66. **Diethoff, E.**, Unter der harten Hand. Kulturhistorisches Zeitgemälde.
Verfasser schildert in diesem histor. Zeitgemälde mit kräftigen Farben die Zerstörung Heidelbergs und die Verwüstung der Pfalz in patriotisch schwungvoller Darstellung.

78. **Ehrlich, H.**, Novellen aus d. Musikantenleben.

39. **Elbe, A. v. d.**, Lüneburger Geschichten.
In nuce zeigt sich in dies. klein. Kabinettsstückchen echter Erzählungskunst das reiche Talent der gemütstiefen Verfasserin.

25. **Engel, J. J.**, Herr Lorenz Stark.
„Ein Charaktergemälde“ nennt der Verfass. sein Werk, und mit Recht: der Held ist ein Charakter, das Urbild eines echten deutschen Bürgers!

77. **Fausts Leben.** Von G. R. Widmann. Hrsg. von H. Düntzer.

1. **François, Luise v.**, Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen.

49. — — Judith, die Kluswirtin.
Der 1. Bd., v. J. Kürschner eingel., umfaßt zwei durch liebenswürdigen Humor wie treffl. Landschaftsschilderungen gleich ausgezeichnete Erzählungen, welche die Judith an Plastik und Charakterisierung noch zu übertreffen sucht.

94. — — Das Jubiläum u. andre Erzählungen.
Das bestrickende Erzählertalent der Verfasserin offenbart sich auch in diesem Bande, welcher, davon sind wir überzeugt, mit derselben Freude wie die übrigen Bände der Collection, von der deutschen Leserwelt, besonders den weiblichen Elementen derselben, begrüßt werden wird.

73. **Frey, Jak.**, Erzählungen a. d. Schweiz.
Die Begabung uns. Dichters zeigt sich besonders auf dem Gebiete gedämpfter Naturlaute und einer weniger erschütternden als rührenden Tragik.

67. **Friedrich der Große.** Ein Lebensbild in seinen Briefen. Von E. Schröder.

47. **Galen, Ph.**, Der Pechvogel u. a. Erzählungen.
Der berühmte Romancier gibt in diesen Erzählungen drei mit viel Laune geschrieb. amüsante Humoresken, die eine genußreiche Unterhaltung verbürgen.

95. **Gaudy, Frz. v.**, Ausgew. Erzählungen.
Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen, ein Vorläufer von „Buchholzens in Italien“, vielen ein alter lieber Bekannter, stellt sich hiermit in neuer blauer Uniform vor. Ergötzen wir uns bei der Lektüre ds. „Tagebuchs“ an dem Humor des Dichters, so packt uns der „Katzenraphael“ so recht eigentlich am Herzen. Hier der heitere südliche Himmel, dort der schwermütige deutsche Föhrenwald.

90/91. **Gotthelf Jeremias**, Uli der Knecht. 2 Bde.

85/86. **Grimmelshausen**, Der abenteuerliche Simplicissimus. In das Neuhochdeutsche übertragen. 2 Bde.

22. **Hauff, W.**, Lichtenstein.
Von d. besten deutschen Erzähler im ersten Viertel dieses Jahrh. die mit Recht beliebteste Erzählung, welche auf histor. Hintergrunde eine anmutende Herzensgeschichte sich abspielen läßt.

278. **Heine, Heinrich**, Buch der Lieder.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

60. 71. **Humboldts Briefe an eine Freundin.** Bd. I./II.
Briefe voll tiefer, ernster Gedanken, losgelöst von allem Privaten und Stofflichen, einzig zu d. Zwecke geschrieben, e. unglückl. Frau über d. Misere d. Lebens zu erheben u. in das Reich der Ideale, des unvergänglichen inneren Glückes einzuführen.
2. **Immermann, Karl,** Der Oberhof.
7. **Junghans, S.,** Die Erbin wider Willen. Die Verf. des „Haus Eckberg" ist e. Liebling der besseren Lesewelt, welche auch mit Freuden diesen Band begrüßt hat; die Redaktion ließ bereits einen zweiten Band:
53. — — Hella Jasmund u. a. Erzählungen folgen, der stofflich und formell jenem gleichwertig ist.
58. **Ludwig, J.,** Mein Großoheim u. a.
Einfachheit in der Darstellung, wie zarte Charakterzeichnung werden der Verf. viele Freunde besonders unter dem schönen Geschlechte erwerben.
35. **Möllhausen, Balduin,** Der Leuchtturm am Michigan u. a. Erzählungen.
309. — — Das Geheimnis des Hulks.
282. **Graf Moltke als Redner.** Vollständ. Sammlung d. parlamentar. Reden Moltkes.
292. **Münchhausen, Frhr. v.,** Wunderbare Reisen. Mit einer Einleitung von Eduard Grisebach.
79. 80. **Nettelbeck, Joach., Bürger zu Kolberg.** Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet.
70. **Das Nibelungenlied.** Uebers. nach der Handschrift A. Nebst e. hist.-ästhet. Einl. v. Werner Hahn.
Mustergültige Uebersetzung mit e. umfass. Einleitung, welche die d. Nibelungenlied betr. Fragen v. neuem Gesichtspunkte aus behandelt.
74. **Pasqué, Ernst,** Zwei Eleven Worths.
Amüsante u. originelle Erzählung des beliebten Romanschriftstellers.
18. **Platters, Th.,** Leben. Hrsg. v. H. Düntzer.
Hochinteressantes u. kulturhistorisch wichtiges Memoirenwerk eines Mannes, der es vom Ziegenhirten bis zum Rektor d. latein. Schule in Basel brachte.
37. **Ring, Max,** Frauenherzen.
Zwei tief empfundene kleine Novellen aus dem Herzensleben der Frau.
87. **Sacher-Masoch, L. v.,** Der kleine Adam. Sascha u. Saschka.
27. **Schmidt, Max,** Die Miesenbacher.
57. — — Glasmacherleut'.
Diese packend. Erzählungen aus d. bayer. Dorfleben zeichnen sich durch ergreif. Handlung, urwüchsige Kraft u. treue Wiedergabe wirklicher Verhältnisse von andern Dorfgeschichten vorteilhaft aus.
65. **Schroot, A.,** Der Dampf. Eine Darstellg. des Zeitalters der Dampfmaschine.
13. **Schücking, L.,** Etwas auf dem Gewissen.
Einfachheit u. Maßhalten, Naturwahrheit u. sittlicher Ernst sind d. hauptsächlichsten Vorzüge der Werke Schückings, des westfälisch. „Walter Scott".
41. **Schultes, C.,** Maigela.
Eine ergreif. Herzensgesch. auf dem Hintergrunde d. vorzügl. Schilderung eines verderbt. kleinstaatl. Hofes d. vor. Jahrh. Gust. Freytag hat dieselbe ein „Gewitter in Worten" genannt.
62. **Schwartzkoppen, K. v.,** Aquarelle. Mit einer Einleitung v. Baron v. Roberts.
15. **Silberstein, Aug.,** Hochlandsgeschichten.
Erfrischende und herzstärkende Bilder aus dem Naturleben der Hochlandsbewohner.
52. **Stillings, Heinrich,** Jugend, Junglingsjahre, Wanderschaft.
Der Verf. dies. Autobiographie genoß, wie bekannt, Goethes besondere Gunst, der auch die als echtes Volksbuch wirkende erste Abteilung in Druck gab.
88. **Strand, Gabriel,** Atalanta van der Hege.
Verf. behandelt in der Form des Romans eine brennende Tagesfrage mit der ausgesprochenen Tendenz, zur Lösung eines bestehenden Konflikts im deutschen Volk ein Scherflein beizutragen.
275. **Telmann, K.,** Gerichtet.
Ein auf sittlichernster Grundlage basierender Roman aus unsern Tagen, reich an psycholog. Wahrheit und durchweht von erschütternder Leidenschaftlichkeit.
68. **Tiecks, L.,** Werke I. Das Fest z. Kenelworth. — Dichterleben.
Was T. seit 25 Jahren zu einer groß. Arbeit über Shakespeare gesammelt, fand eingehende u. liebevolle Verwendung in vorlieg. Novellen.
44. **Trencks, Fr. v. d.,** Merkw. Lebensgesch.
Selten haben d. Schicksale eines Menschen so lebhaftes u. allgemeines Interesse erregt, w. die Trencks, dessen Lebensbeschreibung eine Fülle interessanter Momente darbietet.
93. **Villinger, H.,** Zenz u. andre Erzählungn.
61. **Vor hundert Jahren.** Elisens v. d. Recke Reisen durch Deutschld. 1784—86 nach dem Tagebuche ihrer Begleiterin Sophie Becker.
48. **Voß, Richard,** San Sebastian.
Ein neuer Roman v. d. mehrfach preisgekrönten Verf. gehört zu d. Bücherseltenheiten. Das Werk ist eine Musterleistung landschaftl. u. feinst. psychol. Schilderung.
31. **Wächter, O.,** Vehmgericht u. Hexenprozesse.
43. — — Altes Gold in deutsch. Sprichwörtern.
100. **Gedichte Walthers von der Vogelweide.** Uebers. von Br. Obermann.
36. **Weber, K. Jul.,** Demokritos. Ausg. v. P. Moritz.
Höchst unterhaltendes Buch m. einer unerschöpflichen Fülle von Witz, Humor, Ironie, guten Einfällen und köstlichen Anekdoten.
40. **Wessely, J. E.,** Deutschlands Lehrjahre. 1. Bd.: Familienleben. Buntes aus der Außenwelt.
46. — — Deutschlands Lehrjahre. 2. Bd.: Weltl. Berufsarten. Des Handwerks gold. Boden. D. Handel. Rechtszustände u. Ger.-Verfahr. D. geh. Künste u. Wissensch. Aerztl.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Deutsche

Hand- und Hausbibliothek

Collection Spemann

Briefe

von

Wilhelm von Humboldt

an eine Freundin

Mit einer Einleitung von Ludwig Geiger

Erster Band

Berlin & Stuttgart
Verlag von W. Spemann

(1884)

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Einleitung.

Die Adressatin der Briefe Wilhelm von Humboldts an eine Freundin ist Charlotte Diede, geb. Hildebrandt. Sie ist geboren am 19. Mai 1769 und gestorben in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli 1846. Sie empfing von ihrem Vater, einem gebildeten protestantischen Geistlichen, eine tüchtige, vielseitige Erziehung. Eine schwärmerische Freundschaft, ganz im Charakter jener Zeit, verband sie mit ihrer Freundin Luise Meyer, die von Rinteln aus, wo sich die beiden Mädchen kennen gelernt, als Frau des Generalmajors Wiederholt nach Kassel zog. In dem Hause der Freundin lernte Charlotte einen reichen Juristen, Dr. Diede, kennen und heiratete ihn (1789), trotz des entschiedensten Abratens der Ihrigen. Die Ehe war sehr unglücklich, hauptsächlich durch die Schuld des leichtsinnigen, meist grundlos eifersüchtigen Mannes; sie wurde getrennt (1794), nachdem Charlotte, um die der Scheidung entgegenstehenden Schwierigkeiten zu beseitigen, sich vor Gericht als schuldigen Teil erklärt hatte.

Das geringe Vermögen, das Charlotte für sich gerettet hatte und von dem sie zuerst im Wiederholtschen Hause zu Kassel, dann in Braunschweig, endlich in Holzminden lebte, ging in den schweren Zeiten der Kriege verloren. Noch einmal schien ihr das Glück zu lächeln. Sie war jahrelang mit einem altadligen Offiziere der französischen Garde verlobt, der sie leidenschaftlich liebte, aber unübersteigliche Hindernisse stellten sich ihrer Verbindung entgegen. Alle Versuche, die sie gemacht, sich aus ihrer elenden Lage zu erheben, waren fehlgeschlagen. Da erinnerte sie sich eines Jugendfreundes, Wilhelm von Humboldts, der ihr wohl aus den Augen, nie aber aus der Seele gekommen war.

Humboldt hatte im Juli 1788 drei Tage mit Charlotte und ihrem Vater in Pyrmont zugebracht. Die jungen Leute — Hum-

boldt war nur zwei Jahre älter — schlossen sich aneinander an; Humboldt hinterließ ihr, da er sich auf ungewisse Hoffnung des Wiedersehens von ihr trennen mußte, ein Albumblatt, das dem schwärmerischen jungen Mädchen lebhafteres Gefühl zu atmen schien, als es wirklich atmete. Es lautet: „Gefühl fürs Wahre, Gute und Schöne adelt die Seele und beseligt das Herz; aber was ist es, selbst dieses Gefühl, ohne eine mitempfindende Seele, mit der man es teilen kann?" Das Albumblatt, das sie als ein Heiligtum verwahrte, gab ihr den Mut, sich in ihrer größten Not an Humboldt zu wenden (18. Okt. 1814) und ihn unter Darlegung ihrer Verhältnisse um Rettung anzuflehen. Humboldt entsprach ihren kühnsten Erwartungen; er sorgte für sie in sinnigster Weise. Seinem Rate folgend, wendete sie sich nach Göttingen, von da aus zog sie nach Kassel, wo sie bis zu ihrem Ende blieb. Sie ernährte sich teilweise durch Anfertigung künstlicher Blumen, worin sie es zur Meisterschaft brachte, empfing von dem Freunde eine Unterstützung, nach seinem Tode ein Jahrgehalt von der preußischen Königsfamilie. Aber Humboldt that mehr, als daß er ihr bloß dauernde materielle Unterstützung gewährte oder verschaffte; er beanspruchte und erwirkte, ihr geistiger Führer und Berater zu sein.

Freilich nicht unmittelbar; denn zwischen 1814, dem Jahre, da sich Charlotte zuerst an den Jugendfreund wandte, und 1822, dem Anfange der ununterbrochenen Korrespondenz, liegen acht volle Jahre. Sie sind die Zeit von Humboldts eifriger, wenn auch nicht erfreulicher diplomatischer Thätigkeit. Zuerst auf dem Wiener Kongresse, dann bei den Friedens- und Teilungsverhandlungen in Paris, in Frankfurt bei der Territorialkommission und in Berlin als Mitglied des Staatsrates, in London als Gesandter, als Bevollmächtigter auf dem Aachener Kongresse, entwickelte er eine vielseitige, aufreibende Thätigkeit, die ihn nicht befriedigte und ihm mehr Neider als Freunde verschaffte. Endlich als Minister des Innern nach Berlin berufen, trat er alsbald in eine heftige Opposition zu dem Staatskanzler Hardenberg, die seinen Sturz notwendig machte (31. Dez. 1819).

Seit diesem nicht selbst herbeigerufenen, aber doch erwünschten Ende seiner diplomatischen Thätigkeit gehört Humboldt ausschließlich der Wissenschaft an. Gänzlich entfremdet hatte er sich ihr nie. Aber während er in der früheren Zeit vorzugsweise Aesthetik und Geschichte, Philosophie und Politik gepflegt hatte, wandte er sich nun gänzlich den Sprachstudien zu. Er hatte schon früher gelegentlich darüber wichtige Abhandlungen veröffentlicht. Nach den baskischen Sprachen erforschte er nun die amerikanischen, zog die indische und chinesische herbei und entdeckte als ein Bindeglied zwischen Indien und China oder Amerika ein „altes Poetenidiom der Insel Java", das er in einem erst nach seinem Tode erschienenen (1836 bis 1839) großen Werke: „Ueber die Kawisprache" behandelte. Neben diesen Spezialuntersuchungen aber entstehen gerade in den letzten Lebensjahren Humboldts seine allgemeinen Abhandlungen,

in denen er die Summe seiner Sprachphilosophie zieht, unsterbliche Arbeiten, zugleich Wegweiser für eine neue Richtung und Verkünder des erreichten Zieles: 1820 „Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedene Sprachentwickelung", 1824 bis 1832 „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes".

Mitten in diesen, eine ganze Arbeitskraft fordernden Studien fand aber derselbe Mann Zeit und Sammlung genug, seinen Briefwechsel mit Schiller herauszugeben und demselben eine „Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung" voranzuschicken, und einen „Aufsatz über Goethes zweiten römischen Aufenthalt" zu schreiben (beides im Jahre 1830). Jene spricht, wie Alfred Dove gesagt hat, „über Schillers Denk- und Dichtart im allgemeinen und die Natur seines Idealismus insbesondere den triftigsten Inhalt in bündigster Form aus", diese ist nicht eine einfache Kritik, sondern eine Charakteristik von Goethes Wesen und eine Schilderung des Genius Roms, beides die Summe dessen gleichsam zusammenfassend, was er von den Dichterheroen empfangen und was er ihnen gespendet hatte, denn in den Briefen an Schiller hatte er dessen dichterische Entwickelung mit ästhetischem Sinne schrittweise begleitet, und in dem „Aesthetischen Versuch über Hermann und Dorothea" hatte er sich als Goethes berufenster Kritiker gezeigt. Und als wäre das noch nicht genug, dichtete er in seinen letzten Jahren fast täglich ein Sonett, in dem Bedürfnisse, den knappen dichterischen Ausdruck für den reichen Schatz seiner Gedanken zu finden, nach Alexander von Humboldts Worten, der eine ziemliche Anzahl herausgegeben hat, „ein Tagebuch, in dem ein edles, stillbewegtes Seelenleben sich abspiegelt"; schrieb er von 1822 bis 1835 an seine Freundin 202 Briefe — nur 152 derselben sind gedruckt —, die an Umfang und Inhalt Abhandlungen gleichen.

Denn eben diese Briefe enthalten nicht etwa, wie man nach Analogie mancher Briefwechsel bedeutender Männer mit geistreichen, ihnen befreundeten Frauen erwarten sollte, genaue Mitteilungen über das äußere Leben und eingehende, der nichtfachmännischen Bildung der Frau angemessene Erörterungen über Studien und wissenschaftliche Beschäftigung. Jenes nicht, weil Humboldt den Verkehr mit Charlotte Diede trotz des gänzlich leidenschaftslosen Charakters desselben völlig geheimhielt, so daß weder Frau und Kinder, noch der Bruder, noch der Sekretär den Namen der Korrespondentin kannten, ja überhaupt von der Korrespondenz etwas wußten, weil er jede persönliche Annäherung vermied, Charlotte nur einmal, 1828, auf wenige Stunden besuchte, ihr dagegen untersagte, seine Frau, die sich mehrmals in ihrer Nähe befand, aufzusuchen und ihr Anerbieten, ihn während einer schweren Krankheit zu pflegen, entschieden zurückwies, weil er also gradezu bemüht war, sein Persönliches aus dem Verkehre zu entfernen, während er von dem Leben der Freundin nie genug erfahren konnte und sie zum Niederschreiben einer sehr ausführlichen Lebensbeschreibung veranlaßte, die uns frei-

lich verloren ist. Dieses nicht, weil Charlotte trotz der in ihrer Jugend erworbenen tüchtigen Bildung eine unwissenschaftliche Natur war, nicht geneigt, dem Freunde in ein spezielles Wissensgebiet zu folgen, und weil Humboldt trotz der Fülle seiner Kenntnisse durchaus ungeeignet war, sein Wissen zu popularisieren. Was ist nun aber das Charakteristische dieses Briefwechsels? Charlotte hat sich nach dem Tode des Freundes mehrfach darüber geäußert. An einer Stelle sagt sie: „Er schloß mir das Innere seiner hohen Seele auf — aber alles war auf meine Individualität berechnet. — Ueber das Leben wollte mich der geliebte, himmlische, von Gott gegebene Freund erheben — über das Leben, das mir wenig gewährt hatte.“ Und an einer andern Stelle: „Wissenschaftlichen Inhalts sind die Briefe gar nicht, etwas Astronomie ausgenommen, die ich sehr liebe. Es ist ein unerschöpflicher Reichtum hoher Ideen, philosophischer Ansichten, die sich zwar an alle Fäden knüpfen, doch aber wieder alle sich auf meine Individualität beziehen und anreihen, dabei ganz konfidentiell und immer voll rührender Teilnahme, voll zärtlicher Güte, voll Ermutigung und Trost, voll Dankbarkeit für meine lebenslängliche Anhänglichkeit, die er stets gütig, höchst gütig einen Zusatz zu seinem Glücke nannte, ein Glück es nannte, daß mich die Vorsehung in seine Bahn geführt.“

Es läßt sich nicht leugnen, daß bei dieser Art der Briefe eine gewisse Gleichmäßigkeit eintritt, häufige Wiederholungen in denselben sich finden. Dazu kommt, daß eine solch einseitige Korrespondenz etwas Abspannendes, Unbefriedigendes an sich trägt; — man möchte die Antworten kennen, die Erwiderungen, welche eine notwendige Ergänzung der Anregungen bilden. Dazu kommt ferner in dem Tone der Briefe selbst etwas Weiches, Frauenhaftes, das dem Manne nicht wohl ansteht. Diese kleinen Schwächen jedoch werden reichlich aufgewogen durch die Schönheiten der Briefe. Von dem ersten an, einem in Ausdruck und Gesinnung gleich wunderbaren Bekenntnisse wahrster und edelster Hingabe, bis zu dem letzten, in welchem der Briefschreiber, trotzdem er seinen Tod vor Augen sieht, die Freundin durch Beschönigung seines Zustandes hintergeht, welche Fülle echt freundschaftlicher, liebevoller Gesinnungen, welche Zartheit in seinen Anerbietungen, welch milde und erhebende Art des Trostes und Zuspruches! Schilderungen von Lebensereignissen, Beschreibungen finden sich zwar selten, aber die wenigen, aus Norderney und Gastein, aus Paris und London, sind ungemein anziehend, und die Darstellungen des ländlichen Aufenthaltes zu Burgörner, besonders das idyllische Stillleben in Tegel, das der ruhebedürftigen Zurückgezogenheit eines antiken Weisen entspricht, anmutig und erhebend. Die Litteratur wird freilich mehr gestreift als behandelt, aber man erkennt den klassischen Zeugen unsrer großen Litteraturepoche in den knappen, gelegentlichen Bemerkungen über Goethe und Schiller, in den Aeußerungen über Paul Gerhard und Gellert, in den Ratschlägen über angemessene Auswahl und Benutzung der Lektüre.

Wie nahm nun Charlotte diese Briefe auf? War sie verständnisvoll genug, das ihr Gewordene zu würdigen? Nahm sie gedankenlos die Herzensergießungen und Geistesoffenbarungen entgegen oder wußte sie den Spender solcher Schätze durch ihre Einreden zu neuen Mitteilungen anzuregen, das Angedeutete durch selbständige Geistesthätigkeit zu entwickeln und fortzubilden? Eine bestimmte Antwort auf diese Fragen läßt sich schwer erteilen. Denn die Briefe Charlottens besitzen wir nicht. Dieselben sind von dem Empfänger entweder unmittelbar nach ihrem Eintreffen vernichtet oder, nach einer letztwilligen Verfügung desselben, alsbald nach seinem Tode verbrannt worden. Nur seine Urteile sind uns bekannt. Sie zeigen, selbst wenn man einige Höflichkeitsausdrücke aus ihnen streicht, die sich einer Frau gegenüber und zumal einer in dürftigen Verhältnissen befindlichen von selbst verstehen, die volle Anerkennung eines ebenbürtigen Geistes, einer würdigen Genossin. Namentlich die Art, wie Humboldt die von Charlotte heftweise gelieferte Selbstbiographie aufnimmt und beurteilt, beweist, daß er in ihr eine Schriftstellerin anerkennt, die Interessantes zu berichten hat und ihren Stoff originell darzustellen weiß. Der Verlust solcher Dokumente ist daher sehr zu beklagen. Für dieselben werden wir nicht durch einige Briefe entschädigt, die neuerdings unter dem Titel: „Briefe von Charlotte Diede, der Freundin Wilhelm von Humboldts, an Karl Schulz. Leipzig 1883" erschienen sind. Der Adressat ist der Bruder von Humboldts letztem Sekretär, der infolge Verhinderung desselben Charlotte die Mitteilung von Humboldts schwerer Erkrankung zu machen hatte. Die Empfängerin dieser Nachricht, in ihrer leidenschaftlichen Sehnsucht, alles festzuhalten, was an ihren angebeteten Freund erinnerte, wendete sich an den Besteller derselben, den Justizsekretär und Archivar beim Kammergerichte zu Berlin, Karl Schulz, und bestürmte ihn dergestalt mit Fragen über die letzten Tage, über den Tod des Dahingegangenen, über den Ort, wo er gelebt, über seine Familie, über das Schicksal ihrer Briefe, daß dieser, mochte er wollen oder nicht, in eine Korrespondenz verstrickt wurde, die, freilich mit großen Unterbrechungen, 10 Jahre, von 1835 bis 1845, dauerte. Fast das einzige Thema dieser Korrespondenz ist: Wilhelm von Humboldt und dessen an sie gerichteten Briefe. Es ist rührend zu sehen, wie sie immer und immer wieder auf diesen köstlichen, ihren einzigen Schatz zurückkommt, wie sie jedem Versuche widersteht, ihn aus den Händen zu geben, wie sie mit diesen Reliquien einen wahren Gottesdienst treibt. Sie überhebt sich nicht, daß sie einen solchen Schatz besitzt, sie ist nur unendlich glücklich, daß gerade sie eines derartigen Besitztums gewürdigt worden, das ihr früheres Leben mit einem Glorienschein umgab und die Oede des gegenwärtigen erträglich macht. „Der Vollendete, unendlich Gütige," so schreibt sie einmal, „würdigte mich der unmittelbarsten Teilnahme und schloß mir das Innere seiner hohen, himmlischen Seele auf, um mich vor allem auf hohe Standpunkte zu führen, von denen er selbst das Leben und das irdische Dasein und den Zweck des-

selben betrachtete. Er wußte, daß er mein alles war, der Geist, der mich erhob, die Seele, die mich belebte, die Kraft, die mich stärkte, die Freude, die mich innerlich umglänzte und mit einem düsteren Verhängnisse aussöhnte, oft mehr als das, ich segnete mein Geschick, in dem nichts fehlen durfte, sollte ich diesem himmlischen Manne nahe kommen, den ich ansah wie einen Stellvertreter der Gottheit."

In dieser Gesinnung verlebte Charlotte den Rest ihrer Tage. Humboldt war am 8. April 1835 gestorben, erst nach 11 Jahren folgte sie ihm im Tode. Sie war schon früher einsam gewesen, — war sie doch gewohnt, in einem Garten fern von der Stadt zu leben, — nun lebte sie noch vereinsamter und stiller. Das Geschlecht war dahin, mit dem sie aufgewachsen war, das neue hatte keinen Sinn und keine Zeit für ihre Leiden. „Die Welt," so sagt sie einmal, „hat ein eisernes Herz und kennt den brennenden Schmerz nicht, der sich in eine zerrissene Brust einsenkt." Und doch wollte sie nicht verzichten. „Es war," hat eine Freundin von ihr gesagt, „bis ans Ende der Tage eine flammende Unruhe in ihr." Da flüchtete sie sich in die Vergangenheit, erlabte sich an Rosenblättern von seinem Grabe und blickte stolz und gerührt auf das unvergängliche Denkmal hin, das er sich und ihr errichtet hatte.

Ludwig Geiger.

Vorbericht.

Die Briefe, welche hier erscheinen, werden gewiß als eine willkommene Zugabe zu den gesammelten Werken Wilhelm von Humboldts empfangen werden. Oft ist der Wunsch ausgesprochen, daß, außer den gelehrten Schriften, die man allein und getrennt von denen wünschte, die nicht in dieses Fach gehören, noch mehr Ungedrucktes, besonders Briefe, erscheinen möchten. Die hier vorliegenden fallen in die Jahre von 1788 bis 1835. Jahre waren nötig, bis die Herausgeberin den Entschluß fassen und festhalten konnte, von dem, was ihr verborgenes Heiligtum war, etwas durch den Druck mitzuteilen. Endlich überzeugte sie sich, daß das nicht untergehen darf, was wesentlich zur Charakteristik eines wahrhaft großen Mannes gehört.

Was Wilhelm von Humboldt in bewegter, geschichtlich-wichtiger Zeit dem Staate war; was er voll hoher Humanität und edler Freisinnigkeit den Völkern, der Menschheit leistete; was er für Wissenschaft und Gelehrsamkeit erforschte, bewahrt die Geschichte und verzeichnet ihr Griffel auf unvergängliche Tafeln. Aber in dem unerschöpflichen Reichtume der Gedanken, der Tiefe der Empfindung, der Mannigfaltigkeit, Höhe und Reinheit der Ideen, worin der Verewigte lebte, waltete vor allem — wie der edle Bruder sich ausdrückt — „das herrliche Gemüt, die Seele voll Hochsinn und Adel", die ihn belebte. Und wer kleidete seine Gesinnungen in eine so kraftvolle und würdige Sprache! Doch ist diese, wie schön sie auch war, nur die äußere Schale und Hülle des hohen Geistes. Die ihm innewohnende Seele war: ein ganz uneigennütziger, sich immer selbst verleugnender, starker, ganz selbstloser Wille; mit diesem verband sich der tiefe Sinn, der heilige Ernst,

der der Wahrheit entstammt, die Macht der Ueberzeugung, die liebevollste Schonung, die Milde im Urteilen, und der unendliche Zauber der zartesten Empfindung, der alles umfaßte.

Alles das spricht sich hinreißend in diesen Briefen an eine Freundin aus, die nach dem Ableben derselben für den Druck hinterlassen worden. Außerdem, daß sie den Verfasser verklären, könnte in der Herausgabe noch ein andrer, höher belohnender Zweck erkannt werden: die Briefe wirkten sehr wohlthätig einst bei jedem Empfange. Sie waren an eine vom Glücke vergessene Freundin geschrieben, für sie gedacht und empfunden, dieser sollten sie segensvoll werden, und sie erreichten ihren Zweck. Sie können nur so auf die Leser wirken, für welche sie ausgewählt sind. Bleibt ja von großen Menschen ihr Geist, oder was aus ihm hervorging, fortwirkend der Nachwelt, wenn er gleich selbst die Welt verlassen hat.

Die Briefe sind nicht für jedermann, wie das kein Buch ist. Aber es sind, für die rechten Leser und Leserinnen, reiche, mannigfache Gaben, die allerdings immer auf einen Gegenstand sich bezogen, wo sie voll Verehrung und Dankbarkeit empfangen wurden. Sie berührten das Außenleben nur, um einen Anknüpfungspunkt für Ideen daraus zu nehmen. Sie gingen hervor aus einem unerschöpflichen Quell inneren, geistigen Reichtumes. Der eigne Stoff, der nie von außen genommen, nie ausgehen konnte, belebte alles.

Die Briefe sind nicht gelehrten oder wissenschaftlichen, noch weniger historisch-politischen, ja nicht einmal ästhetischen oder romantischen Inhaltes. Auch wenn sie einmal bei äußeren Erscheinungen verweilen, kehren sie gleich wieder auf das innere Sein zurück, das allen Schein verschmäht. Sie kompromittieren niemand, sie enthalten kein Wort, das irgend jemand unangenehm sein könnte oder die Zensur fürchten dürfte. Sie zeigen, wie ein großer Mann Teilnahme und Freundschaft auszusprechen und zu beweisen, wie er verschiedene Empfindungen zu sondern und in reine Harmonie zu bringen, und wie er zu überzeugen weiß, oft selbst mit rührender Bescheidenheit. So verstand es höchst troſtreich der Edle, wie das viele Briefe beweisen, über Leben und Schicksale zu erheben, um auf den Standpunkt zu geleiten, von dem aus er selbst das irdische Dasein betrachtete.

So weit die Einleitung zum Vorberichte von befreundeter Hand. Das weitere kann allein die Herausgeberin wahr und getreu hinzufügen, ja, sie allein darf es.

Und **wahr** und **treu** will ich hinzusetzen, was als Erklärung nötig ist, doch erst an das Vorhergehende anreihen, was noch dahin gehört.

Dieser Briefwechsel war seit einer langen Reihe von Jahren mein einziges, mein höchstes, ungekanntes Glück. Was ich an Teilnahme und Trost bei allem, was mich traf, an Rat und Ermutigung, an Erhebung und Erheiterung, endlich an Erkenntnis und Erleuchtung über höhere Wahrheiten bedurfte, ich nahm es aus diesem unerschöpflichen Schatze, der mir immer zugänglich und zur Seite war.

Ein solcher Briefwechsel, der durch nichts gestört und unterbrochen wurde, ist Umgang, der gegenseitig zu näherer Kenntnis des Charakters führt. Ein Geheimnis kann er nicht sein, die ganze Welt könnte den Inhalt wissen. Aber sie waren an mich geschrieben, so war es das Heiligtum meines Lebens; so bewahrte ich schweigend und verborgen, was nur für mich geschrieben war, mich entschädigte für große Entbehrungen, mich lohnte für viele Leiden, mir erschien wie ein zugewogenes Erdenglück, das mich ganz aussöhnte mit Schicksal und Verhängnis.

Wie viel aus einem solchen, das innere Leben vertrauungsvoll berührenden Briefe ausgeschaltet werden muß, wie nicht die Hälfte bleiben kann, auch vieles durch Mitteilung entweiht werden würde, darf kaum angedeutet werden. Zugleich ist andres wieder in dem Schönen und selbst Lobenden so charakteristisch, spricht den inneren Gemütsreichtum und die Fülle des gütigsten, gerechtesten Herzens so hinreißend aus, daß es denen nicht entzogen werden darf, die jede Erinnerung derart gewiß heilig verehren. Daß alle diese die hier erscheinenden Briefe wie eine zwiefache Stimme aus einer unsichtbaren Welt, wie ein doppeltes Vermächtnis ansehen, ist mein Wunsch. Zuerst die teuren Hinterbliebenen des Verfassers, dann die große Zahl seiner Verehrer und Freunde, in deren Herzen gewiß nie sein Bild erlöschen wird, da ihm die Stelle darin durch Liebe und Ehrfurcht geweiht ist. Demnächst sind sie ein Vermächtnis für den engen Kreis der Freunde der Herausgeberin, welche alle Papiere sorgfältig gesammelt, bewahrt, geordnet und treu-gewissenhaft ausgewählt hat. Jeder, der das Glück hatte, dem Vollendeten näher zu stehen, und den er würdigte, ihm das Innere seiner hohen Seele aufzuschließen, wird ihn in den Briefen, in dem Gange seiner Ideen und den öfteren Selbstzeichnungen wiederfinden.

Manches bedarf, nur um nicht ganz unverständlich zu sein, einer Erklärung, wozu ich mich ungern entschließe. Welche Frau, geehrt und beglückt durch Wilhelm von Humboldts Teilnahme und Freundschaft, gewürdigt vieljähriger, vertrauungsvoller Briefe und im Besitze so vieler geistreicher Blätter, könnte den Mut haben, ihre Ansichten und ihr Geschreibe neben das zu stellen, was aus seiner Feder floß! Ihn allein reden zu lassen, ist geziemend und natürlich. Die Briefe selbst sind es, und sie allein, worauf es ankommt, und welche Tendenz der Briefwechsel haben sollte, geht klar daraus hervor.

Ueber den Beginn desselben möchte einige Nachricht dem einen und andern interessant sein. Kurz und einfach will ich sie geben.

Wir lernten uns in früher Jugend, im Jahre 1788, in Pyrmont kennen, wohin Herr von Humboldt, der in Göttingen studierte, von dort kam, und wohin ich, nur wenige Jahre jünger, meinen Vater begleitete, der alljährlich ein Bad besuchte. Wir wohnten in einem Hause, waren Tischnachbarn an der Wirtstafel und lebten in Gesellschaft meines Vaters drei glückliche Jugendtage von früh bis spät als unzertrennliche Spaziergänger in Pyrmonts Alleen und reizenden Thälern. Wir hatten uns so viel zu sagen! so viele Ansichten und Meinungen mitzuteilen! so viele Ideen auszutauschen! wir wurden nicht fertig. Wie leise diese oder jene Saite angeschlagen wurde, sie fand den tiefsten Anklang.

Es war die letzte Epoche einer schönen, blüten- und hoffnungsreichen, poetischen Zeit, worin ein Teil der Jugend ideal und begeistert lebte, während der andre, wie heute, im Realismus prosaisch fortschritt. Wir gehörten beide zu dem ersten. Und es herrschte damals noch die schöne Ruhe vor dem nahen Sturme, der bald furchtbar ausbrach.

Wenn die Jugend auch den klaren Begriff der Größe noch nicht hat, so ahnt und empfindet sie doch solche. Wilhelm von Humboldts Charakter war schon im Jünglinge derselbe, wie er sich später und bis an das Ende seines Lebens aussprach. Schon 1788 lebte er in hohen und klaren Ideen, schon damals war die einzig heitere Ruhe über sein ganzes Wesen ausgegossen, die im Umgange höchst wohlthätig ergriff und sich jeder Unterhaltung ebenso mitteilte. Jedes Wort war überzeugend und beleuchtete hell den Gegenstand, worüber er sprach.

Herr von Humboldt reiste nach drei Tagen ab. Wir blieben länger. Mir blieb die Erinnerung von drei glückseligen Jugendtagen, die ein gewöhnliches, alltägliches langes Leben an Gehalt aufwiegen. Das Andenken derselben hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Mein neuer junger Freund hatte auf mich einen tiefen, nie vorher gekannten, nie in mir erloschenen Eindruck gemacht, der gesondert von andern Empfindungen, in sich geheiligt, wie ein geheimnisvoller Faden durch alle folgenden Verhängnisse meines Lebens ungesehen lief und fest in mir verborgen blieb, den ich immer gesegnet und als eine gütige Fügung der Vorsehung angesehen habe. Es knüpften sich an diese Erinnerungen, so wenig als an die drei Tage selbst, weder Wünsche, noch Hoffnungen, noch Unruhe. Ich fühlte mich unendlich bereichert im Innern und meine Seele war mehr noch als vorher aufs Ernste gerichtet. Manches, was wir besprochen hatten, beschäftigte mich noch lange, und „das Gefühl fürs Wahre, Gute und Schöne“ wurde klarer und stärker in mir.

Wir sahen uns nicht wieder, auch hegte ich nicht die leiseste Hoffnung des Wiedersehens. Ich schloß die vorübergegangene schöne Erscheinung in das Allerheiligste und gab es nie heraus,

sprach nie darüber, und sicherte es so vor Entweihung durch fremde Berührung.

Ein Stammbuchblättchen, ein in jener Zeit mehr als jetzt gebräuchliches Erinnerungszeichen, blieb mir ein sehr teures Andenken durch mein ganzes Leben. Ich ahnte nicht, wie bedeutend es noch werden würde, als ein Dokument das hierher gehört, da es beides charakterisiert, den jugendlichen Humboldt und unser jugendliches Verhältnis.

Bald nach dieser für mich in den späteren Folgen so wichtigen Bekanntschaft, im Frühjahre 1789, wurde ich verheiratet. Ich lebte in dieser kinderlosen Ehe nur fünf Jahre und trat in keine zweite.

Mich trafen ungewöhnliche und schmerzlich-verwickelte Schicksale, und durch rätselhafte, geheime, erst spät enthüllte Intrigen und Feindschaften blieb mein ganzes Leben ein Gewebe von Widerwärtigkeiten, die ich später gesegnet habe, da nichts anders sein durfte, als es war, sollte ich der segensvollen Teilnahme des edelsten Freundes teilhaftig werden.

In dieser Zeit begannen die großen Weltbegebenheiten und griffen mehr oder weniger in die Schicksale von Tausenden ein, die nichts damit zu thun hatten. Auch auf mich übten sie ihre Gewalt, indem sie mich eines Vermögens beraubten, das eben ausreichte, mir bei mäßigen Wünschen Unabhängigkeit zu sichern, wodurch mir viele Lebensbitterkeiten fern blieben, die ich später kennen lernte.

In der ereignisschweren Zeit 1806 wohnte ich als Fremde in Braunschweig. Eine Reihe von Jahren hatte ich dort unter der milden Regierung des alten, allgeliebten, verehrten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand gelebt. Es war nach der Schlacht bei Jena, wovon man so große Erwartungen hegte, als die Besitznahme deutscher Länder und die französische Herrschaft begann. Braunschweig traf der Schlag zuerst. Wie gewaltsam die Schritte auch waren, die geschahen, man sah sie als kriegerische Maßregeln an, aber nicht als Vorspiel dessen, was folgte. Man besorgte und befürchtete keine Fremdherrschaft.

Jetzt erging eine Aufforderung, die allgemeine Last freiwillig oder gezwungen mitzutragen. An mich erging aber keine Anforderung, gern und freiwillig gab ich einen großen Teil meines Vermögens. Es war mir gerade ein Kapital ausgezahlt worden, das vorerst auf Wechsel stand, worüber ich gleich disponieren konnte; gefährlich schien es durchaus nicht, die Obligationen wurden von den Landständen ausgestellt und garantiert, die Gelder von ihnen

empfangen. Man hielt das für sehr sicher. Mich hatten schwere Privatleiden in der Zeit getroffen, so, im Schmerz befangen, handelte ich wohl nicht vorsichtig genug. Wie es bald mit diesen Papieren ging, ist bekannt genug und gehört nicht weiter hierher.

Bald kamen die wichtigen weltgeschichtlichen Jahre 1812, 13 und 14 heran. Wer, der sie erlebte, denkt nicht gern und mit Freuden der Begeisterung jener Zeit, in der man des eignen Geschickes vergaß, wenn es nicht zu schwer war! Ich lebte in dieser Zeit im Braunschweigischen. Wer hatte mehr gelitten als der Herzog selbst, wie hing ihm sein Volk an mit deutscher Treue und Liebe! Auf eine den gütigen Fürsten hochehrende Art war er mit meinen Verlusten und meiner daraus hervorgegangenen Lage bekannt geworden. Er rechnete mir, als einer Fremden, mein früheres Darlehen höher an, als es solches verdiente. Freunde von mir standen ihm nahe und machten ihn genauer mit allem bekannt. Der höchst gütige Fürst bezeigte mir in zwei Briefen seine Teilnahme an meinen Verlusten und den Wunsch, meine Lage gründlich zu ändern. Man riet mir, das Wohlwollen gleich in Anspruch zu nehmen und um eine Pension zu bitten. Das vermochte ich nicht. Ich vertraute dem fürstlichen Worte: nach glücklich beendeter Sache die Sorge für mich selbst zu übernehmen. Dieses Vertrauen hätte mich gewiß nicht getäuscht, wäre er nicht bei Waterloo gefallen. —

Mehrere einflußreiche Männer in hoher Stellung interessierten sich für meine Sache, um mir einigen Ersatz zu verschaffen, aber vergeblich. Meine großen Verluste blieben, wie hart und drückend sie waren, unersetzt.

Um diese Zeit sprachen die Zeitungen viel in großen ehrenvollen Erwartungen von dem Minister von Humboldt, der im Hauptquartiere des Königs von Preußen und dann als dessen Bevollmächtigter auf dem Kongresse in Wien war. Plötzlich kam mir der Gedanke, mich in die Erinnerung des nie Vergessenen zurückzurufen, mich offen und ohne Rückhalt gegen ihn über meine dermalige Lage auszusprechen, und es ihm und seiner Einsicht anheimzustellen, ob und was für mich zu thun sei? So schnell wie der Gedanke in mir aufstieg, wurde er ausgeführt. Alles Jugendvertrauen kehrte während des Schreibens zurück. Ich gab dem teuren Freunde einen möglichst kurzen Ueberblick über viele verhängnisvolle Jahre, verweilte aber länger bei der Gegenwart, die mir den Mut gegeben hatte zu diesem Schritte. Das heilig bewahrte Stammbuchblättchen war eine sprechende Beglaubigung. Von diesem Briefe habe ich damals für mich eine Abschrift bewahrt und diese jetzt wiedergefunden, und da er die folgenden veranlaßte, und den Briefwechsel eröffnete, so gehört er, stückweise, hierher und ich teile das Nötige daraus mit.

Ich bekam auf der Stelle Antwort.

Jeder, der den Vollendeten kannte, wird seinen Brief, den treuen Ausdruck des edelsten Gemütes, nicht ohne gerührtes Interesse lesen.

Ehe jedoch zu den wertvollen Briefen übergegangen wird, möchte es nötig sein zu sagen, wie die Veröffentlichung oder vielmehr der Entschluß dazu entstanden ist. Es möchte dies Pflicht sein in einer Zeit, worin so viele Briefe von vertrautem Inhalte erscheinen, die neben dem Interesse, das sie gewähren, notwendig verletzen müssen und gerechten Tadel verdienen, ohne die Wahrhaftigkeit zu beweisen.

Die Herausgabe dieser Briefe ist, wie von einem unsichtbaren Willen geleitet, entstanden. Ich bewahrte viele Jahre meine köstlichen, neidenswerten Briefschätze, schweigend, wie ein Heiligtum, und sah sie an wie eine unerschöpfliche Quelle höheren Lebens, woraus ich lange Jahre Mut und Kraft schöpfte und die Reife empfing, deren ich fähig war und nur auf diese Art teilhaftig werden konnte. Eigentlich bedurfte ich für meinen Geist keine weitere Nahrung, für mein Nachdenken keinen reicheren Stoff, für meine Belehrung kein andres Buch, für meine Seele kein helleres Licht. Dabei fand ich in allen Lagen den Trost und die Ermutigung, die mir gerade nötig waren. Höchst gütig ließ der edle Freund sich zu meiner Fassungskraft herab, so war er mir, worüber er auch reden mochte, immer verständlich, klar und überzeugend. Wenn wir auch in manchen Meinungen verschieden waren, so ging diese Verschiedenheit aus ganz verschiedenen Aeußerlichkeiten des Lebens hervor. Immer aber blieb der Freund meiner Seele das leitende Prinzip meines geistigen Lebens; ich lebte von einem Briefe bis zum andern mit ihm fort, und es bildete sich für mich, in einer mühe- und sorgenvollen Lage und bei untergrabener Gesundheit, ein reiches inneres Leben. Wenn ich mich immer mehr zurückzog, den Kreis meiner Freunde enger schloß, folgte ich nur meiner tiefsten Neigung; Vergnügen und Freude und meine stille Verborgenheit waren ungekannt und ungeahnt von jedermann, höchst belebt und beseelt, ja beseligt, und waren es allein durch diesen seelenvollen Briefwechsel, der nie wieder unterbrochen wurde, weder durch Reisen, noch durch Krankheiten, und bis in den Tod bestand. Dem mit mir übereinstimmenden Freunde war es eine besondere Befriedigung, daß ich so schweigend mein Heiligtum während eines halben Menschenalters bewahrte.

Die letzten Jahre meines Lebens gewährten mir wieder mehr Muße, so konnte ich mehr und tiefer in den Geist der Briefe, der in allen und jedem einzelnen weht, mich versenken und vertiefen, in diesen reichen, hocherleuchteten Geist, voll lauterer himmlischer Gesinnungen! Jahre habe ich mit diesen Briefen, und nur mit ihnen gelebt.

Oft vertieft in die Ideen des vollendeten Freundes und zugleich versenkt in Nachdenken über dies einzige Verhältnis und das, was dadurch für Zeit und Ewigkeit in mir gereift war, schien es mir nicht recht, daß so viel Wahres, Großes und Gutes mit mir untergehen sollte. Es war allerdings nur für mich geschrieben, für mich und meine Art zu empfinden berechnet, aber die überzeugenden Wahrheiten, so klar ausgesprochen, die sicheren Wege zu innerem Glücke und Ruhe so unverkennbar, so klar und milde gezeigt, daß die Erkenntnis heilsam für jedes gutgeartete Gemüt sein muß.

Und das alles sollte mit mir untergehen? mit mir zernichtet werden? —

Das war vielleicht die erste innere Aufforderung, das Segensreiche so oder anders zu erhalten!

Ich fing an, Auszüge zu machen, um solche im Manuskripte Freunden zu hinterlassen, und erkannte bald, wie vergänglich solche Vermächtnisse sind und wie schnell verlesen. So stiegen nach und nach Gründe auf, so wertvolle Papiere durch den Druck zu erhalten. Ein großes Hindernis trat mir entgegen: der Widerwille an aller Oeffentlichkeit. Was Freunden für mich hochehrend erschien, dünkte mir Entweihung. Ein zweites Hindernis war die Forderung einer strengen Durchsicht, selbst teilweise einer gänzlichen Umschreibung der gemachten Auszüge. Schwierigkeiten aller Art entstanden. So waren, wie schon gesagt, Jahre nötig, den Entschluß der Veröffentlichung zu reifen. Auch kann diese erst nach meinem Ableben stattfinden. Die Zeit, die das Unbedeutende bald erbleichen läßt, verklärt das Große und wird auch den hohen Wert der Gaben steigern, die ich denen hinterlasse, die sie verstehen, würdigen, und gewiß mit Freuden empfangen.

Als heilige Pflicht erschien es mir nach dem gefaßten Entschlusse, alle Auszüge selbst zu machen und eigenhändig zu schreiben. So sicherte ich Wahrheit und Treue auf einer Seite, indem ich auf der andern niemand verantwortlich machte. So kann ich aber nicht dafür einstehen, daß nicht Wiederholungen vorfallen. Ich bemerke dies im Vorberichte, um nicht später bei jedem einzelnen Falle daran zu erinnern. Ich bedarf gewiß Nachsicht und Verzeihung für solche Fehler, die ich begehen, ja nicht werde vermeiden können, da ich den Entschluß der Herausgabe zu spät gefaßt habe, und keine fremde

Hilfe erbitten noch zulassen will. Man ist wohl so gütig, wenn bei aller Sorgfalt Wiederholungen derart vorfallen, solche Stellen zu überschlagen. Der Verfasser ist es ja allein, der Interesse erregt und gewährt, und was er schreibt, entschädigt reichlich, wo mich Tadel trifft.

Von meinen Briefen ist, wie ich das gewünscht und erbeten hatte, nichts erhalten; nur von einzelnen habe ich Abschrift oder Fragmente bewahrt, um Ereignisse im Gedächtnisse festzuhalten, die mir selbst nicht entschwinden sollten. Dies werde ich als Zusätze nachtragen, wo es nötig ist.

An den

Freiherrn v. Humboldt

K. Pr. Staatsminister, auf dem Kongresse in Wien.

„Nicht an Ew. Exzellenz, nicht an den Königlich Preußischen Minister, — an den unvergessenen, unvergeßlichen Jugendfreund schreibe ich, dessen Bild ich eine lange Reihe von Jahren verehrend im Gemüte bewahrt und gern und viel dabei verweilt habe, der nie wieder von dem jungen Mädchen hörte, das ihm einst begegnete, mit dem er drei fröhliche Jugendtage verlebte in jenen schönen Gefühlen, die uns noch spät in Erinnerung beseligen und erheben. Der Name, auf den die Welt jetzt mit großen Erwartungen blickt, der Platz, auf den Sie früh durch Geist und Namen gestellt waren, machte es mir nicht sehr schwer, von Ihnen zu hören und Sie mit meinen Gedanken zu begleiten. Ich erfreute mich an allem Großen und Schönen, was ich las oder hörte, nahm meinen Anteil von dem Wahren und Guten, suchte den Sinn wie früher zu verstehen, dem Geiste zu folgen, auch wenn ich ihn nicht gleich faßte. Das alles läßt sich nur durch Worte andeuten, aber nicht sagen. Nur einmal Sie wiederzusehen, wäre es auch nur in der Ferne, war und blieb ein vergeblicher Wunsch. Durch Freunde, welche kürzlich einige Zeit in Berlin lebten, erfuhr ich ausführlicher, was ich schon wußte, daß Ew. Exzellenz mit einer höchst geistreichen und ebenso edlen Dame sehr glücklich vermählt und Vater sehr liebenswürdiger Kinder sind, welche reiche Hoffnungen geben.

„Ich lege hier ein Blättchen ein, das Ihnen drei in Pyrmont verlebte Jugendtage zurückrufen wird. Ich habe das liebe Blättchen unter den kleinen Heiligtümern der Jugend sorgfältig vor allen andern bewahrt, als das einzige Pfand und Siegel der reinsten und zugleich der einzigen wahren Lebensfreude, die mir das Schicksal zugewogen. Dies Blättchen (das ich mir zurück erbitten darf)

wird Ew. Exzellenz eine Bekanntschaft zurückrufen, welche die großen Bilder und Erscheinungen des Lebens längst verwischt und ausgelöscht haben werden. Im weiblichen Gemüte bleiben solche Eindrücke tiefer und sind unwandelbar, um so mehr, wenn es (welche Bedenklichkeit sollte ich finden, Ihnen nach 26 Jahren diesen Beweis von Verehrung zu geben?) wie bei mir, die ersten ungekannten, unerkannten Regungen erster, erwachender Liebe waren, so geistiger Art, wie sie wohl bei der edleren Jugend immer sind. Für die weibliche Jugend und die Entwickelung des Charakters aber ist es gewiß von der höchsten Wichtigkeit, für welchen Gegenstand die ersten Gefühle erwachen. Auch knüpften sich, was selten ist, durchaus keine trüben oder schmerzlichen Gefühle daran, sondern sie wurden von großem Einflusse auf die Ausbildung meines Charakters und Gemütes.

„Die Gefühle wandelte die Zeit. Das tief ins Gemüt gesenkte, teure Bild erbleichte nie mehr. An dieses geliebte Bild, das höher und immer höher erschien, lehnte sich fort und fort mein Ideal von Männerwert und Hoheit. Hier ruhte ich aus, wenn ich unter dem schweren Leben am Erliegen war, hier ermutigte ich mich, wenn aller Mut sank, hier richtete ich mich auf im Glauben, wenn der Glauben an Menschen schwankte. Glauben Sie mir, ewig geliebter Freund! (Sie verzeihen dem Herzen diese Benennung) ich bin gereift unter großem, mannigfaltigem Schmerze, nicht entadelt, noch je durch unwürdige Empfindungen entweiht. Ew. Exzellenz sind, das erkenne ich im eignen Busen, noch derselbe, der Sie waren, wie wir uns einst begegneten. Die Höhe des Lebens, der Glanz der äußeren Stellung mögen für viele Klippen sein — hohe Naturen erlangen Reife und Vollendung, gleichviel, ob im Sonnenstrahle des Glückes oder im Schatten schwerer Verhängnisse. Der Gehalt in unsrer Brust, wie die Form unsres Geistes, beides ist gewiß ohne Wandel, beides ewig.

„Wie es mir erging? was ich erlebte? das werden Sie jetzt fragen. Es ist eine lange Reihe von Jahren, von der die Rede sein muß, dennoch läßt sich viel auf ein Blatt bringen, aber das gibt kein Bild, wird Ihnen nicht genug sein. So will ich suchen, Ihnen im äußeren Leben das innere in seiner Tiefe und ernsten Entwickelung zu zeigen. Ob und wie ich mich bemühen werde um Kürze, wird es doch einige Blätter füllen, die Auswahl und Zusammenstellung kann nur schmerzlich sein, wenn man sich in Gegenden umsieht, die gleichsam mit unsren Thränen benetzt sind. Wenn ich daher mich nicht so kurz fassen kann, wie es der Respekt für die Person und die Zeit des mit den wichtigsten Angelegenheiten beschäftigten Ministers gebietet, so vertrete mich bei diesem der Jugendfreund. Legen Ew. Exzellenz die Blätter zurück für eine Stunde, die den Erinnerungen gehört.

„Die Zeit, bis wo wir uns kennen lernten, gehörte der ersten Jugend, und diese war harmlos im stillen, friedlichen Schatten eines gebildeten, sorgenlosen Familienlebens auf dem Lande hingeflossen.

An teuern Eltern hatte ich nur Rechtschaffenheit und Güte und Beispiele vieler Tugenden gesehen. Ein mehr als ausreichendes Vermögen erlaubte ihnen in jener einfachen Zeit viele Annehmlichkeiten des Lebens, besonders auch des häuslichen Lebens; demgemäß war auch die Erziehung ihrer Kinder; sie war vor allem, wofür ich sehr dankbar bin, in sittlicher Hinsicht sehr sorgfältig. Mein Vater, in ziemlich freier, unabhängiger Lage, indem meine Mutter dem Hause mit seltener Einsicht und Würde vorstand, ließ sich in seinen Neigungen gehen, die ihn vor allem in die Vorzeit und die Studien der Vorzeit zogen. Er lebte nur im Klassischen, war nur umgeben mit klassischen Werken. Die neue Lektüre zog ihn nicht an, ja ließ ihn unbefriedigt. Damit in Uebereinstimmung war auch sein Umgang. Aus den nicht immer gelehrten, aber immer ernsten Unterhaltungen, die ich still anhörte, nahm ich vielleicht früh und früher als andre den Grund meiner intellektuellen Bildung, und genoß auch früher als es gewöhnlich ist, das Glück, bedeutenden Personen näher zu stehen, mit großer Güte behandelt und ihres Anteils gewürdigt zu werden. Auf diese Art wurde ich, meinen natürlichen Anlagen gemäß, früh zum Nachdenken geführt, und mehr durch Zuhören als durch Unterricht, mehr durch Nachdenken als durch Kenntnisse und Talente auf den Weg der Bildung geleitet. Die ernste Richtung, die so, schon als Kind möchte ich sagen, meine Seele nahm, schützte vor vielen jugendlichen Thorheiten und Frivolitäten, nährte aber zugleich mehr, als es wenigstens zum Glücke des Lebens gut ist, den Hang zum Idealen. Dabei bildete sich mehr und mehr, denn es war schon sehr früh, ja schon in der Kindheit entstanden, ein hohes, beseligendes Bild von Freundschaft in mir aus, das mir das größte, einzige Erdenglück erschien. Die erste Erzählung, die mir durch öfteres Lesen genau bekannt wurde und mich begeisterte, war die allerdings wunderschöne Gesinnung und Handlungsart Jonathans gegen den zurückstehenden David. Alle Beispiele aus alter und neuer Zeit sammelte ich — Richardsons Clarisse gab den vollen Ausschlag. Jeder Aufopferung fähig, glaubte ich nur für dieses Glück geboren zu sein und verlangte nichts Höheres. In Pyrmont war nun diese Ueberzeugung bis zur Begeisterung gesteigert, und wurde bald die tiefe und unendliche Quelle vielfacher, leidenvoller Verhängnisse und schmerzlicher Verwickelungen. Verzeihen Sie diese Einleitung, die ich nötig glaube, um das Folgende richtig zu beurteilen.

„Nun gehe ich über zu der schmerz- und ereignisschweren Vergangenheit, und von da zu der drückenden und zerdrückenden Gegenwart, die mir eigentlich zu diesem Schritte den Mut gegeben hat. Es wird schon leichter werden, da während des Schreibens bis hierher nach und nach das seelenvolle Vertrauen zurückgekehrt ist, womit wir uns einst in den Pyrmonter Alleen besprachen und verstanden.“

Darauf folgte eine möglichst kurz zusammengefaßte Uebersicht der hauptsächlichsten Ereignisse meines Lebens, worunter die am meisten herausgehoben und beglaubigt wurden, die mich zum Schreiben ermutigt hatten: meine großen Verluste an den Staat. Daran knüpften sich Pläne für mein Fortkommen, denen aber überall meine zerstörte Gesundheit, ein Mangel und Erschöpftsein aller Lebenskräfte entgegentraten. Das alles gehört nicht hierher und ist nicht erforderlich als Kommentar oder Einleitung zu den nun folgenden wertvollen Briefen, welche dadurch entstanden. Der Schluß war dann ungefähr so: „Jetzt haben Sie die Umrisse meines Lebens in dem langen Zeitraume übersehen, geben Sie der treuen, immer schweigenden Teilnahme etwas zurück! Sie kennen das Herz der Frauen und wissen besser, als ich das sagen kann, wie teuer uns alles ist, was dem einst geliebten Manne angehört und ihn beglückt. Sagen Sie mir etwas von den teuern Ihrigen, geben Sie mir etwas ab von Ihrem Glücke!"

„Jetzt schließe ich die vielen Blätter ohne Furcht. Ich lege meine Angelegenheiten an Ihr Herz, da sind sie gut aufgehoben, und es geschieht, was geschehen kann. Wie sehe ich einer Antwort entgegen, die ich gewiß empfange!"

H., den 18. Oktober 1814.

Erster Brief.

Wien, den 3. November 1814.

Ich habe heute früh Ihren Brief vom 18. Oktober erhalten, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich Ihr Andenken gerührt und gefreut hat. Ich hatte in unsrem Zusammentreffen in Pyrmont immer eine wunderbare Fügung des Schicksals erkannt, denn Sie irren sehr, wenn Sie glauben, daß Sie in einer flüchtigen Jugenderscheinung an mir vorübergegangen sind. Ich dachte sehr oft an Sie, erkundigte mich auch, aber immer fruchtlos nach Ihnen, glaubte Sie verheiratet, dachte Sie mir mit Kindern und in einem Kreise, wo Sie mich längst vergessen hätten, und bewahrte nur in mir, was mir jene Jugendtage gelassen hatten. Jetzt erfuhr ich, daß Ihr Leben viel weniger einfach gewesen ist, als ich es mir dachte. Hätten Sie mir damals geschrieben, wie Sie am meisten litten, vielleicht hätten Ihnen meine Worte wohlthun können. Glauben Sie mir, liebe Charlotte — Sie werden mir diese vertrauliche Benennung nicht übel deuten, da ja nur Sie und ich unsre Briefe lesen, — der Mensch traut nie dem Menschen genug. So erfahre ich erst jetzt, erst durch Sie, daß ich damals einen tieferen Eindruck auf Sie machte, als ich mir je eingebildet hätte. Die Zeilen, die man nach so langer Zeit von sich selbst wieder sieht, sprechen einen wie aus einer andern Welt an. Ich habe das Glück, denn es ist wirklich nur ein Glück, daß ich mich keiner Empfindung schämen darf, die ich in jener Jugend hegte, und glauben Sie es mir, ich bin noch jetzt gleich einfach wie damals. Jedes Wort Ihres Briefes hat mich auf das tiefste ergriffen, ich versetze mich ganz in Ihre Lage, und ich danke Ihnen recht aus innigem Herzen, daß Sie den Glauben an mich nicht verloren und daß Sie mich wert hielten, sich mir, wie Sie es thun, zu erschließen. Schreiben Sie mir denn, wenn Sie es der Mühe wert halten es ferner zu thun, ohne Umschweife und mit dem Vertrauen, auf das ich vielleicht ein Recht erlangt hätte, wenn ich Sie wieder gesehen hätte. Sehr unrecht haben Sie, wenn Sie sagen, daß gewisse Eindrücke im weiblichen Gemüte tiefer

und länger haften. Ich könnte Ihnen das Gegenteil aus Ihrem eignen Briefe beweisen. Gestehen Sie immer, es soll kein Vorwurf sein — sechsundzwanzig Jahre liegen hinter unsrer kurzen Bekanntschaft, und wir sehen uns beide vermutlich nie wieder — daß ich ziemlich aus Ihrem Gedächtnisse verschwunden bin, wie ich Sie verließ. Sie haben sich wenigstens nicht an mein Versprechen erinnert, Sie wieder zu besuchen, das nicht gehalten zu haben mich oft sehr ernstlich geschmerzt hat. Ich könnte die Bank in der Allee noch bezeichnen, wo ich es machte; ich war im Begriffe, zu Ihnen zu kommen, aber eine jugendliche Pedanterie, in der ich es unmöglich hielt, eine Woche später nach Göttingen zurückzukehren, hielt mich davon ab. Es ist mir ein sicherer Beweis, daß wir einander im Leben nicht nahe kommen sollten, und das einzige, was mir innig leid thut, ist, daß ich nicht bestimmt war, irgend dauernde Freude in Ihr Leben zu bringen. Trübe oder schmerzliche Empfindungen konnten sich (davon seien Sie sicher überzeugt) an den Umgang mit mir nicht knüpfen. Es trifft mich kein Vorwurf derart. Ihr Schicksal hat mich so ergriffen, wie Sie es nach diesem Geständnisse sich denken können. Ich habe es auch auf mannigfaltige Weise heute überlegt. Ich bitte Sie aber, überlassen Sie sich für den Augenblick mir, folgen Sie blindlings meinem Rate und glauben Sie dem, der mehr Welterfahrung hat als Sie, und ebenso wie Sie weiß, was ein Gemüt in Ihrer Lage bedarf. Setzen Sie aber dabei alle kleinlichen Rücksichten beiseite, seien Sie wirklich vertrauend, seien Sie gut gegen mich, und erzeigen Sie mir den größten Gefallen, den Sie mir erzeigen können. Was Sie in Ihrer jetzigen Lage brauchen, Ihre Gesundheit und Ihr Herz, ist Ruhe. Die ängstliche Sorge, die große Anstrengung für Ihre Erhaltung, untergräbt beides. Sie waren, ich erinnere mich dessen noch sehr gut, gesund und stark, Sie waren es, so scheint es, später wieder geworden. Bleiben Sie *ein* Jahr nur ruhig und pflegen Ihre Gesundheit, so wird sie wiederkehren, trotz der Stürme, die Sie bestanden haben. Dies ist zugleich der beste Rat für Ihre übrigen Pläne. Glauben Sie mir, wer in dem Augenblicke suchen muß, wo er braucht, findet schwer. Wenn man hingegen nur eine Zeitlang sorglos leben kann, finden sich die Lagen von selbst. Welcher Ihrer Pläne ausführbar sein kann, muß die Zeit erst lehren, ebenfalls was ich befördern kann. Ich halte es für Pflicht, Ihnen darüber ganz offen zu reden. O! Sie hätten sehr unrecht, es mir übel zu deuten. Die Briefe des Herzogs sind sehr gut und machen ihm Ehre, aber er kann, wie Sie aus den Briefen Ihrer Freunde sehen, *vorerst* nicht helfen. Diese Dinge müssen Sie also wenigstens der Zeit und dem Schicksale überlassen. Erlauben Sie mir das Verdienst, Ihnen diese Zeit zu verschaffen, gönnen Sie mir die Beruhigung zu wissen, daß Ihnen jetzt ein Jahr ungetrübt von kleinen äußeren Sorgen verstreichen wird. Ja, liebe Charlotte, ich bitte Sie inständig darum; verschmähen Sie mein Anerbieten nicht. Es wäre innerlich die falscheste Delikatesse von der Welt, und Sie können sicher

sein, daß niemand je als ich und Sie darum wissen wird. Ich bin nicht reich, aber ich weiß sehr gut, was ich thue, und ich sehe aus Ihrem ganzen Briefe und allen seinen Beilagen, daß Sie, was meinen Gefallen an Ihrem Leben und meine wahre Achtung für Sie vermehrt, sich an eine große Einfachheit von Bedürfnissen gewöhnt haben. Ich lege Ihnen hier eine Anweisung ein. Ich begreife, daß dies nur für Monate sein kann. Aber folgen Sie mir, schreiben Sie mir recht vertraulich, recht ordentlich, was Sie, eine Badekur eingerechnet, brauchen. Glauben Sie mir, daß ich nie mehr thue, als ich kann, geben Sie es mir zurück, wenn Ihre Lage und Ihr Schicksal sich ändert, aber begreifen Sie nur recht meinen Plan, der ganz einfach der ist, daß Sie ein Jahr vor sich haben, für das Sie nicht zu sorgen brauchen, und in dem Sie mit Freiheit und ohne Aengstlichkeit künftige Pläne bilden können. Ich fühle recht gut dasjenige, dem ich mich nach der Schilderung, die Sie mir von sich selbst machen, aussetze. Sie können alles ausschlagen, Sie können Anmaßung in mir finden, mir Vorwürfe machen. Ich muß aber doch auf meinem Vorschlage beharren, er ist der einzige Ihrer Lage angemessene. Glauben Sie ja nicht, liebe Charlotte, daß ich irgend etwas Ungeziemendes darin finde, selbst mit seiner Arbeit Verdienst zu suchen. Sie sollen ja auch nachher ganz frei sein. Nur bis Ihre Gesundheit wieder hergestellt ist, folgen Sie. Jetzt ist jede Arbeit Ihnen verderblich. Wenden Sie sich aber an andre, so glauben Sie mir, niemand antwortet Ihnen so anspruchslos, so uneigennützig; andre glauben Ihnen einen Gefallen zu thun; mir erzeigen Sie einen. — Jetzt breche ich davon ab und rede Ihnen von mir, weil Sie es wollen. Ich bin, wie man Ihnen gesagt hat, verheiratet, ich heiratete drei Jahre, nachdem ich Sie sah, und habe jetzt fünf Kinder; drei habe ich verloren. Ich heiratete bloß und nur aus innerer Neigung, und es ist vielleicht nie ein Mann in seiner Verbindung so glücklich gewesen. Nur seit den letzten zwei Jahren habe ich das Unglück, daß meine Frau kränkelt und mich meine Geschäfte oft von ihr fern gehalten haben, wie es noch jetzt der Fall ist. Da Sie, wie Sie mir sagen, manchmal von mir hörten, so werden Sie wissen, daß ich einige Jahre hindurch Gesandter in Rom war. Ich nahm die Stelle nur des Landes wegen an, und hätte es, ohne die unglücklichen Ereignisse, nie verlassen. In diesen aber wurde es gewissermaßen zur Pflicht zu dienen, und so bin ich nach und nach in verwickelte Verhältnisse gestoßen worden. Sie sind aber meiner Neigung wenig angemessen, und mir würde ein stilleres und einfacheres Leben mehr zusagen. Den Krieg hindurch war ich im Hauptquartiere, dann in England, von da ging ich nach der Schweiz, meine Frau zu besuchen, die dort hingereist war. Jetzt bin ich hier auf dem Kongresse und sie ist auf ihren Gütern, von denen sie nach Berlin gehen wird. Nach dem Kongresse besuche ich sie dort, und gehe als Gesandter nach Paris, wohin sie mir später folgen wird. Mein ältester Sohn ist schon Offizier, ging mit sechzehn Jahre ins Feld, wurde verwundet, ist aber glück-

lich geheilt und nun wohlbehalten zurückgekommen. Außer ihm habe ich drei Mädchen und einen kleinen Jungen. Die beiden jüngsten der Mädchen sind eigentlich in Italien groß geworden und konnten keine Silbe deutsch, wie sie, die älteste im zehnten Jahre, nach Wien kamen. Ich wünschte, Sie sähen sie. Es sind zwei unendlich liebe Geschöpfe. Der kleine Junge ist erst fünf Jahre. Zwei Töchter hatte ich das Unglück in Rom zu verlieren, eine Tochter, mit der meine Frau, als sie eine Reise nach Paris machte, niederkam, ohne daß ich sie sah. So wissen Sie meine äußeren Schicksale. Von den inneren läßt sich nur reden, nicht schreiben

Nun nehmen Sie noch einmal meinen herzlichen Dank. Ich weiß nicht. ob ich Sie je wiedersehen werde, und ich darf es kaum hoffen. Ich kann mir auch jetzt kein deutliches Bild von Ihnen machen. Allein wenn daher auch das, was ich von Ihnen in der Seele trage, eine Erscheinung der Vergangenheit ist, sogar eine, an die meine Einbildungskraft vieles, über die augenblickliche Dauer unsres Zusammenseins hinaus, legte, so glauben Sie gewiß, daß es nie eine flüchtige war und nie eine solche sein wird. Ganz der Ihrige. H.

Die Originalbriefe und das Erinnerungsblatt schicke ich zurück.

Zweiter Brief.

Wien, den 18. Dezember 1814.

Ihr Brief, liebe Charlotte, hat mir große Freude gemacht, und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Sie legen zu viel Wert auf das, was so natürlich war und nicht anders sein konnte. Ihr Andenken hat sich nie bei mir verloren, noch verlieren können, allein es fiel mir nicht ein zu glauben, daß ich je wieder von Ihnen hören würde, noch weniger, daß Sie meiner auch nur irgend gedächten. Auf einmal rufen Sie mir mit Güte und mit dem ungezwungenen Geständnisse, daß Sie, ohne die Umstände, die uns trennten, vielleicht mehr empfunden hätten, die Bilder der Vergangenheit und Jugend zurück. In der Rührung und in der Freude, die das in mir weckte, habe ich Ihnen geantwortet und werde ich Ihnen immer antworten. Erheben Sie mich also nicht deshalb, aber bleiben Sie mir gut, erhalten Sie mir Ihr Vertrauen; schreiben Sie mir so herzlich, so vertrauend, als jetzt, lassen Sie sich ganz mit mir gehen, wie ich mit Ihnen, und glauben Sie nicht, daß mir Ihre Briefe je zu häufig kommen, je zu weitläufig sein könnten. Es gibt nichts Beglückenderes für einen Mann, als die unbedingte Ergebenheit eines weiblichen Gemütes. Ich bin weit entfernt, den mindesten Anspruch an Sie zu machen. Ich kann kein Recht dazu besitzen. Sie können nur ein schwankendes Bild von mir in der Seele tragen. Ich muß jetzt, von Geschäften, Sorgen, Zerstreuungen

zerrissen, Verzicht darauf thun, Ihnen irgend etwas sein zu können. Aber Sie können mir, wenn Sie fortfahren mir zu schreiben, wie Sie thun, mir von Ihrem äußeren und inneren Leben zu erzählen, mit mir ohne Rückhalt so vertraulich umzugehen, wie es Ihren ersten Empfindungen für mich entsprochen hätte, eine Freude geben, die ich mit inniger und wahrer Dankbarkeit empfangen werde. Schreiben Sie mir also ja von Zeit zu Zeit. Sie schreiben natürlich und ausgezeichnet gut außerdem, und lassen Sie mich die Kinderei gestehen, schon Ihre Hand macht mir Freude, sie ist hübsch an sich und ich erinnere mich ihrer von ehemals. Reden Sie mir aber vor allem von sich selbst. Ihr letzter Brief enthält kaum ein Wort über Ihre Gesundheit. Lassen Sie mich wissen, ob Ihre Kräfte, Ihr gesundes Aussehen, Ihre Heiterkeit zunehmen. Dann muß ich Sie um Eines bitten: Warten Sie nie eine Antwort ab, mir zu schreiben; seien Sie großmütig, rechnen Sie nicht um Briefe mit mir. Ich habe sehr wenig Zeit. Ich kann nur selten, nur abgerissen schreiben, geben Sie mir, und fordern Sie nicht von mir. Sie finden vielleicht in dieser Bitte mehr Freimütigkeit, als ich haben sollte. Aber ich leugne es nicht, daß ich eigennützig mit Ihnen bin, und Sie haben eine zu gute Meinung von mir, die ich gern zur Wahrheit herunter stimme.

Sie fragen mich, liebe Charlotte, ob Sie vorerst in Göttingen oder Braunschweig leben sollen, und wollen nichts ohne meinen Willen thun. Damit berühren Sie eine sonderbare Seite in mir. Ich habe es sehr gern, wenn man meiner Bestimmung folgt. Ich will also, daß Sie nach Göttingen gehen sollen, und nicht bloß aus Gefälligkeit für Sie, weil Sie es vorziehen, sondern weil es mir lieber ist. Sie werden dies sehr sonderbar finden, und nicht erraten, was mich bestimmen mag. Auch kann ich es Ihnen kaum recht erklären; allein es ist doch nun so, wäre es auch nur, weil ich Sie von Göttingen aus sah, wie ich in Braunschweig war, Sie nicht kannte, und in Göttingen sehr oft an Sie dachte. Ueberhaupt liebe ich Göttingen, weil ich da in einer Zeit einsam lebte, in der die Einsamkeit bildend ist. Grüßen Sie in meiner Seele den Wall, und schreiben Sie mir, wenn Sie da sind, auch von den Menschen dort.

Nun leben Sie wohl, teure Frau, und werden wir nicht wieder fremd. Es ist ein wunderbares Verhältnis unter uns. Zwei Menschen, die sich vor langen Jahren drei Tage sahen und schwerlich wieder sehen werden! Aber es gibt in dieser Art der reinen und tiefen Freuden so wenige, daß ich mich schämen würde, geizig mit dem Geständnisse zu sein, daß Ihr Bild von damals her, mit allen Gefühlen meiner Jugend, jener Zeit, und selbst eines schöneren und einfacheren Zustandes Deutschlands und der Welt, als der jetzige ist, innig in mir zusammenhängt. Ich habe überdies eine große Liebe für die Vergangenheit. Nur was sie gewährt, ist ewig und unveränderlich, wie der Tod, und zugleich, wie das Leben, warm und beglückend. Mit diesen unwandelbaren Gesinnungen Ihr H.

Dritter Brief.

Burgörner, April 1822.

Es ist sehr lange, daß ich ohne Nachricht von Ihnen bin, es thut mir leid, ja es schmerzt mich, so ganz von Ihnen vergessen zu sein, während ich Ihrer oft gedachte. Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, sobald Sie diese Zeilen empfangen haben, wie es Ihnen ergangen hat und ergeht? Es mahnte mich schon lange, Ihnen zu schreiben und um Nachricht zu bitten. Vielleicht bin ich selbst schuld an Ihrem Schweigen. Meine kurzen Briefe können Sie eingeschüchtert haben, Sie mochten besorgen, mir lästig zu werden. Adressieren Sie Ihren Brief nach Burgörner bei Eisleben; ich bin hier auf einem der Güter meiner Frau. Leben Sie wohl und antworten mir gleich. H.

Vierter Brief.

Burgörner, April 1822.

Ich lasse meinem kurzen Briefe, den ich Ihnen, liebe Charlotte, vor ein paar Tagen schrieb, einen zweiten folgen. Einmal, weil ich sehr mich nach Zeilen von Ihrer Hand sehne und es mir leid thut, daß ich solange schwieg; dann auch, um noch einen andern Weg einzuschlagen, damit mein Brief sicher in Ihre Hände komme. Ich weiß Ihre Adresse nicht genau, ja ich weiß nicht einmal, ob Sie noch in *** sind. Das aber darf ich mit Zuversicht hoffen, daß Sie mich nicht vergessen haben. Ich vergesse Sie nie. Ihr H.

Fünfter Brief.

Burgörner, den 3. Mai 1822.

Ich habe Ihre beiden lieben Briefe vom 24. und 26. April empfangen, und sage Ihnen, liebste Charlotte, auf der Stelle meinen herzlichsten Dank. Sie haben mich recht sehr dadurch erfreut und ganz meinen Erwartungen entsprochen. Nie könnte ich irre an Ihnen werden oder den Glauben an die Ausdauer und die Treue Ihrer Gesinnungen und Empfindungen verlieren. Das sagte ich Ihnen schon neulich, und es ist nur natürlich. Wenn uns jemand eine so lange Reihe von Jahren, ohne irgend ein Zeichen des An-

denkens empfangen zu haben, die tiefen Empfindungen eines edlen und zarten Gemütes bewahrte, so wäre es wahrer und hoher Undank, daran ferner zu zweifeln. Es ist gewiß ein seltenes Glück für einen Mann, daß ihm ein weibliches Gemüt die ersten Empfindungen der jugendlichen Brust heilig und vertrauungsvoll bewahrt, und ich bin mir bewußt, daß ich dieses Glück, so wie es ist, würdige und schätze. Aber ich sage ohne Stolz, der mir wahrlich nicht eigen ist, allein auch ohne eine kindische Bescheidenheit, es kann auch Ihnen durch mich vieles kommen, was Ihr Leben bereichert, erheitert und verschönert. Wenn das Schicksal so etwas für zwei Menschen aufbewahrt hat, muß man es nicht hinwelken lassen, sondern erhalten und in Vereinigung bringen mit allen äußeren und inneren Verhältnissen, da auf diese Harmonie allein alle Zartheit der Gefühle und alle Ruhe der Seele gegründet sein kann. Weil nun kein persönlicher Umgang unter uns stattfinden kann, so wollen wir einen brieflichen beginnen und feststellen. Ich schreibe zwar nicht gern und klage mich zum voraus an, Sie werden sehr oft Nachsicht, Geduld und Großmut zu üben haben, aber ich lese sehr gern Briefe, besonders die Ihrigen, nicht nur, weil ich gern lese, was Sie schreiben, sonder noch mehr, weil mich Ihr äußeres und noch mehr Ihr inneres Leben in der innersten Teilnahme interessiert. Sollte ich also einmal seltener schreiben, so lassen Sie sich das nicht hindern. Schreiben Sie mir immer den 15., so habe ich immer einen Tag, auf den ich mich freue. Wenn Sie mir in der Zwischenzeit schreiben, so ist das eine liebe Zugabe, die ich stets mit Dank empfangen werde.

Ihr Gartenleben und schon die Wahl desselben hat etwas, das mir ungemein gefällt. Es spricht Ihre Neigungen charakteristisch aus und vereint Einsamkeit und Annehmlichkeit. Die erste paßt zu Ihrem Charakter, Ihren Empfindungen und Ihrer Lage; die letzte erheitert und verschönert Ihr Leben. Es ist mir daher am liebsten, Sie so zu denken, zu denken, daß Sie nur selten in die Stadt kommen. Besuche, das fühle ich, können Sie nicht vermeiden, und es ist auch gut, in einigen Verbindungen zu bleiben, besonders da Sie mir sagen, daß diese Verbindungen meist bewährte alte Freunde sind.

Daß Sie am liebsten in *** leben, wo Ihre Jugend, wenn auch nicht immer schmerzlose, doch auch frohe und heitere Erinnerungen zurückließ, begreife ich ganz. Auch ist die Gegend schön und eine größere Stadt bietet, wie Sie sehr richtig bemerken, vor allen andern, Freiheit zu leben, wie es die Neigungen fordern, und daneben, ohne großen Aufwand, manche Genüsse, welche in kleinen Städten versagt sind. Ich billige also ganz Ihren Entschluß, dort ferner zu wohnen. Sorgen Sie aber vor allem in Ihrer ländlichen Wohnung für Ihre Gesundheit. Zu wenig sagen Sie mir darüber, und doch sind Ihre Ruhe, Ihre Gesundheit, Ihr Glück das, worauf es mir ankommt. In selbstsüchtigen Wünschen und Absichten habe ich mich Ihnen nicht wieder genähert, wenn ich

auch einen Wunsch hege, den ich Ihnen nächstens aussprechen werde.

Ich schließe jetzt, ich bin seit 14 Tagen gar nicht wohl, leide zwar nur an einem katarrhalischen Fieber; da ich aber in Jahren nicht krank war, ist es mir lästig. Mit den herzlichsten, unwandelbarsten Gesinnungen der Ihrige. H.

Sechster Brief.

Burgörner, Ende Mai 1822.

Ich sage Ihnen heute zuerst, liebe Charlotte, daß ich wieder vollkommen wohl bin, damit Sie sich nicht beunruhigen.

Es geht sehr eigen mit unsrem Briefwechsel. Er fing so an, daß Sie selten Briefe von mir zu bekommen glaubten, und jetzt muß ich mich über Ihr Stillschweigen beklagen. Sie hatten mir in Ihrem letzten Briefe versprochen, mir unmittelbar nach dem 15. jedes Monats zu schreiben, das müssen Sie aber nicht gethan haben, da sonst Ihr Brief längst in meinen Händen sein müßte, und ich habe weder am vorigen Posttage noch heute das geringste bekommen. Es beunruhigt mich, da Sie krank sein können, ich suche alles auf, was Sie verhindert haben könnte. Wie dem sei, so drängt es mich, Ihnen zu sagen, daß ich sehr nach einem Briefe verlange, und die, welche ich habe, oft wieder durchgelesen habe, und immer in dankbarer Erinnerung an Ihre mir so wunderbar erhaltenen Gesinnungen. Man könnte das wohl Eitelkeit nennen, könnte es wohl nur dem Gefühle, sich geschmeichelt und gehuldigt zu sehen, zuschreiben, wenn man sich durch die Bewahrung dieser Empfindungen beglückt fühlt. Allein es wäre das doch ein zu harter Ausspruch, und gegen mich wirklich ein ungerechter, da Eitelkeit mir nie eigen war. Schwerlich hat jemand je sich selbst so unparteiisch beurteilt und so wenig schonend behandelt, schwerlich je einer so kalt und richtig erkannt, was an den Lobsprüchen andrer abzuschneiden und an dem, worüber sie schweigen, zu tadeln war. Und einem gewissen Mißtrauen in meine Kräfte und die mir hier und da beigelegten Vorzüge verdanke ich sogar die vorzüglichsten der Erfolge, die ich in Privat- und öffentlichen Verhältnissen gehabt habe. Allein ich gestehe gern, daß ich immer einen vorzüglichen Wert darauf gelegt habe, die innere Stimmung zu besitzen und zu bewahren, die auf ein weibliches Gemüt Eindruck zu machen fähig ist. Ich würde nicht so thöricht sein, mir einzubilden, daß sie mir noch jetzt eigen sein könnte. Wenn man nun aber auf eine so wahre, natürliche, so eingreifende Weise, als sich in Ihren Briefen ausspricht, überzeugt wird, daß man jenen Ausdruck tief und dauernd

erregt hat, so liegt darin ein doppeltes, die Empfindung süß erhebendes Gefühl, das des Selbstbewußtseins, und das des edlen tiefen Gemütes, welches diese Empfindungen zart zu sondern und fest aufzubewahren verstand. Darum freut mich die Erneuerung unsres Briefwechsels unendlich, und ich schmeichle mir, daß sie auch Ihnen wohlthätig sein wird; mir könnte sie nie anders sein. Ihr Bild ist mir ein ganzes Leben hindurch geblieben, in allen, auch den wechselvollsten Verhältnissen, stand es mir freundlich und licht, wie ich Ihnen neulich schrieb, vor. Ich glaubte nie wieder etwas von Ihnen zu erfahren. Die Zeit, wie Sie sich mir wieder nahten, trat gerade in die beengteste meines Lebens. Diese ist vorüber, und so mahnte es mich schon lange, Ihnen zu schreiben. Da wir uns nach so langer Zeit nur durch einzelne Briefe nahe gewesen sind, so kann es nicht fehlen, daß wir in manchen Ideen abweichend denken müssen, über die wir uns bei ruhigem und stillem Ideen-Umtausch leicht verständigen werden.

Sie erinnern mich daran, liebe Charlotte, welchen Schatz ein weibliches Herz bewahrt, und fordern mich auf, Vertrauen zu Ihnen zu haben. Glauben Sie gewiß, daß ich ein unbegrenztes Vertrauen in Sie, in Ihre Wahrheit, Ihre Treue und die Zartheit Ihrer Empfindungen setze, wie würde ich Ihnen sonst selbst so offen und wahr schreiben. Vertrauen Sie aber auch mir fest. Seien Sie sicher, daß das, was Sie mir vertrauungsvoll sagen, bei mir wie im Grabe ruht und verschlossen ist. Glauben Sie auch fest, daß ich es herzlich gut mit Ihnen meine, immer meinte und immer meinen werde; vertrauen Sie mir auch dann, wenn Sie mich nicht gleich verstehen. Ueberlassen Sie mir die Sorgfalt für die Erhaltung unsres gegenseitigen Verhältnisses, für die Entfernung jedes störenden Einflusses. Ich will niemand, aber am wenigsten Ihnen, auch nur eine meiner Meinungen aufdringen. Ich habe die unzerstörbare Ueberzeugung, daß Sie nie, weder mich noch irgend eine Idee von mir zu verkennen im stande sind, ja, ich weiß, und Sie haben es mir recht schmeichelnd wiederholt, daß Sie immer gern und mit Freuden sich von mir, wie Sie gütig sich ausdrücken, „berichtigen" lassen.

Es ist mir lieb, daß Sie niemand sagen, daß Sie Briefe von mir empfangen. Es geht niemand was an, daß wir einander schreiben; was heilig in sich ist, muß man nicht gemein machen.

Leben Sie herzlich wohl und rechnen Sie fest auf die Unwandelbarkeit meiner Gesinnungen. Ihr H.

Siebenter Brief.

Burgörner, 1822.

Ich will Ihnen, beste Charlotte, heute einen Wunsch, eine Bitte aussprechen, durch deren Erfüllung Sie mir große Freude machen werden, die ich gewiß recht dankbar empfange. Ihre Lebensgeschichte, besonders auch die Entwickelung und seltene Ausbildung Ihres inneren Lebens, möchte ich gern im Zusammenhange übersehen und genau kennen. Dieser Wunsch ist schon durch Ihre früheren Briefe in mir erregt und entstanden und durch die jetzigen vermehrt. Schwer kann es Ihnen nicht werden, Sie haben sich eine große Fertigkeit im Schreiben erworben. Sie schreiben leicht, gewandt, geläufig, natürlich und ausgezeichnet gut. Die Sprache steht Ihnen ganz ungewöhnlich zu Gebote. Ich sage Ihnen da keine Schmeichelei, es ist die Wahrheit, die ich mit Ueberzeugung ausspreche und die sich in jedem Ihrer Briefe darlegt.

Wollen Sie in meine Wünsche eingehen, so thun Sie es auf folgende Weise: Fangen Sie mit Ihrem Geburtstag und Jahr an, in chronologischer Folge und in der größten Ausführlichkeit. Schreiben Sie aus dem Gedächtnisse, auf was Sie sich besinnen, nicht aus der Phantasie. Gehen Sie zurück in Ihre Kindheit und Jugend, zurück auf Ihre Eltern und Großeltern, auf Ihre Vorfahren, wenn Sie davon Nachricht haben. Lieb wäre es mir, wenn Sie in dritter Person redeten. Geben Sie den Orten und Menschen, wenn Sie dahin kommen, auch mir, andre Namen, nur den Namen Charlotte behalten Sie. Ich habe das mit Goethe gemein, daß ich eine besondere Vorliebe für Ihren Namen habe. Aber reden Sie über sich vor allem wie über eine dritte, loben und tadeln Sie sich, wo Sie ein andrer loben und tadeln würde.

Was ich besorge, ist, daß Sie von schmerzlichen Erinnerungen ergriffen werden, da ich ja schon weiß, daß Sie viel gelitten haben. Allein vorerst sind Sie davon noch fern. Kindheit und Jugend sind meist heiter und froh, und waren es gewiß auch bei Ihnen, und die Schilderung beider werde ich von Ihnen mit Freude empfangen. Sie schreiben nur für mich, und kein andres Auge als das meinige ruht auf dem, was Sie für mich schreiben. Ich sehe Ihrem Entschlusse und Ihrer Antwort mit Verlangen entgegen. Leben Sie herzlich wohl! Ihr H.

Achter Brief.

Burgörner, 1822.

Meine beiden Briefe werden Sie, liebe Charlotte, empfangen haben, ob sie gleich noch unbeantwortet sind. Beide hatten die

Absicht, Sie über Ihre Bedenklichkeiten zu beruhigen. Ich hoffe, das ist mir gelungen, und ich wiederhole Ihnen heute zuerst, was Ihnen mein letzter Brief sagte, daß alles, was Sie mir aus Ihrem Leben und Ihrer Vergangenheit mitteilen, ganz durch Ihre Empfindungen' bestimmt werden muß. Es soll ein Zurückgehen in die Vergangenheit sein, mit dem, der den innigsten Teil an Ihnen nimmt, aber kein Aufreißen schmerzlich vernarbter Wunden, das mußte ich Ihnen zuerst sagen.

Recht herzlich danke ich Ihnen für die mir als Probe übersandten wenigen Bogen. Die Erzählung beginnt so ganz zu meiner Zufriedenheit, nur wünsche ich doch hier und da noch mehr Ausführlichkeit. Lassen Sie sich ja keine Furcht angehen, daß Sie zu weitläufig werden könnten, und denken Sie nicht, wie langsam Sie verweilen. Wir leben beide noch sehr lange, wenngleich Sie länger. (!!) Gerade die Schilderungen Ihres väterlichen Hauses, bestes Kind! haben ein großes Interesse für mich, und Sie haben wieder völlig wahr gemacht, was ich Ihnen immer sagte, daß Sie sehr gut schreiben, sehr wahr, hübsch und natürlich erzählen. Fahren Sie nur ebenso fort, und wenn es Ihnen manchmal beschwerlich wird oder Ihnen Zeit raubt, so denken Sie, daß Sie mir Freude damit machen. Es verlängert und erweitert gewissermaßen das Leben, wenn man so individuelle Schilderungen einer Zeit vor sich hat, die man an ganz andern Orten und in ganz andern Verhältnissen erlebte, und es gibt doch in der Welt nichts Interessanteres für den Menschen, als wieder der Mensch. Man kann eigentlich nie genug sehen und nie genug hören. Es entstehen selbst durch jedes neue Gesicht, möchte ich sagen, neue Ideen. Erhält man nun aber gar bestimmte, ins Detail gehende Schilderungen, so sind es nun Figuren, die sich vor der Seele bewegen, und mit denen man ebenso lebt wie in der Wirklichkeit. Dieser Hang, sich eigentlich an Menschengestalten zu ergötzen, in ihnen wie unter Anwesenden zu leben, verträgt sich doch sehr gut mit dem entschiedensten Hange zur Einsamkeit. Sobald man mit Menschen umgehen muß, oder noch mehr, sobald man recht gern mit ihnen umgeht, befindet man sich selbst zu sehr in Thätigkeit, will sich auch wohl selbst geltend machen, und wird von bloß reiner Beschauung abgezogen. Lebt man aber mit dem Hange zur Einsamkeit unter Menschen, was man von Zeit zu Zeit nicht vermeiden kann, so gehen sie mehr wie Figuren der Beschauung vor einem vorüber, man richtet seine Aufmerksamkeit ganz auf sie und nicht auf sich selbst. Wie man auf sie wirkt, wie man ihnen gefällt, bleibt einem sehr gleichgültig, wenn man sie nur in ihrer eigentlichen Natur sieht. Kehrt man dann in die wirkliche Einsamkeit zurück, so hat man viele Bilder um sich, und wenn man zu innerer Geistesbeschäftigung geneigt ist und aufgelegt, so entstehen aus den wirklichen Menschen idealische in der Phantasie, denen die wirklichen nur in den äußeren Umrissen zum Grunde liegen. Alle moralischen Fragen, alle tieferen Betrachtungen über Leben und Zweck des Lebens, über Glück und Vollkommenheit, über

Dasein und Zukunft gewinnen ein reicheres Interesse, erlauben mannigfaltigere Anwendungen, wenn man sie gleichsam an so vielen Menschengestalten einzeln prüfen kann. Denn in jedem, auch selbst unbedeutenden Menschen liegt im Grunde ein tieferer und edlerer, wenn der wirklich erscheinende nicht viel taugt, oder noch edlerer, wenn er in sich gut ist, verborgen. Man darf sich nur gewöhnen, die Menschen so zu studieren, und man kommt unvermerkt aus einem anscheinend alltäglichen Leben in eine ungleich höhere und tiefere Ansicht der Menschheit überhaupt. Es ist ja eigentlich das, worin das Gepräge jedes größeren Dichters liegt, diese Ansicht überall, und da er nur frei schaffen kann, ganz rein zu geben, oder vielmehr sie mitten aus aneinander gereihten, oft zufällig scheinenden Begebenheiten hervortreten zu lassen. Die Geschichte hat etwas Aehnliches. Das menschliche Wesen tritt auch schon reiner und größer in ihr hervor, als in den tausendfältigen kleinen Umgebungen der Gegenwart. Einen interessanten Charakter mehr im Bilde zu besitzen, ist ein eigentlicher Lebensgewinn, und mit dem einzelnen verbinden sich nur bisweilen die von Ständen, Zeiten, Gegenden. So habe ich immer eine entschiedene Neigung zu den Landpredigern gehabt, und eine Art romantische für ihre Töchter. Das war schon in mir, ehe ich Sie gesehen hatte, und nachher hat es eben durch Sie unendlich in mir zugenommen, obgleich Sie die einzige geblieben sind, die diesen Eindruck auf mich gemacht hat. Einen großen Teil alles Guten im deutschen Charakter habe ich aus den Landprediger-Töchtern abgeleitet: die tiefe, nicht tändelnde Empfindung; die Einfachheit bei hoher Bildung; die Entfernung alles vornehmen unangenehmen Tones, bei allen Eigenschaften, die man in vornehmen Zirkeln gern hat. Ich habe davon oft gesprochen und dann bei mir lachen müssen, daß ich das alles im Grunde von Ihnen herleitete, da ich nie eine andre Prediger-Tochter auch nur irgend näher gekannt hatte. Aber ich hatte, wie ich Ihnen sage, ein Vorgefühl davon, denn schon zu Ihnen hat mich diese Neigung, wie wir uns sahen, schnell hingezogen. Nur waren Sie mir, ein halbgesehenes Bild, entschwunden, und gehörten also ganz der Phantasie an. Daher hat nun auch alles, was Sie mir von Ihrer Kindheit, Ihrer Jugend, Ihrem elterlichen Hause sagen, ein besonderes Interesse für mich. Ich prüfe dann, ob ich richtig oder falsch ahnte, und befinde mich in der Welt, in die mich meine jugendliche Phantasie versetzt hatte. Es ist mir jetzt doppelt leid, daß ich Ihren Vater und Sie nicht in demselben Herbste, wo ich Sie zuerst sah, besuchte. Ich war in Düsseldorf bei Jacobi und wollte von dort zu Ihnen, aber Jacobi hielt mich länger auf, und nun eilte ich nach Göttingen zurück. Man hat in der Jugend oft eine einfältige Pflichtmäßigkeit. Um ein paar Kollegienstunden nicht zu versäumen, versäumte ich etwas, was sich nie nachholen läßt, mir ein lebendiges Bild von Ihnen in jener Zeit, Ihrem Elternhause, Ihrem ganzen Leben zu verschaffen.

Ich sagte im Anfange, daß Sie nicht ausführlich genug ge-

wesen wären; darüber werden Sie lachen, da Sie schon alles menschenmögliche Maß überschritten zu haben glauben. Aber es ist doch so. Ich meine nämlich, daß Ihre Schilderungen noch umständlicher sein, noch mehr Züge dessen, wie es um Sie her war, enthalten sollten. Die Frage, die ich hersetzen will, müssen Sie mir noch in einem Ihrer nächsten Briefe auf einem besonderen Blatte pünktlich und genau beantworten: Wie Ihre Mutter aussah? Das läßt sich doch beschreiben. Sie haben es aber gar nicht gethan. Von allen Personen, die oft und viel in Ihrer Erzählung vorkommen, müssen Sie das immer thun. Was Sie sich also von den Gesichtszügen und dem Körperbaue Ihrer Mutter erinnern, schreiben Sie ja ganz genau. Dann haben Sie mir zwar das Innere Ihres elterlichen Hauses beschrieben, aber nicht bestimmt genug. Ob die Lage des Hauses, des Ortes, die Umgebungen gegen Gärten, gegen Nachbarhäuser, ob die Gegend anmutig war, ob Sie aus den Fenstern ins Grüne, ob weit ins Ferne sahen, von dem allen steht kein Wort in Ihrer Erzählung, und das sind ja ganz wesentliche Umstände, das holen Sie ja nach und machen Sie die Schilderung so, daß ich mir ein bestimmtes Bild davon entwerfen kann. Diesen Wunsch müssen Sie mir befriedigen, sonst schwankt alles in der Phantasie, und selbst die Gedanken und Empfindungen verlieren dadurch an ihrem Gehalte.

Sie werden mich recht lästig mit meinen Bitten finden, aber Sie haben sich einmal darauf eingelassen, sie zu erfüllen.

Ich bin allein hier und nicht auf lange Zeit. Richten Sie aber doch Ihren nächsten Brief hierher; vermutlich findet er mich noch hier, und ist das nicht, so geht er von hier von selbst nach Berlin, wohin ich zurückkehre. Sie erinnern sich wohl — Burgörner bei Hettstädt. Leben Sie herzlich wohl, liebste Charlotte, mit immer unveränderlichen Gesinnungen Ihr H.

Neunter Brief.

Tegel, den 10. Juli 1822.

Ich glaube, Ihnen schon gesagt zu haben, daß ich Sie bitte, Ihre Briefe, wenn die meinigen diese Ueberschrift tragen, immer nach Berlin zu adressieren, sie kommen mir sicherer zu. — Hier brachte ich meine Kindheit und einen großen Teil meiner Jugend zu. Ich liebe Tegel sehr. Die Gegend ist wenigstens die hübscheste um Berlin; auf der einen Seite ein großer Wald, auf der andern von Hügeln, die schön bepflanzt sind, eine Aussicht auf einen ausgedehnten, von mehreren Inseln durchschnittenen See. Um das Haus und fast überall sind hohe Bäume, die ich in meiner Kind-

heit erst in mäßiger Stärke sah, und die nun mit mir emporgewachsen sind. Ich baue jetzt ein neues Haus hier, das schon halb fertig ist, und bringe auch hierher die Gemälde und Marmorsachen, die wir haben, so wird es ein anmutiger Wohnplatz, von dem ich selten in die Stadt kommen werde.

Hier bekam ich auch Ihre beiden lieben Briefe, den vom 25. v. M. und den vom 3. d. M., für die ich Ihnen herzlich danke. Ich beantwortete den ersten, in dem Sie mich so sehr bitten, Ihnen augenblicklich zu schreiben, nicht gleich, weil ich wußte, daß einer von mir in der Zeit in Ihren Händen sein müßte.

Daß ich Ihren Hang zur Einsamkeit tadeln oder einschränken möchte, dürfen Sie nie fürchten. Ihr alter väterlicher Freund E. ist aber doch wohl hier viel gütig-sorglicher gewesen, und hat an Ihr Glück gedacht und geglaubt, Sie hätten mehr Vergnügen, in einer geselligeren Art zu leben. Ich meine nun das gar nicht, allein, wenn ich es auch meinte, so würde ich doch mehr zur Einsamkeit raten. Es ist nun einmal (das lobe ich aber nicht) meine Art so, bei mir (das möchte hingehen), aber auch bei andern, viel weniger auf ihr Glück, ihren Genuß, als auf das, was sie in sich sind, auf den vorzüglicheren Grad und die eigentümliche Art ihrer Gemütsstimmung zu sehen. Diese nun aber ist schon schöner, wenn man die Einsamkeit liebt, und wird schöner, wenn man dieser Liebe nachhängt; sie würde es aber allmählich auch, wenn man von Natur die Einsamkeit nicht liebte, und sich nur Gewalt anthäte, in ihr zu beharren. Das ist so in vielem meine Theorie.

Daß Sie mir gelegentlich erzählen, daß an Ihrem Haus und Garten ein Bach mit einem Steg ist, hat mir Vergnügen gemacht. Solche kleine Züge bezeichnen die ganze Lage und versetzen einen in die Gegenwart. Denken Sie nun auch hübsch an mich, teure Charlotte, hinter Ihrem Bache.

Der Aufsatz, den Sie mir vorerst als Beantwortung meiner Frage senden, der ursprünglich nicht für mich bestimmt war, in dem aber eine Stelle über mich vorkommt, für die ich Ihnen sehr dankbar bin, hat mich sehr interessiert. Ich liebe die Ansichten, die jemand, der bei vielen andern genauen Uebereinstimmungen doch sehr verschieden sein muß, über Gegenstände wie über Schriften hat, mit denen man durch das Leben gegangen ist. Es muß in solchen Beurteilungen vieles einseitig, selbst unrichtig sein, aber es ist die wahre, die natürliche und die eigne Ansicht, diese zieht immer an, weil man von ihr aus wieder Blicke in das Individuum thut, sie ist auch im hohen Grade belehrend, weil man sie sich gar nicht so von selbst vorstellen kann, und den Wert, den Eindruck, die Wirksamkeit der Dinge meist nur nach allgemeinen Maßstäben mißt und nur gewohnt ist, sich alles im Zusammenhange mit Denkart, Charakter, Erziehung und äußeren Umständen zu denken. Man wird die individuelle Ansicht immer ehren, auch wenn man nicht darin übereinstimmen könnte. Das, was Sie über mich sagen, ist sehr liebevoll und gütig, aber ich kann auch gewiß hinzusetzen, daß

das gewiß wahr ist, daß ich unfähig wäre, je einen Menschen, der mir irgend nahe stand, zu vergessen oder aufzugeben, ich verfolge vielmehr jede Spur, die aus der Vergangenheit übrig ist. Jede solche Verbindung, ja jedes solches bloßes Begegnen, hängt ja mit so vielen in Einem zusammen und das Leben ist ein solches Stück- und Flickwerk, daß man nicht genug trachten kann, die zusammenhängenden Teile fester aneinander zu knüpfen. Freilich kommt es auch darauf an, daß die, an die man sich auf solche Weise erinnert, noch etwas behalten haben, was dem Bilde entspricht, das in der Seele lebt. Aber selbst wenn das nicht ist, wie ich auch deren Beispiele in meinem Leben habe, so ergötze ich mich doch, wenn mir solche Personen wieder vorkommen, sie und ihr Treiben zu betrachten, ohne ihnen weiter ein fortdauerndes Interesse zu beweisen. Bei Ihnen ist das nun aber sehr anders; Sie haben so lange Jahre mein Andenken treu bewahrt, ohne irgend ein Zeichen des Andenkens von mir zu empfangen; Sie leben gern und viel in Gedanken mit mir; Sie machen keine Ansprüche noch Forderungen an mich, als die ich gern und mit Freuden erfülle.

Sie bitten mich abermals, meine Briefe bewahren zu dürfen. Liebe Charlotte, ich bin ein großer Feind von alten Briefen, und wenn auch gar nichts darinnen steht, was irgend jemand im mindesten nachteilig sein könnte, habe ich das Aufheben nicht gern. Ein Brief ist ein Gespräch unter Anwesenden und Entfernten. Es ist seine Bestimmung, daß er nicht bleiben, sondern vergehen soll, wie die Stimme verhallt. Bleiben soll der Eindruck, den er in der Seele hervorbringt, und den dann der zweite und die folgenden verstärken oder verändern u. s. f.

Aber Sie legen einen so hohen Wert darauf, Sie bitten mich so inständig und dringend darum, daß ich es Ihnen gewiß nicht abschlagen will. Behalten Sie also immerhin die Blätter. Es ist ja dazu sehr lieb und gut von Ihnen, daß Sie sagen, Sie holen sich immer daraus, was Sie bedürfen. Ich schreibe nie eine Zeile, die ich nicht mit Fug und Recht verteidigen könnte, so ist es mir auch nicht gegeben, über das Schicksal meiner Briefe unruhig zu sein. Auch war es das nicht, was mich bewog, Sie um Verbrennung der meinigen zu bitten, sondern, wie ich oben sagte, weil ich das Aufheben der Briefe überhaupt nicht liebe. Selbst das Lesen alter Briefe will mir nicht recht einkommen. Ich dächte, man beschäftigte sich lieber mit dem Gegenstande in Gedanken, an dem das Herz hängt, da der Brief doch sein Leben verloren hat, wenn er nicht eben von geliebter Hand kommt. Bei Ihnen ist das anders. So behalten Sie immerhin die Briefe. Es macht mir Freude, Ihnen einen Wunsch zu gewähren, da Sie so selten einen Wunsch aussprechen. Nun leben Sie herzlich wohl, liebste Charlotte, und bleiben Sie um mich mit Ihren Gedanken, die meinigen teilen oft Ihre Einsamkeit. Ihr H.

Sie wundern sich, daß eine Liebe zur Beschäftigung mit Empfindungen, eine Milde und Zartheit in denselben, ein Eingehen in fremde Gemütsstimmungen, mir unter vielen und abziehenden Geschäften geblieben ist. Das kommt doch nur daher, daß jenes eigentlich die natürliche Beschaffenheit meines Gemütes ist, und daß es mir immer eigen gewesen ist, gegen das innere und eigentliche Sein, die Geschäfte nur wie eine Art Nebensache zu behandeln, immer ihrer mächtig zu bleiben, statt mich von ihnen beherrschen zu lassen. Man macht sich darum und auf diese Weise nur desto besser. Und das, was den Menschen als Mensch berührt, die Gefühle, die ihn erfüllen, die sich in ihm drängen und stoßen, haben immer einen hauptsächlichen Reiz für mich gehabt. Ich habe zuerst damit angefangen, mich selbst zu kennen und mich selbst zu beherrschen, und kein Mensch kann sich klarer durchschauen, keiner sich mehr in seiner Gewalt haben, als ich. Ich habe dabei immer nach zwei Dingen gestrebt: mich empfänglich zu halten für jede Freude des Lebens, und dennoch durchaus in allem, was ich mir nicht selbst geben kann, unabhängig zu bleiben, niemandes zu bedürfen, auch nicht der Begünstigungen des Schicksals, sondern auf mir allein zu stehen, und mein Glück in mir und durch mich zu bauen. Beides habe ich in hohem Grade erreicht. Ueber keine Freude und keinen Genuß des Lebens bin ich hinweg, wie es die Leute nennen. Die einfachste Sache, wenn sie nur etwas Anmutiges oder Höheres an sich trägt, oder wenn sie mir durch irgend etwas Besonderes zusagt, gewährt mir reine Freude. Daher niemand so dankbar ist als ich, weil wirklich auch wenig Menschen soviel Grund zur Dankbarkeit haben. Teils begegnet ihnen vielleicht weniger Erfreuliches, teils aber finden sie auch in dem, was ihnen begegnet, das Erfreuliche nicht so heraus, und genießen es nicht wie sie könnten. Aber kein Mensch ist auch so wenig bedürftig, als ich, und darauf beruht ein großer Teil meines Glückes, denn jedes Bedürfnis ist, wie es befriedigt wird, nur eigentlich Stillung eines Schmerzes, und alles, was darauf verwendet wird, geht dem reinen, ruhigen, stillen Genusse ab.

Die Fähigkeit, sich einem fremden Willen, bloß weil es ein solcher Wille ist, auch geradezu gegen die Neigung zu unterwerfen, als muß sich zu unterwerfen, diese Fähigkeit bedarf jeder, auch der Mann, und ich würde mich sehr tadeln, wenn ich nicht wüßte, daß ich sie hätte. Sie macht überdies das Gemüt milder, weicher und, so sonderbar es scheint, zugleich stärker, selbständiger und der Freiheit würdiger.

Ohne Kampf und Entbehrung ist kein Menschenleben, auch das glücklichste nicht, denn gerade das wahre Glück baut sich jeder nur dadurch, daß er sich durch seine Gefühle unabhängig vom Schicksale macht.

Zehnter Brief.

Burgörner, im Juli 1822.

Ich habe zwei recht liebe Briefe von Ihnen bald nacheinander empfangen, liebe Charlotte, die mir herzliche, wahre Freude gemacht haben und wofür ich Ihnen ebenso herzlich danke. Die Güte und Liebe, die Sie mir so treu, wahr und natürlich bezeigen, thut meinem Herzen unendlich wohl, und wenn ich auch fühle, daß, wenn Sie von mir reden, das nur nach der Art ist, wie Sie mich ansehen, nicht gerade wie ich wirklich bin, so freut es mich, selbst da ich viel abbrechen muß, da ja dieses liebevolle Zusetzen eine Folge und ein Beweis Ihrer Empfindung ist. Die Erinnerungen an Pyrmont haben mich sehr gefreut; auch mir steht noch vieles, sehr vieles in der Erinnerung von jener Zeit her. Mancher Gespräche unter uns erinnere ich mich auch noch. Es war in jener Zeit und selbst in der Gegend eine Scheide im Urteil über viele Dinge, auch über Dichtungen und Charakterformen, die in jeder Zeit sehr in Verbindung miteinander stehen. Die einen lebten mehr in Klopstock, den Stolbergen, und den Dichtern und Theaterstücken, die ruhiger und weniger exzentrisch hinliefen; die andern mehr in Goethe, Schiller, von dem man damals eigentlich nur die ersten Stücke hatte (die Räuber, Fiesko), und allem Regellosen, Exzentrischen. Ich stand noch sehr unentschieden. Sie schienen mir mehr auf die erste Weise gebildet. Ich erinnere mich, daß Sie die Schillerschen Stücke nicht liebten. Alles das ist mir sehr im Gedächtnisse geblieben, und ist mir noch heute, selbst außer der Persönlichkeit, merkwürdig, weil sich seit jener Zeit, auch in den inneren Ansichten, viel mehr verändert hat, als die doch nicht so unendlich lange Reihe der Jahre voraussetzen ließe. Darum ist es mir auch sehr angenehm, wenn Sie, liebe Charlotte, gerade in Ihrer Jugend recht lange verweilen, in der Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung. Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie sich dieser Arbeit recht sorgfältig unterziehen. Auch wünschte ich genauer zu erfahren, durch welche Bücher Sie schon früh eine so ungewöhnlich ernste Bildung und Stimmung bekommen haben, und wie und wodurch diese in späteren Jahren sich so sehr befestigt hat. Ich wiederhole auch hier, Sie können in dem allen nicht weitläufig genug sein. Ueber das: jemand nach seinem Charakter behandeln, kann ich nicht ganz Ihrer Meinung sein. Ich thue es immer, einesteils weil es leicht zum Zwecke führt, dann, weil ich nicht berufen bin, auf den Charakter der Menschen gegen ihren Willen einzuwirken, endlich, weil die Menschen dabei glücklich und heiter bleiben und man gern Glück und Heiterkeit um sich verbreitet. Allein, was mich selbst betrifft, so wünsche ich immer und thue alles dazu, daß mich die Menschen nicht nach meinem Charakter nehmen mögen. Denn was heißt das anders, als den Charakter, wie er nun einmal ist, für abgeschlossen und unverän=

derlich annehmen, und ihn in allem, was er in sich enthält, zu bestärken? Nun aber ist keines Menschen Charakter fehlerfrei, es heißt also auch den Menschen in seinen Fehlern bestärken. Ich weiß wohl, daß es mich manchmal tief schmerzt, wenn ich gegen meinen Charakter behandelt werde, allein ein solcher innerer Schmerz ist allemal heilsam, und das wahre Glück beruht gar nicht auf Schmerzlosigkeit. In dem Grade nun, daß die Menschen meines vertrauten Umgangs mir zu erkennen geben, daß sie auch gern mit Kraft und Selbstverleugnung an sich arbeiten, daß sie heilsame Schmerzen nicht scheuen, behandle ich auch sie weniger mit Rücksicht auf ihren Charakter, und so könnte ich wohl bisweilen gegen die, welche mir innerlich am nächsten stehen, gerade am wenigsten schonend erscheinen. — Es thut mir sehr leid, aus einzelnen Aeußerungen zu erkennen, daß Sie leidend waren, vielleicht noch sind. Schonen Sie sich, liebe, gute Charlotte, schonen Sie sich auch für mich, denken Sie, daß es mich unendlich bekümmert, Sie leidend zu wissen. Ihre Ruhe, Ihre Heiterkeit, vor allem Ihre Gesundheit ist es, worauf es mir ankam. Frauen sind darin glücklicher und unglücklicher als Männer, daß ihre meisten Arbeiten von der Art sind, daß sie während derselben meist an ganz etwas andres denken können. Ich würde es ein Glück nennen. Denn man kann ein ganz inneres Leben fast den ganzen Tag fortführen, ohne in seinen Arbeiten oder in seinem Berufe dabei zu verlieren oder gestört zu werden. Es ist das auch wohl ein Hauptgrund, warum wenigstens viele Frauen die Männer in allem übertreffen, was zur tieferen und feineren Kenntnis seiner selbst und andrer führt. Allein, wenn jene inneren Gedanken nicht beglückend, oder wenn sie wenigstens das nicht rein und unvermischt sind, sondern niederschlagend und beunruhigend dabei, so ist allerdings die Gefahr größer, welche die innere Ruhe bedrohet; da Männer in ihren Geschäften selbst, auch wider ihren Willen, Zerstreuung und Abziehung von einem das Innere einnehmenden Gedanken finden.

Fürchten Sie nie, daß mir Ihre entschiedene Vorliebe für die einsame Stille, die Sie sich selbst geschaffen haben, mißfallen könne. Gerade das Gegenteil. Die Zeichnung Ihres kleinen Landhauses und Gartens, die Ihrem letzten Briefe beigelegt war, hat mir Vergnügen gemacht; es ist angenehm, sich mit jemand, den man liebt, alle Umgebungen denken zu können. Die Einseitigkeit, welche, wie Sie sagen, E. für Sie gefürchtet und darum die große Zurückgezogenheit, worin Sie leben, nicht ganz gebilligt habe, ist allerdings etwas, das nicht taugt. Einmal aber ist sie bei Ihnen nicht zu besorgen, anderenteils auch kann man doch für sehr vieles verstummen, ohne zu verarmen im Innern, oder dem Wahren, Guten und Schönen abzusterben.

Die Abgeschiedenheit spannt alle Vermögen eines weiblichen, in sich zarten und tiefen Gemütes höher, läutert die Seele und zieht

sie ab von den kleinlichen, zerstreuenden Rücksichten, worein Frauen leichter verfallen als Männer. Auch gibt eine Frau, die die Einsamkeit liebt und in ihr lebt, gleich den Begriff, daß sie keine Freude sucht, als die sie aus der Tiefe ihres eignen Innern schöpft, und das ist das Haupterfordernis, um einem selbst tiefer und besser fühlenden Manne zu gefallen und ein bleibendes, unwandelbares Interesse einzuflößen.

Die wenigsten Menschen verstehen, wie unendlich viel in der Einsamkeit liegt, und gerade für eine Frau liegt. Wenn sie verheiratet ist und Kinder hat, ist ihr Familienkreis ihre Einsamkeit, im entgegengesetzten Falle aber ist es eine absolute, in der man wirklich allein lebt und wenig Menschen sieht.

Das Glück vergeht und läßt in der Seele kaum eine flache Spur zurück, und ist oft gar kein Glück zu nennen, da man dauernd dadurch nicht gewinnt. Das Unglück vergeht auch (und das ist ein großer Trost), läßt aber tiefe Spuren zurück, und wenn man es wohl zu benutzen weiß, heilsame, und ist oft ein sehr hohes Glück, da es läutert und stärkt. Dann ist es eine eigne Sache im Leben, daß, wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, sondern nur an strenge, sich nicht schonende Pflichterfüllung, das Glück sich von selbst, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweise einstellt. Dies habe ich oft bei Frauen in sehr unglücklichen ehelichen Verhältnissen erlebt, die aber lieber untergingen, als ihre Stelle verlassen wollten. Leben Sie herzlich wohl. Ihr H.

Elfter Brief.

Berlin, den 2. Dezember 1822.

Ich habe Ihren Brief, liebe Charlotte, empfangen, und danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Es gehört immer zu meinen angenehmsten Empfindungen, etwas von Ihnen zu erhalten, und jemehr ich darin Ihre treue und liebevolle Anhänglichkeit erkenne, desto tiefer ist der Eindruck, den Ihre Zeilen auf mich machen. Die Erinnerung der Vergangenheit gesellt sich alsdann zu dem Genusse der Gegenwart, und ich rechne es immer zu den günstigsten Schicksalen meines Lebens, daß Sie mein Andenken haben bewahren wollen, und daß, wie mich Ihnen Beschäftigungen, Schicksale genähert haben, Sie fortdauernd Wert auf meine Teilnahme legen, in meine Ideen eingehen, und es sich selbst für ein Glück,

ja wohl gar mir zum Verdienste anrechnen, daß mir Empfindungen blieben, die nur mit meinem eignen Leben aufhören können. Es könnte mich dieser Beifall eigentlich stolz machen, allein dazu habe ich keine Anlage. Ich kenne mehr, wie irgend einer, meine Fehler und Schwächen und weiß, daß es kein Verdienst genannt werden kann, daß, wenn man einmal vom Schicksale gewürdigt worden ist, das natürlich Treffliche und Gediegene zu sehen, wenn es sich, auch durch eine Gabe des Glückes, einem wirklich erschlossen hat, man es nun auch im Tiefsten der Seele festhält und sich nicht wieder entreißen läßt. Für ein solches Glück halte ich es, daß ich Sie einmal sah und Sie mir blieben, und fortfuhren, mir mit Treue anzuhängen, sich noch jetzt gern und willig mir unterordnen, und mir erlauben, Ihnen so vertraulich zu schreiben. Ich habe die Stimmung von der Natur empfangen, die ich für eine ihrer wohlthätigsten Gaben halte, daß ich das Unglück nie fürchte, ja, wo es mich betraf, und das ist doch einigemal auf sehr harte Weise geschehen, es nur als einen ernsten, aber nicht übelwollenden Begleiter betrachtete; dagegen das Glück unendlich schätze, erkenne und genieße. Ich meine aber so das recht reine Glück, das, von allem Verdienste entblößt, uns die Götter schicken, ohne daß der Mensch dazu das Mindeste thut. Ein solches Glück war es, daß Sie mir je begegneten, daß mir ein irdisches Bild vor Augen trat, das mir blieb und immer bleiben wird, mit dem nichts meinen Frieden stören kann, und stören wird. Denn selbst wenn es möglich wäre, daß Sie etwas anwandelte, das ich mißbilligen müßte, so bliebe jenes Bild ewig rein und unentweiht in mir. Es wäre dann etwas, das Ihnen so begegnete, wie es jedem Menschen wohl begegnen kann, es wäre aber nicht in die Züge verwebt, die den Umriß jenes Bildes ausmachten. Denn jeder Mensch trägt eigentlich, wie gut er sei, einen noch besseren Menschen in sich, der sein viel eigentlicheres Selbst ausmacht, dem er aber wohl einmal untreu wird, und an diesem inneren und nicht so veränderlichen Sein, nicht an dem veränderlichen und alltäglichen muß man hängen, auf jenes dieses zurückführen, und manches verzeihen, woran jenes tiefere Sein unschuldig ist. So hatte ich ja auch nie geahnt, welchen Schatz von Liebe und Treue Sie mir ein langes Leben bewahrten. Wie sollte es mich nicht beglücken! Diese Empfindungen, die Sie für mich hegen, die Gefühle, die aus jedem Ihrer Briefe sprechen, sind ja der Grund, auf dem alles, was wir miteinander wechseln, rein und schön hinfließt, von dem es die Farbe annimmt und in dessen Licht es erscheint. Darin liegt auch der große Reiz, den Ihre Lebensbeschreibung für mich hat. Je mehr ich die Umgebungen kennen lerne, in denen Sie, meine gute Charlotte, aufwuchsen, je mehr ich Sie mir darin denke, desto mannigfaltiger bewegt schweben mir die Züge vor, an die meine Einbildungskraft immer gern und lieblich geheftet ist. Solchen Genuß der Phantasie rechne ich zu den höchsten, die den Menschen gegeben sind, und in vieler Rücksicht ziehe ich ihn der Wirklichkeit vor. In diese kann immer leicht etwas

störend eintreten, aber jene nähert sich den Ideen, und das Größte und Schönste, das Menschen zu erkennen im stande sind, bleiben doch die reinen, nur mit dem inneren Blicke erkennbaren Ideen. In ihnen zu leben ist eigentlich der wahre Genuß, das Glück, was man ohne Beimischung irgend einer Trübheit in sich aufnimmt. Nur haben wenig Menschen eigentlich Sinn dafür. Denn es gehört dazu eine Neigung der Beschauung, die in Menschen unmöglich ist, bei denen Sinnlichkeit und innere moralische Empfindung in Verlangen zur Wirklichkeit und zum Genusse übergehen. Ich bin von diesem Verlangen mein ganzes Leben hindurch sehr frei gewesen und habe daher mehr durch den Anblick am Inneren und Aeußeren genossen, und in beiden Rücksichten mehr die Wahrheit der Dinge erkannt, ohne mich Täuschungen hinzugeben.

Sie haben mich, liebe Charlotte, schon vor längerer Zeit gebeten, Ihnen Nachricht von den Meinigen zu geben; Sie haben den Wunsch leise erneuert und sprechen ihn jetzt wieder auf eine so zart empfundene Art aus, daß ich mir fast einen Vorwurf darüber mache. Sie sagen: Die nahen Angehörigen geliebter Männer seien für Frauen unendlich teure, geheiligte Gegenstände; die Kinder, Teile seines Wesens, die Lebensgefährtin, als die Mutter dieser, würden in dem Grade, wie sie den Geliebten beglücken, von der innigsten Zärtlichkeit umfaßt. Indem ich es zu würdigen weiß, aus wie edler Quelle dergleichen Aeußerungen kommen, danke ich Ihnen recht herzlich dafür. Ich habe es nur von Brief zu Brief verschoben, weil ich gewöhnlich das letzte Wort eines Blattes und die letzte Viertelstunde der Zeit erreichte, ehe ich dazu kam. Ich fange bei meiner Frau an, da ich mich nicht erinnere, ob Sie wissen, wer sie eigentlich ist. Wenn ich Ihnen also etwas sage, was Ihnen bekannt ist, so seien Sie mir darum nicht böse. Sie war ein Fräulein von Dacheröden, in ihrer Jugend sehr schön, und, ob sie gleich acht Kinder gehabt hat, noch viel mehr erhalten, als es Frauen, die nicht in dem Falle sind, gelungen ist. Sie ist seit einiger Zeit kränklich, aber auf keine Weise, die Besorgnis erregte oder ihre natürliche Heiterkeit störte. Burgörner gehört ihr und ist eines ihrer Güter, dahingegen Tegel und die schlesischen mir gehören. Unsre Ehe wurde bloß durch gegenseitige Neigung, ohne alles Zuthun von Eltern und Verwandten, geschlossen, sie hat in den 31 Jahren, die sie nun währt, nie einen nur weniger zufriedenen Moment gehabt, unser Glück ist gegenseitig heute, wie im Anfange, und hat nur die Farbe der verlaufenden Zeit nach und nach angenommen. Da wir beide von Natur heiter sind, so ist unser Verhältnis selbst jugendlicher geblieben, als es sonst der Fall sein würde. Meine Geschäfte haben uns manchmal lange voneinander getrennt, aber seitdem ich freie Muße genieße, sind wir fast ununterbrochen zusammen, und dies fortsetzen zu können, wird mich vorzüglich be-

wegen, wenn es nicht durchaus sein muß, nicht wieder in Dienst zu treten. Gleich nach meiner Verheiratung lebte ich auch außer Dienstverhältnissen über 10 Jahre lang, und reiste damals mit meiner Frau nach Frankreich und Spanien. Jetzt in der Stadt berühre ich fast die Straße mit keinem Fuße und fahre auch selten aus. Auf dem Lande gehen wir immer zusammen spazieren, oder sind beide zu Hause. Von unsren acht Kindern haben wir leider drei, eins in Paris, zwei in Rom verloren, als ich dort Gesandter war. Jetzt haben wir noch drei Töchter und zwei Söhne. Die älteste Tochter wird sich schwerlich verheiraten, sie bleibt gern mit uns, und wir würden sie, da sie so lange mit uns gewesen ist, noch ungerner missen. Meine beiden andern Töchter sind verheiratet; die zweite heiratete, ehe sie noch 15 Jahre alt war und ihr Mann in den Krieg ging. Sie hat den Obrist-Leutnant von Hedemann zum Manne und lebt überaus glücklich. Die jüngste ist an den Geheimerat von Bülow verheiratet, der Legations-Sekretär bei mir in London war und jetzt hier bei dem auswärtigen Departement steht. Sie hat eine Tochter, die bald ein Jahr alt sein wird und lebt gleichfalls sehr heiter und in ihrer Häuslichkeit zufrieden. Mein jüngster Sohn ist noch im Hause und wird bei mir erzogen. Mein ältester ist Kavallerie-Offizier in Breslau und hat eine schöne und liebenswürdige Frau. Sie hat leider noch keine Kinder. So wissen Sie wenigstens im ganzen so viel, daß Sie sich meine Familie und mein Leben in derselben vorstellen können. Außer meiner Familie sehe ich wenig Leute. In Privathäuser gehe ich selten, nur zu einigen alten Bekannten.

Ich muß nun schließen, das Papier ist zu Ende. Leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte. Mit der unwandelbarsten und wärmsten Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Zwölfter Brief.

Berlin, den 27. Dezember 1822.

Ich setze mich mit inniger Freude an den Tisch, Ihre beiden Briefe zu beantworten, die mir, wie alles, was mir von Ihnen kommt, sehr teuer gewesen sind. Es thut mir sehr leid, daß mein längeres Schweigen Sie einen Augenblick beunruhigt hat, ob ich gleich diesem Umstande einen Brief mehr von Ihnen verdanke. Sie müssen aber nie unruhig sein, wenn ich einmal länger nicht schreibe, als Sie gerade gedacht haben, daß ich es thun würde. Ich bin so selten krank, daß dies gar nicht in Berechnung kommen kann, und eine Aenderung in meinen Gesinnungen, wie leise sie auch sein möchte, ist in der That unmöglich. Es widerspricht meinem Cha-

rakter überhaupt und widerspricht noch viel mehr meinen einmal für Sie gefaßten Empfindungen, und kann mit einem Wort nicht eintreten. Daß ich aber einmal weniger oft schreibe, hat ganz zufällige Ursachen, die ich aber auch nicht gut ändern kann. Ob ich gleich jetzt gar keine eigentlichen Geschäfte habe, so bin ich beschäftigter als die meisten, die selbst viel mit solchen beladen sind, und ich lebe keineswegs so, wie manche andre, daß ich nur auf irgend eine Weise dem Vergnügen oder meinen Einfällen nachhänge. Meine Stunden vom Morgen bis zum Abend, und vor 1 Uhr gehe ich nie zu Bette, sind regelmäßig besetzt, mit meiner Familie bringe ich nur etwa zwei Stunden am Abend, außer dem Mittagessen, zu. In Gesellschaft gehe ich so gut als gar nicht, und in meiner Stube, in der ich also die meiste Zeit meines Lebens zubringe, bin ich mit Papieren und Büchern umringt. Ich führe, seit ich den Dienst verlassen habe, ein eigentliches Gelehrten-Leben, habe weitläufige, wissenschaftliche Untersuchungen unternommen, und so kommt es denn freilich, daß der Briefwechsel manchmal stockt, der mit Ihnen aber doch am wenigsten. Denn ich wundere mich selbst manchmal, wie ich Ihnen so oft und so lange Briefe schreibe, und dann finde ich es doch wieder so natürlich, weil ich mich so gern in meinen Gedanken vor Ihnen gehen lasse, und meine Briefe wieder Veranlassung der Ihrigen sind, die ich so innig gern lese, wie lang sie sein möchten. Denn zum Lesen habe ich immer Zeit; da dazu der Entschluß nicht wie zum Schreiben zu nehmen ist, sondern mit dem erscheinenden Briefe natürlich da ist, so schiebt sich alles andre so lange zur Seite. Auch das Denken gehört jeder Stunde an, nur zum Schreiben kommt man nicht immer, und ich könnte mir darin einen Zwang anthun. Ich klagte mich zum voraus bei Ihnen an, liebe Charlotte, daß ich eigentlich nicht ordentlich und regelmäßig im Schreiben bin, und Sie sehen jetzt, daß ich nicht unwahr redete.

Daß Sie erfreut und zufrieden sind mit den kurzen Nachrichten, die ich Ihnen über meine Familie gab, ist mir lieb, ob Sie hinzusetzen, „wenn ich sie auch ausführlicher gewünscht hätte, bin ich doch erfreut und etwas bekannt mit den Ihrigen und bescheide mich." — Das ist ganz in Ihrer Art, und wenn ich Sie darum lobe, so muß ich darüber schmälen, daß Sie besorgen, ob Sie sich nicht zu sehr haben gehen lassen in dem Ausdrucke Ihrer Empfindungen? Sie haben in Ihrer Selbstbiographie nur für mich geschrieben. Sie haben mir die ersten Empfindungen Ihrer jugendlichen Brust aufrichtig, edel und offen gestanden, Sie haben mir diese Gefühle durch ein ganzes Leben gesondert bewahrt und mein Andenken heilig erhalten, ohne irgend ein Zeichen des meinigen empfangen zu haben. Ihr ganzer Besitz waren ein paar Zeilen auf einem Zettel Papier. Das würde jeden Mann gerührt haben. Wer aber so etwas zu würdigen versteht, wie ich das von mir sagen darf, der wird es wie ein seltenes Glück dankbar empfangen und wie eine Zugabe des Himmels ansehen. Nicht der leiseste, nur scheinbar gerechte

Vorwurf könnte Sie treffen, und die kälteste, ruhigste Beurteilung könnte hier nichts zu tadeln finden. Sie sehen, ich will mir nicht wieder entreißen lassen, was Sie mir einst freiwillig gegeben haben. Ich will es behalten, und keine kleinlichen Skrupel von Ihrer Seite sollen mir meinen lieben Besitz rauben. Irre ich, so irrt wenigstens mein Herz nicht. Ich habe nicht die engherzigen Begriffe über solche Empfindungspflichten, die wohl sonst im Schwange sind. Wenn man in sich rein ist, kein Gefühl mit dem andern vermengt, keine Pflicht verletzt, so habe ich für mich (ich will nie für das Gewissen eines andern reden) kein Arges, mich jedem Gefühle, das wahr und unentstellt in mir aufsteigt, ohne alle Aengstlichkeit hinzugeben. So ist es in mir. Sie sehen, was ich Ihnen oben sagte, ich will behalten, was ich habe.

Von meinem Familienleben hätte ich Ihnen, wenn Sie es nicht ausdrücklich gefordert hätten, und es mir nicht natürlich geschienen, doch auch das Innere und gerade dasjenige Verhältnis zu berühren, von dem in einem Familienkreise alle andre Empfindungen ausgehen, immer geschwiegen.

Also noch einmal, ich will, liebe Charlotte, daß Sie nicht eine einzige Zeile, nicht ein Wort zurückwünschen. Alles, was Sie mir geschrieben haben, woraus Ihre Gefühle so rein und wahr hervorstrahlen, beglückt mich in der Erinnerung. Ich wünsche vor allem, daß der Briefwechsel mit mir Ihnen reine, durch nichts getrübte Freude mache. Ich habe ja dabei keinen andern Zweck, als für mich Erinnerungen festzuhalten, die mir ewig teuer sein werden, und für Sie, Ihnen eben dadurch Freude zu geben.

Daß ich Ihnen jene Nachrichten so spät gab, darf Sie nicht wundern, ich gab sie nur, weil Sie es wollten. An sich ist es meine Art nicht, von dem, was ich für einen Menschen fühle, einem andern als ihm selbst zu sprechen, ja, es ist mir ganz entgegen. Ich weiß wohl, daß man es so gemeinhin für ein Zeichen und ein Bedürfnis der Freundschaft hält, sich gegenseitig Freude und Kummer und alles mitzuteilen, den andern, wie man es nennt, mit sich leben lassen. Ich könnte tiefen Kummer und große Freude im Herzen haben, und es würde mich nie drängen, es denen mitzuteilen, die ich am liebsten habe. Ich thue es auch wirklich nicht, wenn die Mitteilung nicht andre Veranlassung hat. Ich halte sehr wenig von den Ereignissen des Lebens und für mich (Gott weiß, nicht für andre) wenig von Glück und Unglück, beide, auf mich bezogen, sind die letzten Rücksichten bei meinem Thun und Handlungen; ich weiß, gottlob! mit denen, die ich so gern habe, als Sie, immer noch etwas Besseres zu reden, als was eben um mich herum vorgeht. Ich mache es gerade so mit meiner Frau und Kindern. Sie wissen von sehr vielem, was mich beschäftigt, gar nicht, und meine Frau denkt so gleichgestimmt mit mir darüber, daß, wenn sie zufällig etwas erfährt, was sie nicht wußte, oder ich ihr selbst bei einer Veranlassung davon sagte, es ihr nicht einfällt, das sonderbar zu finden. Freundschaft und Liebe bedürfen des

Vertrauens, des tiefsten und eigentlichsten, aber bei großartigen Seelen nie der Vertraulichkeiten.

Leben Sie herzlich wohl! Mit unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige. H.

Dreizehnter Brief.

Berlin, den 14. Februar 1823.

Sie verstummen ja ganz, liebe Charlotte. Es ist ungewöhnlich lange, daß ich keine Zeile von Ihnen erhielt. Schon seit acht Tagen wollte ich Sie bitten, das Stillschweigen zu brechen. Aber ich hoffte mit jedem Posttage einen Brief zu erhalten. Wenn Sie nur nicht krank sind! Allein gerade dann, dächte ich, hätten Sie geschrieben, mir wenigstens das zu sagen. Sie waren aber sehr angegriffen, hatten sich sehr angestrengt, dazu jetzt die kalte Witterung, das alles könnte Ihnen doch wohl geschadet haben. Ich bitte Sie inständigst, schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht. Ich würde in der That sehr unruhig sein, wenn ich auch jetzt keinen Brief erhielte. Ich bin wohl, aber sehr beschäftigt. Mein Bruder war vier Wochen hier bei mir. Er ist nun nach Paris zurückgegangen; während seiner Anwesenheit hatte ich alles liegen lassen, und so ist schon das, was sich in meinen Geschäften angehäuft hat, so ansehnlich, daß ich ein paar Wochen daran aufzuräumen haben werde. Darum verzeihen Sie auch die Kürze meiner Zeilen. Da Sie gern lange Briefe von mir haben, so wird Ihnen mein letzter gefallen haben, er füllte den ganzen Bogen, und mit meiner kleinen Handschrift ist das sehr viel. Leben Sie wohl, und ich bitte, schreiben Sie mir gleich. Von Herzen und mit unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige. H.

Vierzehnter Brief.

Berlin, den 14. März 1823.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihre Briefe mit deren Beilagen erhalten und sage Ihnen meinen herzlichen Dank dafür. Man kann nicht ordentlicher sein, als Sie diese zweite Lieferung zu Ihrer Lebensbeschreibung eingerichtet haben. Sie nennen sie: Einleitungs-Hefte. Die Folge wird das erst ganz deutlich machen, da alle Ihre Gedanken Klarheit haben. Alles liest sich leicht und mühelos, wie ein Buch, und was bei Handschriften immer sehr angenehm ist.

Daß Sie das Ganze in Lieferungen teilen und in jede einen angemessenen Abschnitt zusammenfassen, ist äußerst zweckmäßig. Ich finde es daher auch besser, daß Sie künftig sich nicht gerade an die Zeitpunkte halten, die ich anfangs bestimmt hatte, sondern jeder Lieferung einen angemessenen, sich nach dem Inhalte richtenden Abschnitt geben, daß er weder allzukurz noch allzulang wird, und absenden, wenn Sie solche Lieferung fertig haben, ohne sich an einen bestimmten Zeitabschnitt zu kehren. Ich weiß, auf der einen Seite, daß Sie Interesse genug an der Sache nehmen, und liebevoll gegen mich gesinnt, selbst gern meine Wünsche erfüllen, und also die Muße, die Sie auf diese Arbeit verwenden können, gewiß nicht ohne Not andern Dingen schenken. Auf der andern Seite aber möchte ich selbst nie, daß Sie den notwendigen Geschäften, die Ihnen obliegen, Zeit entzögen, die dann wieder zu große Anstrengungen forderten, um das Verschobene wieder einzubringen. Alles, wozu ich Sie veranlasse, soll nur zu Ihrem Vergnügen und Ihrer Genugthuung dienen, nicht aber Ihnen zur Last noch Unruhe werden. Was mich bei dieser Lieferung erschreckt, ist, daß Sie schon so weit vorgerückt sind. Sie sehen daraus, wie ich Ihnen immer sagte, daß Ihre Furcht vergeblich sei, daß Sie bei einer so großen Ausführlichkeit nie zu einem Ende kommen würden. Indessen kann ich Ihnen durchaus über Mangel an Ausführlichkeit keinen Vorwurf machen. Ich glaube gern und sehe es aus der Schrift selbst, daß Sie nichts weiter zu erzählen hatten, weil der Gegenstand Ihnen in Ihrem Gedächtnisse nicht mehr darbot. Sie sind nichts übergangen, alle Personen, die Sie erwähnen, erscheinen in einer vollständigen Zeichnung mit sehr bestimmten Umrissen, man sieht zugleich ihre Umgebungen und es geht dem Bilde kein Zug ab, dessen Vermissen eine Lücke verursachte. Zwei interessante Figuren sind Ihre beiden Großmütter, man ist sehr geneigt, sie in Ihnen wieder zu erkennen. Zwei vorzügliche Frauen waren es gewiß. Es ist in sich natürlich, daß die Schilderung des Lebens einer in den einfachsten Verhältnissen sich befindlichen Familie nicht mehr und nichts Vielfacheres darzubieten im stande ist; auch ist es Ihnen wohl bis dahin nicht eingefallen, dieses Leben in so weiter Vergangenheit zurückzuholen und zu beschreiben. Das alles, gute Charlotte, erkenne ich mit wahrer Dankbarkeit, erkenne, wie gern Sie mir Freude machen. Auch hat Ihre Erzählung, gerade in dieser Einfachheit eines solchen Lebens, für mich und meine individuelle Art zu empfinden einen großen Reiz, den ich auch wieder bei Lesung Ihrer Blätter empfunden habe. Ich muß diese Lieferung auch darin noch mehr loben als früher, weil die Erzählung darin ruhiger, ununterbrochener, und in einem einzig nur das Geschilderte heraushebenden Tone fortgeht. So gern ich auch Betrachtungen lese, welche Sie früher dem Erzählten einzustreuen pflegten, so besteht der größte Reiz einer Erzählung doch gerade darin, daß man nur das Erzählte erblickt, und daß es als etwas ehemals Vorgegangenes und sich selbst vor dem Auge Bewegendes dasteht, nicht durch den unterbrochen wird, der

es jetzt absichtlich darstellt. Im gegenwärtigen Falle sind nun zwar Sie, als darstellend und dargestellt, dieselbe Person, allein die Verschiedenheiten der Zeit bleiben auch so doch gleich beachtungswert, und Sie, jetzt und selbst erzählend, werden gegen sich, in jener Zeit dargestellt, auch wieder gewissermaßen eine Fremde. Sie müssen aber darum nicht glauben, daß ich mich durchaus gegen die Einstreuung jeder Betrachtung erklärte, und Sie sich jede neue verbieten müßten. Dies ist gar nicht meine Absicht. Ich lobe mehr die Art, die ich hier beobachtet gefunden habe, als ich es tadeln würde, wenn Sie eine andre angewendet hätten. Denn auch diese könnte auf ihre Weise Reiz gehabt haben, und Sie würden es gewiß verstanden haben, ihn derselben zu geben. Allein in sich ist es richtig, daß die Erzählung reiner und anziehender in dem Grade ist, in welchem sich der Erzähler mehr zurück und in Schatten stellt, und dieser verliert dabei nicht, denn man sieht ihn und seine Individualität in der Art und Natur der Erzählung gleich klar und bestimmt, und fühlt sich durch die verstecktere Art, mit der es geschieht, überrascht. Die Zeichnungen, die Sie beigelegt hatten, haben mich sehr gefreut. Sie versetzen den, der sie sieht, auf den Schauplatz der Personen, von denen erzählt wird, und tragen daher zur Lebendigkeit der Schilderung und zur Bestimmtheit des Bildes bei. Die äußere Ansicht Ihres elterlichen Hauses hat aber auch etwas in sich Freundliches und Gefälliges. Bei Gelegenheit des Todes Ihrer Mutter erwähnen Sie, obgleich dunkel und so, daß man nicht deutlich und bestimmt sehen kann, wie es gewesen ist, etwas Geisterartiges. Dies bitte ich Sie nicht zu übergehen. Ist es, wie es fast scheint, Ihre Absicht, darauf bei einer andern Gelegenheit in der Folge zurückzukommen, so mag es so bleiben, und so lese auch ich die genaue Darstellung dieses Ereignisses lieber an dem Orte, den Sie für den paßlichsten halten. Wollen Sie aber nicht darauf zurückkommen, sondern es bei demjenigen bewenden lassen, was Sie darüber gesagt haben, so muß ich Sie bitten, dieser Sache eine besondere Zugabe zur zweiten Lieferung zu widmen, sie zuerst und zunächst auszuarbeiten und mir einzeln zuzusenden. Es hat gerade dies ein ganz besonderes Interesse für mich. — Das Mißgeschick mit Ihrer Wohnung hat mich sehr geschmerzt; Sie befanden sich dort einsam und wohl, und hatten überdies sie sich nach Ihren Neigungen eingerichtet. Das verlassen zu müssen ist wirklich höchst unangenehm, und ich nehme nicht nur den innigsten Anteil daran, sondern begreife auch Ihre Niedergeschlagenheit darüber vollkommen.

Daß Ihnen meine Teilnahme tröstlich, mein Andenken wohlthätig ist, und Sie gern dabei verweilen und ausruhen, wenn Ihnen, wie auch jetzt, weh ist, dafür, liebe Charlotte, kann ich Ihnen nur sehr dankbar sein. Es war mein Wunsch und meine Absicht, ich wollte nur glücklich, heilsam und wohlthätig auf Sie einwirken, und es freut mich unendlich, wenn ich erkenne, daß ich das erreiche. Gestatten Sie mir denn auch jetzt diesen Einfluß auf Ihr Gemüt, da Sie leiden und gebeugt sind. Richten Sie sich

an mir auf. Ich möchte niemand lieber als Ihnen zur Stütze sein. Leben Sie für heute herzlich wohl, und erlauben Sie mir die Wiederholung meiner Bitte, sich zu beruhigen. Halten Sie den Glauben an die Treue meiner innigsten, liebevollsten Teilnahme fest, womit ich Ihnen stets angehöre. Ihr H.

Fünfzehnter Brief.

Berlin, den 30. März 1823.

Ihr Brief vom 19. dieses, liebe Charlotte, hat mich bekümmert, da er in großer und sichtbarer Niedergeschlagenheit geschrieben war; es hat mich aber gefreut zu sehen, daß er gegen das Ende hin heiterer wird, weil das ein sicheres Zeichen ist, daß das ruhige Schreiben, das stille Gespräch mit dem, von dem Sie wissen, daß er immer gleichen Anteil an Ihnen nimmt, eben jene wohlthätige Wirkung auf Sie ausgeübt hat. Darum hoffe ich auch, werden Sie nicht bei dem Vorsatze des Verstummens bleiben, sondern fortfahren, wie bisher, zu schreiben. Jener Vorsatz, den ich überhaupt nur für augenblicklich halten will, kann Ihnen nur von einer düsteren Stimmung eingegeben sein. Es ist sehr liebevoll von Ihnen, daß Sie, wie Sie sagen, mein Leben nicht durch Ihre Niedergeschlagenheit stören wollen. Allein, weiß ich sie darum weniger, wenn ich sie in Ihrem Verstummen kenne, und muß sie mich denn nicht gerade darum mehr beunruhigen, weil ich den Grad, die Farbe, die Art derselben weniger kenne? Sie können versichert sein, daß ich immer den herzlichsten und mitfühlendsten Anteil an Ihnen und allem, was Ihnen begegnet, nehme, und daß ich auch auf dieselbe Weise den Unfall ansehe, daß Sie gerade jetzt, und überhaupt, eine Ihnen zu bequemer und lieber Gewohnheit gewordene Wohnung aufgeben müssen. Allein ich möchte Ihnen doch, liebe Charlotte, bei einem solchen Falle mehr Stärke, mehr innere, äußeren Unfällen entgegenstrebende Heiterkeit wünschen, da Ihnen so vieles zum inneren Genusse bleibt. Es soll dies gewiß auch nicht der fernste und leiseste Vorwurf sein; ich möchte lieber alles, als Ihnen im mindesten weh thun. Aber es ist einmal meine Art, denen, mit denen ich vertraulich umgehe, durchaus und ganz wahr zu reden, unverhohlen zu sagen, was mir nicht zu billigen scheint, und ihnen die Vorstellungen zu machen, durch die sie meiner Ueberzeugung nach in sich stärker, fester und dadurch selbständiger und minder abhängig von äußeren Zufälligkeiten werden. Also seien Sie mir um dasjenige, was ich Ihnen hier sage und sagen werde, nicht böse. Sehen Sie es auch nicht als etwas an, das der leicht sagen kann, der selbst nur, in glücklicher und genügender Lage vor ähnlichen Unfällen sicher

ist. Es kommt nicht auf die äußere Ursache an, von welcher der Schmerz oder die Widerwärtigkeit entsteht, und der Himmel hat Schmerz und Widerwärtigkeit so weise verteilt, daß der äußerlich noch so vorzüglich Begünstigte darum keinen Augenblick hindurch freier ist von Anlässen und Ursachen inneren Schmerzes. In einem schon ziemlich langen und gar nicht in einfachen Verhältnissen hingegangenen Leben sind mir mannigfaltige Dinge vorgekommen, die mich augenblicklich oder auf lange aus meinem ganzen gewohnten Lebenswege in einen andern, in vielen, gerade das Innerste berührenden Punkten verschiedenen gestoßen haben. Ich bin also den Empfindungen, die Sie jetzt haben, auf keine Weise fremd, und kann mir jeden Tag, da wir in der Hand des Schicksals sind, eine ähnliche bevorstehen. Ich verkenne auch darum die Art Ihrer Empfindungen nicht, weil ich, wie Sie allerdings recht haben zu sagen, nicht gerade mit der äußeren Ursache sympathisieren kann. Das Wechseln einer Wohnung, das mir so oft von den angenehmsten zu den unlieblichsten begegnet ist, würde auf mich allerdings wenig Einfluß haben. Ich lebe zwar auch beständig in meiner Stube, bin jetzt zum Beispiel, trotz des Sonnenscheines, seit acht Tagen mit keinem Fuße anders als zu den durch Gewohnheit bestimmten Tageszeiten in das Nebenzimmer zu meiner Familie gekommen. Ich habe keine Bedürfnisse derart, jede Stube ist mir gleich, ich brauche keine Bequemlichkeiten, den Rohrstuhl, auf dem ich sitze, und den Tisch, an dem ich schreibe, ausgenommen. Sie würden keinen Spiegel, kein Sofa, nichts von dem allem bei mir finden. Allein auf die Ursache der Trauer kommt gar nichts an, es gilt nur diese, und ich sage Ihnen das nur, um jedem, auch stummen Einwande zu begegnen, daß ich bei einem Unfalle, wie er Sie jetzt betrifft, mich nicht in Ihre Lage versetzen könnte. Ich kann es gewiß, da jeden reizbaren und nicht empfindungslosen Menschen niederschlagende Empfindungen ähnlicher Art betreffen. Aber gerade darum, meine eignen Erfahrungen benutzend, muß ich Sie doch bitten, liebe Charlotte, sich durch dieses Ereignis nicht auf solche Weise beugen zu lassen. Ich kann es nach Ihrer eignen Schilderung nicht sowohl für ein empfindliches Uebel halten, daß Sie gerade diese Wohnung verlassen, sondern mehr, daß Sie nicht wieder eine ungenierte Gartenwohnung mit Stille und Einsamkeit und ohne Mitbewohner gefunden haben. Was Sie mir einmal von der Kälte und Feuchtigkeit der Wände, auch wo Sie schlafen, sagten, hat mich sehr erschreckt und kann Ihnen unmöglich zuträglich gewesen sein. Trotz alledem, was sich da sagen läßt, bleibt der Verlust, bis Sie eine andre ländliche und stille Wohnung finden, sehr groß, und läßt sich nicht wegräsonieren, auf keine Weise. Aber da, liebe Charlotte, bleibt, außer der Resignation, das zu tragen, was unabänderlich ist, doch auch der Genuß dessen, was Ihnen in Ihrem inneren Leben unentreißbar bleibt, das Andenken an alles, was Ihnen teuer ist, der Umgang mit einigen Personen, denen Sie geneigt sind, das Bewußtsein eines immer reinen Gemütes ein bewegtes Leben hin=

durch, die Genugthuung an einem sich selbst geschaffenen Dasein, endlich, darf ich auch mit Freuden hinzusetzen, nach dem, was Sie mir so oft sagen, die Beschäftigung mit mir, die Sicherheit, wie innig ich alles Weh und alle Freude teile, die sich in Ihnen bewegen. Eine gewisse Stärke bedarf der Mensch in allen, auch den glücklichsten Verhältnissen des Lebens, vielleicht kommen sogar Unfälle, wie sie jetzt einen erfahren, um dieselbe zu prüfen und zu üben, und wenn man nur den Vorsatz faßt, sie anzuwenden, so kehrt bald, auch selbst dadurch Heiterkeit in die Seele zurück, die sich allemal freut, pflichtmäßige Stärke geübt zu haben. — —

Ueberhaupt, liebe Charlotte, und ich denke das oft, mag es wohl sein, daß ich anders bin, als Sie sich mich manchmal gedacht hatten. Das kann eigentlich nicht fehlen, wenn man sich fast nie gesehen und nie miteinander gelebt hat. Ich schrieb Ihnen, im Beginne unsres Briefwechsels, Sie müssen mich nehmen wie ich bin, ich kann aus meinem Wesen, wie es ist, nicht herausgehen. Meine wahren und eigentlichen Gesinnungen überhaupt und gegen Sie, liebe Charlotte, bleiben immer dieselben und ändern nie. Ob Ihnen der Ausdruck immer gleich erfreulich und ansprechend ist, dafür kann ich nicht einstehen. Ich kann meiner Freiheit, weder in der Häufigkeit, noch in der Art, wie ich schreibe, etwas nehmen, und muß Sie da, wo ich zufällig nicht mit Ihnen oder Ihren Bemerkungen übereinstimme, um Nachsicht bitten. Daß ich in Wahrheit Teil an Ihnen nehme, daß ich Ihnen auch gern schreibe, sehen Sie genug auch daraus, daß ich Ihnen vom Anfange an frei und offen, wie ich immer bin, sagte, daß ich ungern schreibe, daß Sie selten und kurze Briefe von mir bekommen würden, und daß ich doch häufig, und wie selbst dieser zeigt, sehr lange Briefe wirklich schreibe. Um zu Ihrer Lebenserzählung zurückzukehren, so kann ich Ihnen nur wiederholen, daß Sie mir durch die Fortsetzung wahre Freude machen werden, muß aber auch hinzusetzen, daß meine Bitte immer von der Voraussetzung ausgeht, nicht bloß, daß Sie es gern thun, das weiß ich gewiß, sondern auch, daß Sie Stimmung und Zeit in Anschlag bringen und sich nur dann damit beschäftigen, wenn beide es erlauben; ich weiß ja, wie gewissenhaft Sie Ihre Zeit anwenden und darüber denken, und Sie wissen, wie dies meine wahre Achtung für Sie erhöht. Was Sie mir von den Geistererscheinungen sagen, hat mich noch neugieriger darauf gemacht. Ich bin ganz der Meinung Ihres verewigten Vaters. Niemand kennt den geheimen Zusammenhang der Dinge, und ich werde keinen Unglauben haben. Leben Sie nun herzlich wohl, liebste Charlotte! Suchen Sie sich zu erheitern, thun Sie es auch aus Liebe zu mir, und glauben Sie, daß niemand so gern und so oft an Sie denkt, als ich.

Ihr H.

Sechzehnter Brief.

Berlin, den 12. April 1823.

Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre wenigen Zeilen, welche Ihnen Ihre liebevollen Gesinnungen eingaben. Ihre Worte: „Nehmen Sie dem gepreßten Herzen die Worte nicht genau, so wenig als den Kleinmut, der Folge schwerer Verhängnisse ist" — diese Worte haben mich tief gerührt. Niemals werden Sie in meinen Gesinnungen den leisesten Wandel erkennen. — Ihrem nächsten Briefe sehe ich nun mit großem Verlangen entgegen; aus einigen Aeußerungen möchte ich schließen, daß ich Ihnen eine angenehmere Aussicht eröffnet habe. — H.

Siebzehnter Brief.

Berlin, den 25. April 1823.

Ich wollte mich eben hinsetzen, liebe Charlotte, Ihren lieben Brief vom 9. dieses zu beantworten, als ich zu meiner großen Freude den vom 20. bekam. Ich glaubte schon, Sie wollten, ehe Sie mir schrieben, erst eine Antwort von mir abwarten. Ich freue mich sehr, Sie nicht in dem Hause zu wissen, vor dessen unlieblichen Bewohnern Sie mit Recht einen so großen Abscheu hatten. Sie haben bei Ihrem neuen Etablissement wenigstens an Ruhe und Einsamkeit gewonnen. Der Freund, der Ihnen erschien, um Ihnen den Rat zu geben, jener Wohnung zu entsagen, auch als Sie noch keine andre hatten, hat sich ein wahres Verdienst um das nächste Jahr Ihres Lebens erworben, und ein Jahr ist ein großer Abschnitt, wenn man es in plagenden Umgebungen zubringen muß. Indessen hätte ich doch gewünscht, Sie hätten die neue Wohnung nur auf den Sommer genommen, im Winter wäre es weniger widrig, in der Stadt zuzubringen. Die Beschreibung, die Sie nicht bloß von den untern, auch von den obern Zimmern machen, ist von der Art, daß es doch schwer halten wird, daß Sie den Winter dort zubringen, ohne wenigstens sehr gründliche Verbesserungen, bei Oefen, Wänden, Fenstern und Thüren anzubringen, was das Lokal nicht einmal immer recht erlaubt, und was überdies nicht ohne Kosten abgeht. Ich begreife indes vollkommen Ihren Widerwillen vor der Stadt. Wäre ich nicht meiner Kinder wegen hier, die einmal ihrer Verhältnisse wegen die Stadt, zumal im Winter, nicht verlassen können, so würde ich immerfort auf dem Lande bleiben.

Selbst, wo die Gegend nicht reizend wäre, bleibt der Anblick des freien Himmels schon viel. Der Anblick des Himmels hat überhaupt unter allen Umständen einen unendlichen Reiz für mich, bei sternenhellen wie bei dunklen Nächten, bei heiterem Blau wie bei ziehenden Wolken oder dem traurigen Grau, worin sich das Auge verliert, ohne etwas darin zu unterscheiden. Jeder dieser Zustände entspricht einer eignen Stimmung im Menschen, und wenn man das Glück hat, diese Stimmung nicht gerade von den Elementen empfangen zu müssen, nicht düster zu werden mit dem düsteren Himmel, sondern in der, aus dem reinen Innern entsprungenen Stimmung, durch den Anblick des Himmels nur in andre Betrachtungen versenkt zu werden, so hat man wenigstens kein Mißfallen am farblosen Himmel, wenn man auch dem ruhig und mild strahlenden natürlich den Vorzug gibt. Mir ist überhaupt das Klagen über Wetter fremd, und ich kann es an andern nicht sonderlich leiden. Ich sehe die Natur gern als eine Macht an, an der man die reinste Freude hat, wenn man ruhig mit allen ihren Entwickelungen fortlebt, und die Summe aller als ein Ganzes betrachtet, indem es nicht gerade darauf ankommt, ob jedes einzelne erfreulich sei, wenn nur der Kreislauf vollendet wird. Das Leben mit der Natur auf dem Lande hat vorzüglich darin seinen Reiz für mich, daß man die Teile des Jahres vor seinen Augen abrollen sieht. Mit dem Leben ist es nicht anders, und es scheint mir daher immer aufs mindeste eine müßige Frage, welches Alter, ob Jugend oder Reife oder sonst einen Abschnitt man vorziehen möchte. Es ist immer nur eine Selbsttäuschung, wenn man sich einbildet, daß man wahrhaft wünschen könnte, in Einem zu bleiben. Der Reiz der Jugend besteht gerade im heiteren und unbefangenen Hineinstreben in das Leben, und er wäre dahin, wenn es einem je deutlich würde, daß dies Streben nie um eine Stufe weiter führt, etwa wie das Treten der Leute, die in einem Rade eine Last in die Höhe heben. Mit dem Alter ist es nichts andres, es ist im Grunde, wo es schön und kräftig empfunden wird, nichts andres als ein Hinaussehen aus dem Leben, ein Steigen des Gefühles, daß man die Dinge verlassen wird, ohne sie zu entbehren, indem man doch zugleich sie liebt und mit Heiterkeit auf sie hinblickt, und mit Anteil in Gedanken bei ihnen verweilt. Selbst auch ohne religiöse Gedanken an den Anblick des Himmels zu knüpfen, hat es etwas unbeschreiblich Bewegendes, sich in der Unendlichkeit des Luftraumes zu verlieren, und benimmt so auf einmal alle kleinlichen Sorgen und Begehrungen des Lebens, und der Wirklichkeit ihre sonst leicht einengende Wichtigkeit. So sehr auch der Mensch für den Menschen das Erste und Wichtigste ist, so gibt es gerade nichts gegenseitig mehr Beschränkendes, als die Menschen, wenn sie, enge zusammengedrängt, nur sich im Auge haben. Man muß erst oft wieder in der Natur ein höheres und über die Menschheit waltendes Wesen erkennen und fühlen, ehe man zu den beschränkten Menschen zurückkehrt. Nur dadurch auch gelangt man dahin, die Dinge der Wirklichkeit nicht

so wichtig zu halten, nicht so viel auf Glück oder Unglück zu geben, Entbehrung und Schmerz minder zu achten, und nur auf die innere Stimmung, die Verwandlungen des Geistes und Gemütes, seine Aufmerksamkeit zu richten und das äußere Leben bis auf einen gewissen Grad in sich untergehen zu lassen. Der Gedanke des Todes hat dann nichts, was abschrecken oder ungewöhnlich bekümmern könnte, man beschäftigt sich vielmehr gern mit ihm, und sieht das Ausscheiden aus dem Leben, was ihm auch immer folgen möge, als eine natürliche Entwickelungsstufe in der Folge des Daseins an. Ich komme zum Teil deshalb auf diese Betrachtungen, weil ich eben die Zugabe zu Ihrem zweiten Hefte gelesen habe, für die ich Ihnen herzlich danke und deren Inhalt damit enge zusammenhängt. Es ist schwer zu bestimmen, was man über die Thatsachen, denn als solche muß man Selbsterfahrenes ansehen, sagen soll.

Daß eine geliebte Person im Augenblicke ihres Abscheidens, oder auch nachher, den Elementen und der Sinnenwelt die Kraft abgewinnt, zu erscheinen, läßt sich zwar auch nicht weiter begreiflich machen, allein die menschliche Seele empfindet doch selbst Dinge in sich, welche die Möglichkeit, wenn auch nur in einem Schleier, durchblicken lassen. Wer je Sehnsucht in sich getragen hat, begreift, daß sie eine Stärke gewinnen kann, die von selbst die gewöhnlichen Schranken der Natur durchbricht. Es mag aber auch bei dem, der etwas sehen soll, eine Empfänglichkeit notwendig sein, die Geistergegenwart zu vernehmen, und wir mögen manchmal von Geistern umgeben sein, ohne es zu wissen oder zu ahnen. Warum man weniger Geister sieht, weniger von Erscheinungen hört, läßt sich eher erklären. Unter den Geschichten von ehemals waren wohl viele falsch, nicht gerade erfundene, aber ununtersucht gebliebene, oder nicht verstandene, natürliche Ereignisse. Man hatte mehr Glauben überhaupt und auch an diese Dinge, man war mehr zur Furcht vor dem Uebernatürlichen geneigt; die Meinung von einem bösen Geiste, der quäle und verführe, wurde sinnlicher und materieller genommen. Indes mag auch außerdem richtig sein, daß doch auch wahre Erzählungen, wirklich übernatürliche Wirkungen, wie die von Ihnen beobachtete, häufiger waren, und wenn das ist, ist die Erklärung freilich schwierig, zumal wo so eine Wirkung an mehreren sehr verschiedenartigen Menschen beobachtet wurde, wie es in Ihrem Hause der Fall war. Denn Erscheinungen und Gesichte einzelner würden sich eher erklären lassen. Ich sagte schon erst, daß eine gewisse Empfänglichkeit auch zur Wahrnehmung des Uebersinnlichen gehöre. Diese mochten die Menschen in jener Zeit mehr haben, wo sie weniger weltlich zerstreut lebten, Ihr Gemüt innerlicher gesammelt, frommer und ernster auf ein Wesenreich außerhalb der irdischen Welt gerichtet war. Gerade bei einem Manne von so würdigem, tief religiös gestimmtem Charakter, wie Ihr Vater war, konnte das füglich der Fall sein. Wie es sei, so hat er die Sache trefflich aufgenommen, zugleich ohne Furcht und Unglauben. Die Erzählung hat mich ausnehmend interessiert, ich danke Ihnen herz-

lich dafür, und sehe es als einen lieben Beweis Ihrer Bereitwilligkeit an, mir Freude zu machen, daß Sie so bald meinen Wunsch in dieser Sache erfüllt haben, und zu einer Zeit, wo Sie durch Ihr Umziehen auch sehr gestört waren. — Da das Wetter so rauh ist, bin ich noch mit meiner Familie in der Stadt, und gehe auch vorerst nur auf mein nahe gelegenes kleines Landgut Tegel. Nachher vermutlich nach Ottmachau in Schlesien, auf 6 bis 8 Wochen. Leben Sie herzlich wohl und verwahren Sie sich ja in Ihrer Wohnung gegen die Einflüsse der äußeren Luft, die noch gar nicht frühjahrsmäßig ist. Ihr H.

Achtzehnter Brief.

Tegel, den 15. Mai 1823.

Ich schreibe Ihnen, liebe Charlotte, von meinem kleinen Landsitze aus, der Ihnen schon bekannt ist. Ich bin mit den Meinigen seit einigen Tagen hier, das Wetter aber begünstigt uns sehr wenig. Es ist ein ewiges Stürmen, Regnen oder wenigstens ein mit Wolken bedeckter Himmel. Den letzteren liebe ich zwar wohl im Sommer. Wenn die Wolken leicht sind und nur wie ein zarter Schleier das helle Blau verhüllen und es dabei windstill und warm ist, so hat es etwas Wehmütiges, was einer gleichgestimmten Seele sehr wohl thut. Das Grün ist noch sehr zurück, die Eichen im Walde fangen erst an, Laub anzusetzen, und nur die frühesten Bäume, Kastanien, Flieder und solche prangen schon in vollem Laube. Dagegen sind die Blüten der Obstbäume reich und schön. Ich denke mir täglich, daß Sie das alles nun auch in Ihrem Garten genießen, und bin nur bange, daß der Wind und das schlimme Wetter, da Ihre Wohnung, wie Sie schreiben, gar nicht dicht genug verwahrt ist, Ihnen darin lästig sein werden. Die Anwesenheit meines Bruders in Berlin und eine Reihe andrer kleiner Umstände hatten gemacht, daß ich den ganzen Winter über in der Stadt geblieben war und gar keinen Aufenthalt hier gemacht hatte; so ist mir das Land wie neu und ich genieße es doppelt. Es ist eigentlich wunderbar, daß gerade die freie Natur und die Einsamkeit einen so großen Reiz für mich haben, da mein Leben nicht dazu beitragen konnte. Wenn man immer daran gewöhnt gewesen ist, oder wenn man es in sehr langer Zeit nicht genossen hat, in beiden Fällen kann man eine solche Neigung leicht erklären. Die Neuheit tritt im letzten Falle an die Stelle der Gewohnheit. Bei mir war keines von beiden der Fall. Ich bin weder ganz von Land und Einsamkeit, auch nur auf mehrere Jahre entfernt gewesen, noch habe ich beide so viel genossen, daß sie mir gleichsam zur andern Natur geworden wären. Als ich viele Jahre lang noch nicht in Geschäften war, reiste ich,

oder war sonst unter Menschen, hatte nicht einmal ein Gut, und wohnte aus eigner, freilich durch andre Dinge bestimmter Wahl in kleinen Städten. Die Geschäfte zogen mich in große und vielfache, von aller ländlichen Einsamkeit entfernte Zirkel. Doch auch dann fand ich Mittel, mich zu isolieren, und war oft mitten in der Gesellschaft einsam. Man lernt das sehr gut, wenn man nur ein innerliches Interesse hat, das genug die ganze Seele einnimmt. Ich habe es aber immer als eine wahre Wohlthat des Himmels angesehen, für die ich dem Geschicke nicht genug danken kann, und empfinde es noch jeden Tag ebenso, daß es mich gerade in meinem Alter in die Lage versetzte, in der ich, wie es sonst auch immer sein möge, dieser Lieblingsneigung frei nachhängen kann. Die meisten legen es mir noch als eine Anspruchslosigkeit und Philosophie aus, daß ich nicht bloß im Augenblicke, wo es geschah, die Geschäftswirksamkeit mit Gleichmut aufgegeben habe, sondern auch seitdem ruhig, beschäftigt und glücklich lebe, ohne Plan, wieder in dieselbe zu treten, und mit sichtbarer Abwesenheit aller Zeichen, daß ich auch versteckt irgend eine Sehnsucht danach habe. Ich mache mir nicht das mindeste Verdienst daraus, weil ich weiß, daß ich keines dabei habe. Was geschehen ist, entsprach meiner Neigung, die sich auf Grundlagen meines inneren Charakters stützt, so ist es kein Wunder, daß sie dauernd ist. Sie wird nie geschwächt werden. Es ist mir überhaupt immer eine widrige Idee gewesen, so bis zum Ende des Lebens an Verhältnissen teilzunehmen, die mit dem Momente des Todes alle gleichsam zu nichts werden, von denen man nichts jenseits mit hinüber nimmt. Und doch ist in Geschäften alles in dieser Art. Ganz anders ist es mit der Beschäftigung mit Ideen und Kenntnissen. Auch wenn die letzteren ganz ins einzelne eingehen, hängen sie doch zuletzt immer mit Ideen zusammen, die, wenn man sie recht verfolgt, ihren Mittelpunkt nicht mehr in dieser Welt haben.

Was man in dieser Art erwirbt und ausbildet, behält man wahrhaft und trägt es mit sich, so lange noch überhaupt Dasein währt. Es hat mir immer unmöglich geschienen, daß, was einmal in mir denkt und empfindet, je aufhören könnte zu denken und zu empfinden. Wenn auch Zwischenräume mangelnden Bewußtseins eintreten, wenn die verschiedenen Zustände des Seins nicht verknüpft sein sollten durch zusammenhängende Erinnerung, so wirkt die einmal gefaßte Idee darum nicht minder auf das Wesen und den inneren Gehalt der Seele. Ganz anders ist es, wenn man die, an äußeren Verhältnissen, wirklichen Geschäften teilnehmende Arbeit, nicht aus ganz freier Wahl, nicht aus unmittelbarer Liebe zu ihr, sondern aus andern Rücksichten und als einen Erwerb treibt. Auf diese Art würde ich sie ohne Mühe so lange fortsetzen können und fortgesetzt haben, als nur die Kräfte es zulassen. Darin sind Frauen besonders gut daran, daß die Arbeiten, die sie auf diese Weise machen, wenn auch nicht immer ganz, doch größtenteils mechanischer Art sind, den Kopf wenig, die Empfindung gar nicht in

Anspruch nehmen, und also den besseren, zarteren und höheren Teil des Menschen viel mehr sich selbst überlassen, als das bei Männern der Fall ist. Daher werden Männer so leicht einseitig, trocken, hölzern durch ihre Arbeit, Frauen nie, wenn sie auch durch Umstände und Widerwärtigkeiten bestimmt werden, einen Erwerb darin zu suchen, wenn in ihrem früheren Leben sie noch so fern von einer solchen Notwendigkeit waren.

Was mir aber weniger angenehm ist in meiner Lage, ist, daß ich nicht gut vermeiden kann, auch in demselben Jahre mehrmals den Aufenthalt zu wechseln. Ich gewöhne mich zwar leicht an einen neuen Ort, aber ich bleibe lieber in einem alten, und es hat vorzüglich einen großen Reiz für mich, so in demselben die Reihe der Jahreszeiten vorübergehen zu sehen. Die bloßen regelmäßigen Veränderungen der Zeit haben einen Reiz für mich, den ich mir oft selbst vergebens zu erklären versucht habe. Sie werden sagen, daß bei der völligen Freiheit, die ich genieße, ich leicht auch hier mein Leben nach meinen Wünschen einrichten könnte. Allein es gibt doch immer auch für den Freiesten Umstände, die ihn mit einer gewissen Nötigung bestimmen, und so geht es auch mir. Gleich in diesem Jahre werde ich nur bis zum 1. Juni hier bleiben und dann nach Schlesien gehen, wo meine Anwesenheit wohl zwei Monate dauern kann, dann kehre ich vermutlich hierher zurück. Es thut mir leid, daß ich in diesem Jahre gar nicht, oder nur kurz, nach Burgörner kommen werde, da Sie mich gerade vorzugsweise gern dort wissen mögen. Leben Sie nun herzlich wohl und verzeihen Sie, wenn ich in diesen Zeilen viel von mir sprach. Ich rede zu Ihnen, wie zu mir selbst, und habe es auch gern, wenn Sie mir von sich erzählen. Mit der herzlichsten Anhänglichkeit der Ihrige.

H.

Neunzehnter Brief.

Tegel, den 26. Mai 1823.

Unsre Briefe haben sich gekreuzt, liebe Charlotte, ich hatte Ihnen geschrieben, ohne einen Brief von Ihnen abzuwarten, und Sie haben den Ihrigen früher als gewöhnlich abgehen lassen. Sie werden aus meinem letzten gesehen haben, daß ich meiner Abreise nahe bin, und ich werde daher nur wenige Worte heute sagen. Ich habe mit großem und herzlichem Bedauern aus Ihrem Briefe gesehen, daß Sie leidend sind und über Uebel klagen, die Sie mehr als sonst gewöhnlich belästigen. Viel ist wohl auf die Veränderung der Wohnung und die Unruhe und Sorge zu schieben, die Ihnen das Aufsuchen Ihrer neuen verursacht hat. Ich schmeichle mir daher mit der Hoffnung, daß es vorübergehen wird, wenn Sie sich

mehr an die neuen Umgebungen gewöhnen und die vorrückende Jahreszeit Ihnen den Aufenthalt in dem neuen Garten annehmlicher macht. Es hat mich in dieser Hinsicht sehr gefreut, in Ihrem Briefe zu finden, daß schon damals Sie sich mehr mit dem Garten, den Sie jetzt inne haben, ausgesöhnt hatten. Ich fürchte nur immer den Winter; bei einer schwächlichen Gesundheit, wie die Ihrige leider immer ist, bleibt doch eine in den Mauern dichte und gegen Witterung gehörig verwahrende Wohnung die Hauptsache. Das scheint aber die Ihrige nach Ihrer Beschreibung gar nicht zu sein. Sprechen Sie darüber, ehe die Not des Winters herankommt, mit einem Sachverständigen, lassen Sie ihn darüber urteilen und folgen einem solchen Rate. Es wäre allerdings schlimm, wenn Sie die Wohnung wieder verlassen müßten, aber doch besser, als die Gesundheit aufs Spiel zu setzen. Folgen Sie meinem Rate, liebe Charlotte, dem ich die Bitte hinzufüge: schonen Sie sich, gönnen Sie sich vorerst Ruhe nach so vielen Anstrengungen und Abmühen.

Die Stelle in Ihrem Briefe über das Pfingstfest hat mich sehr gefreut und spricht ganz Ihr tiefstes Gemütsbedürfen aus. Auch mir ist es eigentlich das liebste unter den großen Festen. Seine heilige Bedeutung, das Herabsteigen göttlicher Kraft auf menschliche Wesen, hat etwas zugleich Tröstendes und Erhebendes, und das doch nicht über der Fassungskraft unsres Geistes liegt, da man wohl zu begreifen vermag, wie sich geistig Göttliches und Menschliches mischt. Irdisch genommen aber ist es ein gar liebliches Fest, weil es den Winter recht eigentlich beschließt und man nun dem heiteren Sommer entgegengeht. — Was Sie über Schmerz sagen, begreife ich sehr wohl, nämlich, daß Sie nicht dahin gekommen wären, Glück und Unglück, und besonders den Schmerz, nicht sehr zu achten. Es hat mir schon öfter geschienen, als wäre Ihnen nicht gerade viel Stärke darin verliehen, und dies ist wohl das Zeichen einer schönen Weichheit einer weiblichen Seele, wo es unnütz und unrecht zugleich wäre, sich abhärten zu wollen. Ich will es daher auch nicht unternehmen, Sie das zu lehren, sondern vielmehr von innigem Herzen wünschen, daß Schmerz und Unglück, sowie jeder Kummer von Ihnen fern bleiben mögen. Ich will gern und mit Freuden, wo ich kann, dazu beitragen. Aber bei einem Manne muß das anders sein. Wenn ein Mann dem Schmerze Herrschaft über sich einräumt, wenn er ihn ängstlich meidet, über den unvermeidlichen klagt, flößt er eher Nichtachtung als Mitleid ein. So vieles muß in einer Frau anders sein als im Manne. Einer Frau geziemt es sehr wohl, und scheint natürlich in ihr, sich an ein andres Wesen anzuschließen. Der Mann muß gewiß auch das Vermögen dazu besitzen, aber wenn es ihm zum Bedürfnis würde, so wäre es sicher ein Mangel oder eine Schwäche zu nennen. Ein Mann muß immer streben, unabhängig in sich dazustehen.

Ihre Frage, ob ich je wirklich Schmerz gefühlt hätte, war sehr natürlich. Sie können aber überzeugt sein, daß ich immer von dem zu reden vermeide, was ich nicht aus eigner, wohlerprüfter Erfahrung kenne.

Der Tag meiner Abreise ist zwar noch nicht bestimmt, doch ist er in jedem Falle so nahe, daß mich kein Brief von Ihnen mehr hier findet, darum ich Sie bitten muß, mir so zu schreiben, als ich Ihnen neulich sagte. Indem ich von Herzen wünsche, daß es bald besser und recht gut mit Ihrer Gesundheit gehen möge, wiederhole ich Ihnen die Versicherung meiner herzlichsten Teilnahme und Anhänglichkeit. Ihr H.

Glück und Unglück verliert von seinem Werte, wenn es den Kreis der inneren Empfindung verläßt. So wie die Wirklichkeit in der That immer armselig und beschränkt ist, so vermindert sich auch der Reiz jedes angenehmen Gefühles, wenn man es in Worte kleidet. Im Herzen, wo es entstanden ist, muß es bleiben und wachsen, und wenn es vergänglich ist, wieder vergehen und sterben. Mit dem Unglücke ist es nicht anders. Der im eignen Busen erhaltene Schmerz enthält etwas Süßes, von dem man sich nicht gern mehr trennen mag, wenn ihn die eigne Brust bewahrt.

Trost wüßte ich bei einem andern, als mir selbst, nie zu finden. Es würde mir ein zweites, noch unangenehmeres Gefühl, als das widrige Schicksal durch sich einflößt, geben, wenn ich nicht selbst Stärke genug besäße, mich selbst zu trösten. Dies mag indes bei Frauen billig anders sein. Wenn es bei einem Manne anders ist, ist es nicht lobenswürdig. Ein Mann muß sich selbst genug sein.

Mitleid ist gar eine widrige Empfindung, und Teilnahme zwar eine sehr schöne, aber nur in einer gewissen Art.

Es ist mir unendlich viel wert, zu wissen, daß Sie an allem, was mir begegnet, einen so innigen Anteil nehmen, allein diese Teilnahme wirklich zu erfahren, ihrer gewissermaßen zu bedürfen, könnte ich nicht zu den erwünschtesten Gefühlen rechnen. Ueberhaupt ist mir das Bedürfen ungemein, nämlich für mich, nur für mich und mein Gefühl, zuwider. Von jeher habe ich gestrebt, nichts außer mir selbst zu bedürfen. Es ist vielleicht nicht möglich, je

ganz dahin zu gelangen, aber, wenn man es erreichte, so wäre man erst dann, auf vollkommen reine und uneigennützige Weise, der höchsten Freundschaft und der höchsten Liebe fähig, sowohl sie zu gewähren, als zu genießen. Denn das Bedürfen ist immer etwas Körperlichem im Geistigen ähnlich, und was dem Bedürfnisse angehört, geht dem wahren Vergnügen ab. Befriedigung des Bedürfnisses ist nur Abhilfe eines Uebels, also immer etwas Negatives, das wahre Vergnügen aber, körperlich und geistig, muß etwas Positives sein. Wer also z. B. am wenigsten der Freundschaft bedürfte, der empfindet die, die ihm gewährt wird, am vollsten und süßesten, sie ist ihm ein reiner und ungetrübter Genuß, ein Zuwachs, den er zu seinem, schon in sich geschlossenen und beglückenden Sein erhält; er gewährt sie dann auch am beglückendsten für den andern, denn es ist in ihm keine Rücksicht auf sich, nur einzig auf den andern dabei. Je stärker und sicherer zwei Wesen, jedes in sich gewurzelt, je einiger mit sich und ihrem Geschicke sie sind, desto sicherer ist ihre Vereinigung, desto dauernder, desto genügender für jeden.

Fehlt es dem einen an dieser Sicherheit, so bleibt dem andern für beide hinreichend übrig. Nur was so die Alltagsbegriffe der Freundschaft und Liebe von gegenseitigem Stützen aufeinander sagen, ist schwach und nur für sehr mittelmäßige Menschen und Empfindungen gemacht, denn leicht stürzen dabei beide, indem keinem die Schwachheit des andern Gewähr der Sicherheit leistet. Nur auf diese Weise müssen Sie mich verstehen, wenn ich von männlicher Selbständigkeit rede, die ich wirklich für die erste Bedingung männlichen Wertes halte. Ein Mann, der sich durch Schwächen verführen, hinreißen läßt, kann gut, in andern Punkten recht liebenswürdig sein, er ist aber kein Mann, sondern eine Art Mittelding zwischen beiden Geschlechtern. Er sollte daher eigentlich, obgleich dies manchmal sehr umgekehrt ist, nicht ausgezeichneten Beifall bei Frauen finden. Denn die schöne und reine Weiblichkeit sollte nur durch die schönste und reinste Männlichkeit angezogen werden.

Zwanzigster Brief.

Ottmachau, den 12. Juli 1823.

— — — — — Die Güter, welche ich in diesem Augenblicke bewohne — von denen ich Ihnen schon einmal sprach —, besitze ich erst seit 1820. Sie sind sehr reizend belegen. Das alte Schloß liegt auf einem Hügel, von dem man einen Kreis der schlesischen, böhmischen und mährischen Gebirge übersieht, und zwischen diesen Hügeln, an deren Fuß die Neisse hinläuft, und dem Gebirge sind die anmutigsten Aecker, Wiesen und Gebüsche, zu denen auch meine

Besitzungen gehören. Ich bewohne zwar dieses Schloß nicht, da es nicht ausgebaut ist und nur einige bewohnbare Zimmer für meine Kinder hat; aber ein recht bequemes und gutes Haus, ein wenig tiefer, dient mir zur Wohnung und hat auch größtenteils dieselbe Aussicht.

Daß ich in einer glücklichen Lage bin, ist sehr wahr, und Sie bemerken mit Recht, daß das mehr die Sache des Glückes als meiner Anstrengungen ist. Das ist vollkommen wahr und macht mir mein Glück, wenn ich so sagen soll, noch glücklicher. Eine Gabe, die mir nur durch das Glück zufällt, ist mir unendlich lieber als etwas durch mein Verdienst Erstrebtes. Wer mit der ersten beschenkt wird, scheint für das Schicksal Wert und Wichtigkeit genug zu haben, um Gaben auf ihn zu häufen. Ich bin auch in vielen andern Dingen glücklich gewesen, die ein andrer nicht so, als diese Aeußerlichkeiten, beurteilen kann, ja, ich kann wohl sagen, daß sich bis jetzt mein Glück ziemlich in allem bewährt hat, was ich unternahm. Manches in öffentlichen und Privatangelegenheiten, was nicht gerade sehr weise angelegt war, hat nicht die üblen Folgen gehabt, die daraus hätten entstehen können, andres, das gar nicht sonderliche Mühe kostete, wurde mit ausgezeichnetem Erfolge belohnt. So bin ich gewohnt, mich als einen Glücklichen anzusehen, und habe Mut, aber nur immer wie einer, den das Glück auch in jedem Augenblicke verlassen kann. Daher macht auch dieses Glück mich doppelt vorsichtig. Träfen mich große Unglücksfälle im Aeußerlichen, oder moralisch, oder in meiner Gesundheit, so würde ich dadurch natürlich leiden wie ein andrer, aber sie würden mich sehr vorbereitet und gefaßt finden, ich würde doch mit Heiterkeit auf das lange Genossene zurückblicken, nnd meine innere Ruhe würde solche Zustände nicht zerstören oder nur bedeutend ergreifen. Eben jene Selbständigkeit, von der ich erst sprach, gibt Mittel, jedem Unglücke so zu begegnen, daß für mich Glück und Unglück wenigstens ganz andre Bedeutung als für andre Menschen haben. Und das ist mir immer eigen gewesen. Sie reden in Ihrem Briefe, liebe Charlotte, den ich hier die Freude hatte vorzufinden und wofür ich Ihnen noch nicht dankte, von der Sehnsucht und fragen mich, ob ich sie je wohl gefühlt habe? Ich glaube allerdings. Indes ist es freilich wahr, und ich sage das nicht eben als ein Lob, da es vielleicht eher eine Selbstanklage ist, daß ich früh eine große Ruhe gewonnen habe, die nicht leicht durch etwas gestört wird. Ich lernte früh mir in meinen eignen Gedanken und meinen von keiner fremden Einwirkung abhängigen Gefühlen genügen, und jetzt paßt diese Ruhe und Zurückgezogenheit in sich selbst zu meinen Jahren und ist mir dadurch doppelt natürlich. Indes bin ich sicher, daß diese Ruhe und Bedürfnislosigkeit nie der Wärme meiner Empfindungen geschadet hat. Wenige Menschen aber können fassen, wie man auf der einen Seite nicht mit Unruhe wünschen und nicht schmerzlich entbehren und auf der andern Seite doch voll Dank empfangen und genießen könne. Dennoch kommt es mir äußerst natürlich vor. Sie müssen

nun aber darum nicht denken, daß ich Sehnsucht und selbst unruhiges Begehren in andern tadle. Jeder hat und muß seine eigne Weise haben, und wenn ich auch in der meinigen bleibe und gewiß in keine andre hinüberzuziehen bin, so mißbillige ich die fremde nicht und bin Ihnen für jeden Ausdruck, jede erneute Versicherung Ihrer immer gleichen Gefühle für mich sehr dankbar, sie bleiben mir immer gleich wohlthätig. Ich hoffe, Sie haben an Ihrer Lebenserzählung wieder gearbeitet und freue mich darauf. In zehn bis zwölf Tagen gehe ich von hier und hoffe in Berlin Briefe von Ihnen vorzufinden. Mit herzlicher Anhänglichkeit der Ihrige.

H.

Einundzwanzigster Brief.

Tegel, den 11. August 1823.

Ich bin vorgestern nach Berlin und gestern hierher zurückgekommen und habe mich ungemein gefreut, ein Paket und Briefe von Ihnen, liebe Charlotte, hier zu finden. Auch habe ich daraus zuerst ersehen, daß Sie wieder wohl sind und sich an Ihre neuen Umgebungen gewöhnen, und sich wohler darin fühlen, indem Sie sich mit der Verschönerung Ihres Gartens beschäftigen. Nächstdem danke ich Ihnen recht herzlich für das neue Heft Ihrer Lebensbeschreibung, das Sie mir geschickt haben. Ich habe es, wie Sie selbst ermessen werden, in diesen ersten Tagen noch nicht lesen können, indes habe ich schon hier und da darin geblättert, und bin mit dem, was ich angetroffen, ausnehmend zufrieden, ich bin also im voraus überzeugt, daß ich es mit dem Ganzen sein werde. Die Abteilung nach Jahren ist gerade das, was ich wollte, die Ausführlichkeit schreckt mich so wenig ab, daß ich sie gerade vorzüglich anziehend finde. Ich bitte also ja fortzufahren, und wenn Sie Muße und Stimmung haben, mit Fleiß und Mut das so schön Angefangene fortzusetzen, aber vor allem, in der Ausführlichkeit ja nicht zu ermüden. Da sie nur aus der vollständigen Schilderung der ganzen Individualität entsteht und diese den vorzüglichsten Reiz und die größte Wichtigkeit bei solchen Schilderungen mit sich führt, so wäre es unrecht, sie scheuen zu wollen. Doch sollen Sie sich nicht über das Ihnen angenehme Maß anstrengen. Es soll keine ermüdende Arbeit, keine Aufopferung sein, sondern eine gemeinschaftliche Erinnerung an die Vergangenheit mit dem, der einen aufrichtigen, herzlichen und sich immer gleich bleibenden Anteil an Ihnen nimmt. Ich sehe erst jetzt den Plan, den Sie bei Ihrer Erzählung sich vorgezeichnet haben. Sie wollen erst Ihre Eltern und Ihre häuslichen Umgebungen schildern und dann auf sich zurückkommen, und da thun Sie wohl, bis zum Tode Ihrer Eltern zu

gehen. Sie hätten, ohne das, sie nicht vollständig schildern können, und es war viel besser, das was sie betraf, von Ihrer eignen Schilderung zu trennen, als beides miteinander zu vermischen. Für die Zueignung danke ich Ihnen ganz besonders. Ich bin der buchstäblichen Wahrheit von allem, was Ihre Schilderung enthält, in mir gewiß. Sie ist Ihrem Charakter eigen, Ihrem Gemüte tief eingeprägt und auch gerade das, was einer solchen Schilderung vorzüglich Wert zu geben vermag. Was Sie in der Vorrede sagen, daß man bei einem solchen Aufzeichnen des Vergangenen sein Leben noch einmal lebt, ist sehr wahr, allein der Eindruck, den die Wirklichkeit, und derjenige, den die bloße Erinnerung macht, sind notwendig sehr voneinander verschieden.

Wo die Begebenheiten schmerzlich sind, ist die Wirklichkeit in ihrem schroffen und starren Wesen, und von der Ungewißheit dessen, was weiter erfolgen wird, begleitet, niederschlagend und zerreißend. Die Erinnerung dämpft diese Gefühle bis zur sanften Wehmut. Das Schmerzvolle ist nicht mehr ein einzelner, abgeschnitten dastehender Moment, sondern verschmelzt sich mit dem ganzen Leben und erhält dadurch einen ungleich milderen Charakter. Und sehr wohlthätig und heilsam ist dann gewiß ein solches rückwärts gehendes Vertiefen in die Vergangenheit, das zugleich ein Vertiefen in die mannigfachen Falten des eignen Gemütes und Herzens ist. Wie gut man sich auch schon erkennen möge, so gewinnt das Bild, je öfter man es wieder zu zeichnen versucht, immer mehr Klarheit, Bestimmtheit, und wird auch wohl in einzelnen Zügen noch berichtigt und der Wahrheit näher gebracht. Die Furcht, daß Sie durch eine Selbstschilderung bei mir verlieren könnten, dürfen und können Sie eigentlich nicht haben. Sie brauchen auch darin nicht, liebe, gute Charlotte, sich an meine Nachsicht und milde Beurteilung zu wenden. Gerade ein so ausführliches, so das ganze Leben, wie aus seiner ersten Knospe entfaltendes Verfahren bewahrt vor jedem Mißverständnisse, jedem Irrtum, jeder falschen Beurteilung. Es kommt im Menschen, wie Sie auch gewiß denken, immer unendlich mehr auf das Wesen als auf die einzelnen Handlungen an. Die gewöhnlichen Menschen richten allerdings nur die letzten, wie es auch die Gesetze thun. Aber die Macht, die die Herzen durchspäht, geht auf die Gesinnung, die Absicht, die ganze Beschaffenheit und Stimmung des Gemütes, und dasselbe thut auch die Geschichte. Jede zusammenhängende Erzählung aber, welche die Erfolge aus ihren Ursachen zu entwickeln strebt, ist Geschichte und bringt denselben Eindruck hervor, sie mögen Weltbegebenheiten oder die Schicksale eines einfachen Privatlebens zum Gegenstande haben. Ueberhaupt wünscht man ja nicht darum die Begebenheiten eines Menschenlebens zu übersehen, um sich gleichsam zum Richter darüber aufzuwerfen, am wenigsten ist ein solches Beurteilen je mir eigen. Die Anschauung eines interessanten Gemütszustandes, die Betrachtung seiner Ursachen und Folgen, zieht — ohne daß man nur daran denkt, zu urteilen oder zu richten — das Gemüt des Beschauers an,

wenn der Gegenstand ihm wert ist und seinen Anteil erweckt, ja, wenn das abgesondert werden könnte, so erblickt man in der einzelnen Gestalt die allgemeine, in dem einzelnen Menschen die Menschheit selbst. Dagegen bin ich überzeugt und habe es schon an den bisherigen Heften erfahren, daß Ihre Erzählung mir sehr oft, ohne daß Sie es wollen, ja, ohne daß Sie es nur ahnen werden, Veranlassung geben wird, die Meinung, die Sie mir vor einer langen Reihe von Jahren durch Ihren Anblick und Ihre Gespräche und nachher durch Briefe und Schilderungen einflößten, und aus der mein warmer, lebhafter und sich immer gleicher Anteil an Ihnen entsprang, zu bestätigen, mit neuen Beispielen zu belegen und selbst zu erweitern. Fahren Sie also ja, teure Charlotte, nur mutig und ohne einige Besorgnis, je mißverstanden zu werden, fort. H.

Zweiundzwanzigster Brief.

Den 10. September 1823.

Ich habe nun das empfangene Heft Ihrer Lebensbeschreibung mit großer Sammlung und sehr großem Vergnügen gelesen und wiederhole Ihnen meinen wirklich recht herzlichen und aufrichtigen Dank dafür. Ich habe die Zeiten gewählt, wo ich am freiesten war, mich in die geschilderten Lagen zu versetzen, und habe also langsam und mit großem Bedacht jedes einzelne erwogen. Einige der Schilderungen sind mir ungemein anziehend und reizend vorgekommen. Es muß Sie das nicht wundern. Wenn man den Inhalt dieser Bogen in seinen Resultaten erzählt, so kann das Leben eines Kindes nur höchst unbedeutend scheinende geben. Aber wenn man eine sehr ausführliche Schilderung vor sich hat, ist es durchaus anders. Es ist dann nicht mehr die Sache, das Resultat, es ist die Veränderung, die dabei in der Seele vorgeht, die innere Entwickelung der Ideen und Empfindungen, und die ist bei einem Kinde nicht bloß ebenso anziehend, als bei Erwachsenen, sondern im Grunde mehr, da das Kind zu mehr Vergleichungen Stoff darbietet. Wie Sie zum Beispiel sich als Kind zeigten, vergleicht man gern mit der Natur Ihrer beiden Eltern und mit Ihrem eignen späteren Wesen. Diese drei Punkte haben mir beim Lesen immer gleich deutlich vor Augen gestanden. Es ist vollkommen offenbar, daß, was Sie als Kind charakterisiert hat und was sich überall in Ihrem künftigen Leben wieder finden wird, wenn Sie in Ihren Schilderungen fortrücken werden, eine gewisse Innerlichkeit Ihres Wesens ist. Sie scheinen zwar auch in jenen Jahren der früheren Kindheit sehr aufmerksam auf dasjenige gewesen zu sein, was um Sie herum vorging, allein doch nicht sowohl, um darin nun wirk-

lich zu leben, als um sich daraus eine eigne, innere Welt zu bilden. Es ist ebenso unverkennbar, daß Sie diese, mehr innerliche Natur Ihrem Vater verdanken, indem sie nur auf eine andre Weise vorhanden und aus andern Quellen entsprungen war. Ueber Ihre Eltern und ihre gegenseitigen Vorzüge zu urteilen, ist nicht leicht. Wie beide da in der Welt standen, ist man sehr geneigt, sich doch mehr für Ihre Mutter zu erklären. Sie ist praktisch, thätig, mutig, besonnen, verständig und doch nicht von tändelnder, aber doch von sehr wahrer Liebe und Wohlthätigkeit. Der größere Charakter unter beiden ist sie gewiß. Bei dem Vater vermißt man das recht ins Leben Eingreifende, das einem Manne noch mehr als einem Weibe geziemt. Allein man hütet sich mit Recht abzuurteilen. Es ist sichtbar, daß man in sein eigentliches, inneres Wesen nicht gehörig eindringt. Es ist auch höchst wahrscheinlich, daß er nie Gelegenheit fand, dieses ganz und ohne Rückhalt aufzuschließen. Mit seiner Frau konnte er in einem solchen Verhältnisse nicht stehen. Er hätte es späterhin mit Ihnen gekonnt, und vielleicht ist es auch in der Folge bis auf einen gewissen Punkt geschehen? Das werden in der Folge Ihre Blätter zeigen. Allein es ist selten und schwer, daß ein Vater sich über sich selbst erwachsenen Töchtern vollkommen öffnen kann. Dann war auch die innerliche Natur Ihres Vaters (ich meine darunter nämlich die Neigung, vorzugsweise vor allem andern, sich mit sich selbst zu beschäftigen) mit etwas, das, wenn man es auch nicht körperlich allein nennen mag, doch vom Willen und selbst vom Bewußtsein unabhängig und getrennt ist, vermischt. Diese Träume, dieser gewissermaßen natürliche Magnetismus, haben in sich etwas Geheimnisvolles, von dem sich weder Ursachen noch Folgen berechnen lassen, und das immer wie eine unbekannte Größe dasteht, und etwas, das das Urteil über den ganzen Menschen, in dem es sich befindet, ungewiß macht.

Ich gestehe, daß ich keine Vorliebe für diese innere Gemütsstimmung habe. Ich bedarf Klarheit der Gedanken und des Bewußtseins, daß nichts in mir ohne meinen bestimmten und wohlgeordneten Willen vorgeht. Ich besitze, teils von Natur, teils durch die sehr früh begonnene Uebung eines langen Lebens, eine große Gewalt und Stärke über mich selbst, und mir würde daher schon in der Idee ein Zustand peinlich sein, wie der war, wo in dem Traume, den Sie von Ihrem Vater erzählen, er von einem fremden Geiste in seiner unmittelbaren Existenz scheint beherrscht zu werden. Ich bin daher noch viel behutsamer, über Ihren Vater mir das mindeste Urteil zu erlauben, als ich es immer bei jemand sein würde, der Ihnen so nahe steht. In Rücksicht auf Sie wäre wohl zu sagen, daß beide Eltern sich genauer und öfter mit Ihnen hätten beschäftigen sollen. Ihre Mutter konnte bei der großen Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Charaktere nicht eigentlich erziehend auf Sie einwirken. Auch ging sie einseitig in ihrer Ansicht fort und hätte Sie nur ebenso haben wollen, wie sie selbst war. Vermutlich weil das nicht ging, oder auch, weil Ihr Vater Sie manchmal gegen

ihre Zumutungen in Schutz nahm, geschah es nun, daß sie Sie doch mehr sich selbst überließ, als einem Kinde gut ist. Gerade da Ihre Natur verschieden, weicher, zarter, innerlicher war, hätte es wohlthätig sein können, wenn Ihre Mutter etwas von ihrer Natur Ihnen hätte zugleich einflößen können. Indes ist das doch nur ein blindes Vermuten und im Grunde ein eitles Reden. Denn es ist mit Ihnen nun auf andern Wegen sehr gut und so geworden, daß man nicht grübeln möchte, ob nicht vielleicht bei andrer Erziehung noch etwas Vollkommneres hätte hervorgehen können. Wäre es Ihrer Mutter möglich gewesen, Ihnen mehr von ihrem eignen Charakter mitzuteilen, so würden Sie freilich vielleicht weniger Widerwärtigkeiten im Leben ausgesetzt gewesen sein, manches sich erspart, andres stärker ertragen haben. Aber es wäre dann auch vieles in Ihnen unentwickelt und ungeprüft geblieben, und wenn das Glück (man verstehe nun darunter Schmerzlosigkeit oder positiven Genuß) mit einem reicheren und schöneren inneren Sein in Kollision kommt, so daß man von dem einen oder andern nachlassen muß, so leugne ich nicht, daß ich es immer für besser halte, an äußerem zu verlieren. Gewiß hat auf Ihre Ausbildung Ihre Tante in L. sehr eingewirkt. Es ist dies ein höchst liebenswürdiger Charakter, der Ihrem natürlichen Wesen und Art zu sein viel näher als Ihre Mutter stand. — Es hat mich sehr angenehm überrascht, in Ihrem jetzigen Hefte Dohm und seine Frau zu finden. Ich habe sie viel gekannt. Ehe ich auf die Universität ging, als ich noch in Berlin war, habe ich einige Zeit hindurch Unterricht bei ihm gehabt. Damals aber habe ich die Frau wenig oder gar nicht gesehen. Einige Zeit darauf wurde er Gesandter und erhielt Geschäfte in Aachen. Gerade in demselben Jahre, wie ich Sie, liebe Charlotte, in Pyrmont sah, machte ich eine Rheinreise und hielt mich über acht Tage bei Dohm auf. Da er damals oft in Geschäften in seiner Stube war, blieb ich bei der Frau und sie hat mir immer überaus gut gefallen. Sie war, wie Sie bemerken, sehr hübsch und hatte eine natürliche Anmut, die man wirklich selten trifft. Nach dieser Zeit habe ich sie nicht wieder gesehen, allein ihn auf seiner Rückreise aus der Schweiz im Jahre 1817 in Frankfurt a. M. Es waren viele Jahre dazwischen verstrichen, er und ich hatten viele Schicksale gehabt; man kann sein Benehmen in der westfälischen Zeit nicht gerade loben, es vielleicht nicht von aller Schwäche freisprechen. Er blieb aber immer ein in sich braver, gutmeinender und durch seinen Kopf und Kenntnisse interessanter Mann. Seine Kränklichkeit aber hatte schon sehr stark auf seinen Körper gewirkt, und er glich wirklich nur noch einem Schatten. Kaum drei Wochen später führte uns der Zufall wieder zusammen. Es war auf meiner Reise nach London in Köln im Wirtshause; es entstand in der Nacht ein heftiges Feuer im Nebenhause und die Sache war wirklich nicht für die Menschen, aber für die Sachen, da dort die Straßen sehr eng sind, höchst bedenklich. Ich stand auf und ging hinaus, auf dem Gange begegnete ich dem armen Dohm,

der ein Paket unter dem Arme trug. Wir hatten beide nicht gewußt, daß wir in demselben Wirtshause waren. Er ist nicht lange nachher gestorben. Wenn ich ihn mir bei dem kleinen Schauspiele, dessen Sie erwähnen, in dem von Ihnen beschriebenen Kostüm denke, so kommt es mir ganz sonderbar vor. Sie fragen mich, ob ich die Umgegend von Preußisch Minden und die Porta Westphalica kenne. Nein, ich bin in jener Provinz immer im schnellen Durchreisen gewesen, und in diese Gegenden auch nicht einmal gekommen. Ich halte sie aber für sehr anziehend, außerdem, daß sie geschichtliche Wichtigkeit haben. Nun werde ich indes schwerlich mehr reisen und mich anders, als in dem Kreise bewegen, in dem ich mich herumdrehe, und werde ich sie also auch wohl nie sehen. Auch sehe ich eben, daß Sie meinen Rat über etwas wünschen. Schreiben Sie mir nur ohne Rückhalt, wenn ich Ihnen raten kann, thue ich es gewiß mit Freuden. Es ist aber wahr, daß ich nichts davon halte, Rat zu fragen noch zu erteilen. Gewöhnlich wissen die Fragenden schon, was sie thun wollen, und bleiben auch dabei. Man kann sich von einem andern über mancherlei, auch über Konvenienz, Pflicht aufklären lassen, aber entschließen muß man doch sich selbst. Leben Sie herzlich wohl! Unwandelbar der Ihrige.

H.

Dreiundzwanzigster Brief.

Tegel, den 28. September 1823.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 23. abgegangenen Brief eben empfangen, und danke Ihnen recht sehr dafür. Ob ich gleich heute nicht Zeit habe, ihn zu beantworten, wünsche ich doch nicht zu versäumen, Ihnen meinen Rat über den Schritt zu erteilen, den Sie bei dem Herzog von Braunschweig zu machen gedenken. Ich kenne weder den Herzog, noch irgend jemand in seinem Lande, der den mindesten Einfluß auf ihn haben könnte. Ich kann daher auch schlechterdings nicht beurteilen, welchen Erfolg Ihr Schreiben, den individuellen und lokalen Verhältnissen nach, haben kann. Aber im allgemeinen bin ich doch durchaus dafür, daß Sie schreiben, und zwar auf dem geradesten, unmittelbarsten Wege. Ich sehe nämlich durchaus nicht, wie Ihre Bitte auch nur die geringste Ihnen nachteilige Folge haben könnte. Daß nicht das geringste darin liegt, was unrecht oder unbescheiden genannt werden könnte, brauche ich gar nicht zu sagen. Dagegen ist es doch möglich, daß er auf Ihre Bitte eingeht und sie erfüllt. Ich rate Ihnen also, und zwar sobald als möglich, das heißt, sobald Sie erfahren, daß der Herzog in Braunschweig ist, zu schreiben. Fragen Sie auch Ihre Freunde darum nicht weiter um Rat, und kehren Sie sich nicht daran, wenn

diese Ihnen auch den Brief, den Sie schon geschrieben haben, abraten sollten. Schreiben Sie dem Herzoge geradezu, ohne Mittelsperson, auf der Post. Sie besitzen ja Briefe des verstorbenen Herzogs, der bei Waterloo blieb, in welchen er Ihnen sehr gütig Anteil beweist, und Ihnen Hoffnung auf eine Pension macht nach beendetem Feldzuge. Diese Briefe schicken Sie in Original dem Sohne, und auf diese Aeußerung seines Vaters stützen Sie Ihre Bitte. Setzen Sie dem hinzu, daß er zu diesem Anteil an Ihnen teils durch Erwägung Ihrer Lage, die ihm bekannt geworden, noch mehr aber durch die Aufopferungen, die Sie gemacht, bewogen sei. Sagen Sie ihm, daß Ihre Lage noch jetzt die gleiche Berücksichtigung verdient, daß auch eine kleine gewisse Einnahme Ihnen hilfreich sein würde, und beziehen Sie sich, wenn er ein Zeugnis über Sie zu haben wünscht, auf Ihre Freundin in Braunschweig. Vergessen Sie nicht hinzu zu setzen, daß er, was auch seine Entschließung über Ihre Bitte sein möge, doch die Briefe des Vaters zurückschicken möge, weil Ihnen diese ein teures Andenken seien. Ich möchte Ihnen auf keine Weise Hoffnung machen, daß der Schritt Erfolg haben wird. Es kann sehr leicht das Gegenteil der Fall sein. Allein die abschlägliche Antwort verschmerzen zu müssen, ist auch alles, was Sie besorgen dürfen. Auf der andern Seite denke ich mir aber auch sehr möglich, daß der Anblick der Handschrift seines Vaters Eindruck auf ihn macht, und daß er darum günstig für Sie gestimmt wird. Darum bin ich für unmittelbares Schreiben. Wird ihm die Sache von einem andern vorgetragen, so bleibt sie ohne Erfolg, davon bin ich überzeugt. Ob die braunschweigischen Gesetze Pensionärs nötigen, ihre Pension im Lande zu verzehren, weiß ich nicht. Es läßt sich aber wohl vermuten. Dieses Umstandes erwähnen Sie nicht. Gibt er Ihnen eine Pension und wird diese Bedingung gemacht, so ist es immer Zeit, die zweite Bitte, Sie davon zu dispensieren, nachzubringen. — Mit der alten, unveränderlichen Gesinnung der Ihrige. H.

Vierundzwanzigster Brief.

Berlin, den 18. Oktober 1823.

Den für den Augenblick nötigsten Teil Ihres letzten Briefes, liebe Charlotte, habe ich schon neulich beantwortet, und bin begierig aus Ihrem nächsten zu sehen, ob Sie meinen Rat befolgt haben werden. Der Ausgang bleibt allerdings immer zweifelhaft, indes kann der Schritt nicht schaden, und man weiß doch nicht, was geschieht. Ich halte immer sehr viel davon im Leben, die Anlässe, die sich zu etwas darbieten, was dem gewohnten Gange eine veränderte Richtung geben kann, nicht zu versäumen, sie vielmehr zu benutzen, und was sich daraus irgend entspinnt, in das übrige

Leben zu verweben. Vorzüglich aber ist dies der Fall bei Dingen, die schon zu einer gewissen Reife gediehen sind, und das war doch Ihre Bekanntschaft mit dem verstorbenen Herzog. Er hatte Ihnen einmal so günstige Aeußerungen gemacht, daß es schade wäre, auf diesem Wege nicht weiter fortzugehen. Es ist immer auch zugleich eine Prüfung der Menschen, und neben dem, was man etwa handelnd und ordnend ausrichten kann, ist doch im Leben das Anschauen, Versuchen und Sammeln in Erfahrungen das Nützlichste und wenigstens bei weitem das Unterhaltendste. Es kann zwar sein, daß das nicht so in jeder Natur ist, aber der meinigen ist es sogar mehr, als billig ist, eigen, das Leben wie ein Schauspiel anzusehen, und selbst wenn ich in Lagen war, wo ich ernsthaft selbst mithandeln mußte, hat mich diese Freude am bloßen Zusehen der Entwickelungen der Menschen und Ereignisse nie verlassen. Ich habe darin zugleich eine große Zugabe zu meinem inneren Glücke und eine nicht geringe Hilfe bei jeder Arbeit selbst gefunden. Das erste ist leicht begreiflich und entsteht auf doppelte Weise. Zuerst hat man die positive Freude am Anblicke der wirkenden Kräfte, am Weiterrücken der sich in uns unbekannten Ursachen verflochtenen Dinge und Ereignisse, und dann wird man gleichgültiger gegen den Ausgang, insofern dieser nämlich uns selbst betrifft. Denn der Anteil an andern kann dadurch auf keine Weise geschwächt werden. Im Handeln selbst aber gewinnt man dadurch Ruhe, Kälte und Besonnenheit. Besonders bei großen Angelegenheiten gibt diese Ansicht gerade die Ueberzeugung, daß sie, wenn sie auch gegen unsre Neigungen ausschlagen, einen Gang gehen, der tief in den einmal feststehenden Plänen des Schicksals liegt, und auch nur das mindeste dieses Planes zu ahnen, ist schon an sich ein über jedes andre gehendes geistiges Vergnügen. Bei eignen Lebensbegebenheiten ist es, wenigstens bei mir, anders. Es würde mir immer nur Eitelkeit und Selbstsucht scheinen, die ich mir nie erlauben würde, wenn ich, was sich mit mir und meiner Persönlichkeit ereignet, gewissermaßen tiefen Plänen im Weltlaufe zuschieben wollte. Es gehört freilich auch zum Ganzen, aber wie ein Atom, es interessiert mich geistig dabei nur, wie ich mich selbst betrage, wie ich die Ereignisse aufnehme, ob mit Festigkeit im Widrigen, mit Bescheidenheit im Günstigen, ob ich thue, was ein Mann seiner Pflicht und seinen Gefühlen schuldig ist, das übrige mag auf und ab stürmen, ich suche mich dareinzufinden, so gut es nun einmal gehen will. Aber auch bei den, von höherem Gesichtspunkte aus betrachtet, unbedeutenden Ereignissen meiner selbst und meiner Familie bleibt doch jenes Vergnügen der Beschauung der ins Spiel kommenden Personen, der Umstände u. s. f., was oft für so vieles auch wirklich Widrige entschädigt. Es versteht sich jedoch von selbst, daß diese Beschauungslust des Lebens nie aus bloßer Neugierde entstehen muß, daß sie nicht sein darf, wie vergnügungssüchtige Leute in die Komödie gehen. Sie muß entstehen aus dem lebhaften Interesse, was man an der Menschheit, nicht bloß an ihrem Glücke, denn das

Glück ist bei weitem nicht das Höchste, sondern an ihrem inneren Werte, ihrem Wesen und ihrer Natur nimmt, aus dem inneren, unermüdlichen Streben eben diese menschliche Natur tiefer in ihrem Inneren zu erkennen, und soviel es möglich ist, die Räder zu erahnen, welche die Schicksale der Menschen, oft unauflöslich scheinend, ineinander treiben, und sie dann doch wieder so schonend auseinander rollen, daß wahre, nur nicht gleich eingesehene Harmonie daraus hervorgeht. So wie alles im Menschen nur auf die Höhe des Gesichtspunktes ankommt, auf den man sich stellt, so ist es auch hier. Ist der Gesichtspunkt der rechte, edel und gut, so kann nichts als wieder Gutes und Edles daraus hervorgehen. — Ich bitte Sie, mir die Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung so bald zu schicken, als Sie den Abschnitt erreicht haben, zu dem Sie kommen wollten. Auf jeden Fall muß ich Sie ersuchen, es zwischen hier und dem 5. November zu thun. Könnte er nicht in dieser Zeit hier eintreffen, so behalten Sie ihn noch zurück. Ich verreise nämlich zwischen dem 5. und 15. November erst nach Thüringen, dann auf einige, obgleich nicht lange Zeit nach Burgörner. Auf jeden Fall aber schreibe ich Ihnen vor meiner Abreise einige Zeilen. Leben Sie herzlich wohl; mit dem innigsten Anteile der Ihrige. H.

Fünfundzwanzigster Brief.

Berlin, den 3. November 1823.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Charlotte, für Ihren Brief vom 12., der mir aber sehr spät zugekommen ist. Zum Lesen des Heftes habe ich bis jetzt nicht Zeit gefunden. Ich beantworte es später. Heute nur über Ihr Gesuch an den Herzog und meine Reise.

Ich schicke Ihnen Ihren Entwurf zu dem Briefe an den Herzog unverändert zurück. Allerdings ist er ein wenig zu lang, ich habe auch versucht, ihn zu ändern; allein ich bin davon abgestanden. Wenn in solchen Angelegenheiten etwas Eindruck zu machen vermag, so ist es nicht eine kurze und schlichte Geschäftsform, sondern nur dasjenige, was die schreibende Person in ihre Worte von ihrem Charakter legt. Gerade das aber wird durch Korrekturen eines dritten immer weggewischt, oder wenigstens geschwächt. Man verdirbt also, statt zu bessern. Ueberdies schadet die Länge nicht. Der Herzog muß doch die Handschrift seines Vaters bemerken, und so muß ihn Teilnahme und selbst Neugierde zum Lesen bis zum Ende bringen. Ich reise in einigen Tagen von hier ab. Haben Sie die Güte, mir nach Burgörner zu schreiben. Auf das Kouvert bemerken Sie: In Abwesenheit bis zur Ankunft aufzubewahren. Leben Sie herzlich wohl und verzeihen die Eile, in der ich eben bin. H.

Sechsundzwanzigster Brief.

Burgörner, den 29. November 1823.

Ich habe erst hier Zeit gehabt, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 25. v. M. zu lesen, und empfange nun auch den späteren vom 25. d. M., nebst dem neuesten Hefte. Für beides meinen herzlichen Dank. Wenn sich nicht meine Abreise gegen meinen Willen verschoben hätte, so wäre der frühere, was mir sehr leid gewesen wäre, bis zu meiner Zurückkunft liegen geblieben, da ich mir diesmal keine Briefe nachschicken lasse. Zu dem nun abgegangenen Briefe an den Herzog wünsche ich den besten Erfolg; ich hoffe, daß der Schritt nicht vergeblich sein wird, denn ich rechne auf die Wirkung der väterlichen Briefe, die Sie eingelegt haben.

Ich befinde mich hier sehr wohl. Es ist nicht bloß für diese Jahreszeit und den sonst oft so schlimmen Monat, sondern wirklich an sich immer leidliches und oft sehr gutes Wetter. Heute war es wirklich schön und die Sonne kam sehr freundlich heran. Zwar erhob sie sich nur wenig über eine dichte und finstere Wolke, die den Abendhimmel bedeckte, aber der übrige Teil des Himmels war vollkommen blau. Da ich teils viele Geschäfte hier habe, teils die Zeit zu eignen Arbeiten benutzen will, so ist es mir sehr lieb, ganz allein hier zu sein, ich bin so gar keiner Störung ausgesetzt und liebe in sich die Einsamkeit. Die Freude, mit den Meinigen zu sein, ist mir nur immer eine unendlich glückliche Zugabe zu meinem schon glücklichen Leben. Ich habe mir aber nie denken können, wie dasjenige eigentlich ein Glück zu heißen verdient, was eine Lücke ausfüllt, die einem Unglücke nahe kommt, und es hat mir immer geschienen, als ginge der wahrhaft edle und hohe Glücksgenuß erst an, wenn man, sich selbst genügend im Gleichgewichte, seine Neigungen und Empfindungen mit sich verknüpft, die diesen, schon in sich befriedigenden Zustand dergestalt erhöhen, daß er, damit verglichen, wirklich mangelhaft erscheint. Heftige Begierden und leidenschaftliche Aeußerungen sind mir daher immer fremd geblieben. Indes will ich das nicht eben loben, noch in Schutz nehmen. Es könnte leicht auch in einem Mangel an Feuer liegen, dessen der Mann zu vielen der wichtigsten und ernsthaftesten Dinge bedarf, es ist auch nicht jene Fremdheit immer in gleichem Grade in mir gewesen. Jetzt ist sie meinen Jahren freilich natürlich. Die Jugend muß im Manne immer zuerst in der wirklich nur jugendlichen Lebendigkeit des Empfindens und dem, was leidenschaftlich ist, erlöschen; zum Entschlusse und zur Anstrengung kann dann ihre Kraft noch lange ausdauern. — Nun komme ich zu dem letzten Hefte ihrer Lebenserzählung zurück, dessen Empfang ich Ihnen schon im Anfange dieses Blattes gesagt und dafür gedankt habe. Es hat mir wieder ungemein viel Freude gemacht und ich habe es gestern Abend ohne

Unterbrechung hintereinander gelesen. Es schadet gar nicht, wenn auch einiges, was Sie darin erzählen, in eine andre Periode gehört, wie Sie besorgen. Es ist unmöglich, in der Erinnerung so genau in der Zeitfolge zu bleiben, ich würde sehr verlegen sein, sollte ich von einem meiner Kinderjahre so ausführlich erzählen. Es ist merkwürdig, daß Ihnen so viel in der Erinnerung geblieben ist. Da in diesem Hefte gerade so viel vom Schreiben die Rede ist, so kann ich Ihnen mit Wahrheit sagen, daß diese Erzählung wieder ganz diesen Vorzug hat. Alles darin ist trefflich gedacht und empfunden, das ist das erste darin, und wie Sie selbst richtig bemerken, das unerläßliche Erfordernis jedes guten Schreibens; allein auch das letzte ist bei Ihnen damit verbunden. Die Art Ihrer Entwickelung hat mich ungemein interessiert. Sie bemerken sehr richtig, daß das, was Ihnen mehr durch Sie selbst, und zufällig durch Umgang mit Erwachsenen, an Unterricht zukam, gerade darum so stark und so dauernd wirkte, weil es wenig war, und in ein auf besseren und reichhaltigeren Unterricht begieriges Gemüt fiel, so möchte ich auch im übrigen weiter schließen. Es sollte mich aber nicht wundern, wenn doch gerade diese Erziehung mehr und kräftiger beigetragen hätte, Sie so, wie Sie geworden sind, zu bilden, als wenn alles fein systematisch dabei ausgedacht worden wäre. Man muß sich die Erziehung ja nicht bloß und immer als eine direkte Leitung zu verständiger Haltung, gutem Charakter und hinlänglichem Reichtum von Kenntnissen denken. Sie wirkt oft weit mehr als ein Zusammenfluß von Umständen, deren beabsichtigte Wirkung ganz vereitelt wird, die aber durch den Streit gegen die Individualität des zu Erziehenden in ihm bewirkt, was die direkte Einwirkung nie vermocht hätte. Denn das Resultat der Erziehung hängt ganz und gar von der Kraft ab, mit der der Mensch sich auf Veranlassung oder durch den Einfluß derselben selbst bearbeitet. Mit großem Vergnügen habe ich auch bestätigt gefunden, daß dasjenige, was Ihr Gemüt und Ihren Verstand noch jetzt auszeichnet, Ihnen auch in der Kindheit schon beiwohnte. Es ist immer meine Meinung gewesen, daß sich der Mensch, wenn man das Wesentliche seines Charakters nimmt, nicht eigentlich ändert. Er legt Fehler ab, vertauscht auch wohl Tugenden und gute Gewohnheiten gegen schlechte, allein seine Art zu sein, ob mehr nach der Außenwelt, oder mehr nach innen gekehrt, ob heftig oder sanft, ob in die Tiefe der Ideen eingehend, oder auf der Oberfläche verweilend, ob mit kühnerem und festem Entschlusse ins Leben eingreifend, oder Schwäche verratend, bleibt gewiß von der Kindheit bis in den Tod der nämliche. Das war für heute vorerst das Wichtigste, was ich Ihnen über dieses Heft sagen wollte. Auf ein und andres komme ich ein andermal zurück. Immer aber wiederhole ich Ihnen aufs neue meinen herzlichen Dank für die Mühe, die Sie mir so liebevoll widmen. Beilagen bitte ich Sie ferner nicht beizufügen; wenn es Briefe sind, worin etwas Wesentliches, zur Erzählung Gehörendes vorkommt, so erzeigen Sie mir die Liebe, es abgeschrieben einzu-

weben. Ich wünsche nicht bloß, Sie zu sehen und zu kennen, sondern Sie von sich selbst geschildert. In dieser Schilderung vereinigt sich Ihr jetziges Sein mit dem früheren, und in dieser Selbstschilderung und Selbstbeurteilung liegt mithin ein doppelter Reiz. Da ich bald wieder von hier weggehe, aber doch nur kurz vor Weihnachten und Neujahr in Berlin sein werde, so thut es mir leid, Sie bitten zu müssen, mir nicht vor Weihnachten, sondern so zu schreiben, daß Ihr Brief kurz vor Neujahr in Berlin eintrifft. Meine Frau ist sehr wohl und munter, sie pflegt jährlich ein Bad zu besuchen, bald ohne mich, bald mit mir, sie war auch dieses Jahr in Marienbad nicht krank. Was man Ihnen gesagt hat, muß sich auf eine zufällige Unpäßlichkeit beziehen oder übertrieben gewesen sein. Mit dem herzlichsten Danke für Ihre Teilnahme und für Ihre Güte, und den liebevollsten Gesinnungen der Ihrige. H.

Siebenundzwanzigster Brief.

Berlin, den 12. Januar 1824.

Ihr Brief, liebe Charlotte, vom 21. v. M., hat mir große Freude gemacht, ich danke Ihnen von ganzem Herzen für alles Liebevolle, das er enthält. Nehmen Sie besonders meinen Dank für Ihre Wünsche zum neuen Jahre an, und seien Sie versichert, daß ich sie aus recht inniger Seele erwidere. Niemand kann innigeren Antheil an Ihnen nehmen, als ich, niemand es besser mit Ihnen meinen, so kann auch niemand die Erfüllung der Wünsche für Ihr Glück so sehr am Herzen liegen als mir, davon seien Sie mit unumstößlicher Gewißheit überzeugt. Sorgen Sie aber auch selbst, beste Charlotte, angelegentlich für Ihre Gesundheit und Ihre Ruhe. Mir kommt es immer vor, daß die Art, wie man die Ereignisse des Lebens nimmt, eben so wichtigen Anteil an unsrem Glücke und Unglücke hätte, als diese Ereignisse selbst. Den eigentlich frohen, heiteren Genuß kann man sich allerdings nicht geben, er ist eine Gabe des Himmels. Aber man kann viel dazu thun, das Unangenehme, dessen für jeden das Leben immer viel herbeiführt, ruhiger aufzunehmen, mutiger zu tragen, besonnener abzuwehren oder zu vermindern. Man kann wenigstens vermeiden, sich unnötige und ungegründete Besorgnis und Unruhe zu erregen. Wenn man das eine und das andre thut, sucht man sich darum nicht gleichsam frei von der Abhängigkeit der höheren Mächte zu machen; man genießt ja dadurch noch lange kein Glück, man bewahrt sich nur vor zu unangenehmen Empfindungen. Man handelt aber gewiß im Sinne und nach dem Willen des Himmels, wenn man mit so viel Selbständigkeit, als die individuellen Kräfte zulassen, dem Geschicke begegnet und

sich seinen Einflüssen von innen heraus weniger zugänglich macht. Ich sage das, liebe Charlotte, um Ihnen vorzustellen, daß Sie sich nicht so um nichts beunruhigen müssen, wie neulich, wo Sie, geschreckt durch Träume, sich bangen Ahnungen überließen. Ihre Worte: „Nehmen Sie mir den ängstlichen Kleinmut nicht strenge auf, ach! nehmen Sie mir die Worte nicht so genau — das Unglück macht abergläubisch, man fürchtet überall, man sieht nur traurige Vorbedeutungen — der Glückliche weiß nichts von Aberglauben" — diese Worte haben mich sehr gerührt und in innigster Teilnahme bewegt, und nur aus diesen Empfindungen geht das hervor, was ich Ihnen sage. Sie haben einen viel zu klaren und bestimmten Verstand, haben über diese Dinge in dem, was Sie bei Gelegenheit der Stimmung Ihres Vaters in dieser Art mir geschrieben, so richtig geurteilt, daß Sie nicht durch so unbedeutende Zeichen, wenn man es nur überhaupt Zeichen nennen kann, sich sollten irgend bewegen lassen. Nehmen Sie, was ich da sage, ja nicht als einen Vorwurf auf. Ich würde mir gewiß nicht herausnehmen, Ihnen je einen zu machen. Ich wünsche aber dringend, daß Sie sich nicht vergeblich beunruhigen, nicht Ihrer Gesundheit schaden, sich in Ihren Beschäftigungen stören und sich Ahnungen hingeben, die entweder Kummer über Unglücksfälle rege machen, die nicht eintreten, oder die Träume über wirklich sich ereignende schon im voraus fühlen lassen. Ich halte es auch nicht für unangemessen, Ihnen so ausführlich darüber zu schreiben, da ich besorge, daß die Unruhe, die Sie darüber äußern, Sie nicht so bald verlassen möchte, und Sie mir sehr oft die wohlthuende Versicherung geben, daß Ihnen meine Worte beruhigend und tröstlich sind.

Ich bleibe jetzt bis zum Frühjahre unausgesetzt hier in Berlin, und bitte Sie, mir wie gewöhnlich hierher zu schreiben. Sie werden mir auch ein sehr großes Vergnügen bereiten, wenn Sie mir die Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung schicken wollen. Ich bin genau auf das eingegangen, was Sie mir darüber sagen, und es scheint mir, daß wir demnach folgende Einrichtung damit treffen könnten: Was Sie noch zu beschreiben haben, zerfällt, soweit ich es kenne, in drei Teile: erstlich die Fortsetzung Ihrer ersten Jugend bis zu Ihrer Verheiratung; zweitens die Erzählung dieser und der darauf folgenden Zeit; endlich die Jahre von dort an bis jetzt. Die erste dieser drei Perioden kann es Ihnen, dünkt mich, auf keine Weise schwer werden, fortzusetzen. Sie enthält, soviel ich weiß, nichts, was durch die Erinnerung Leiden erneuern könnte, es kommen gewiß frohe Andenken darin zurück, und es ist ein Zeitraum, der nicht nur die Geschichte ihrer Erziehung und Jugendbildung vollendet, sondern auch in sich großes Interesse für mich hat. Ich nehme daher keinen Anstand, Sie zu bitten, diese auf alle Fälle zu vollenden und mir zu schicken. Wieviel Sie auf einmal schicken, überlasse ich Ihnen; daß muß sich nach den Umständen und Ihren weiteren Geschäften richten. Ob Sie dann auch die zweite Periode Ihres Lebens beschreiben und mir zu schicken die Güte haben, ist

eine andre Frage. Daß es mir Freude machen würde, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Es würde es auf jeden Fall und in hohem Grade, allein ich empfinde ganz mit Ihnen, daß für Sie das Schreiben ein langsames, und Monate, ja selbst Jahre währendes Aufreißen schmerzlicher Wunden sein würde, und von dieser Seite angesehen kann es mir unmöglich Freude erregen, oder müßte mir die, welche mir die Erzählung immer machen würde, notwendig verbittern. Ich habe zwar nicht dieselbe Ansicht als Sie über das Zurückrufen von Zeiten empfundener Schmerzen. Mir, wenn ich von mir reden sollte, würde es wehmütig, doch mit einer Art von Süßigkeit verbunden sein, ich würde es auch für mich selbst und meine Charakterbildung, die Gewinnung der Stärke, die jeder Mensch gegen das Schicksal und das Leben braucht, wohlthätig halten. Allein ich fühle wohl, daß ich das nicht auf Sie anwenden kann, und ich mißtraue selbst meinen Empfindungen, weil ich bei weitem mehr nur ein glückliches Leben geführt habe. Prüfen Sie sich also selbst, teure Charlotte, und entscheiden Sie danach, ob Sie in die zweite Periode Ihres Lebens eingehen, oder bei dem Ende der ersten im Zusammenhange abbrechen. Ich weiß und bin auf das innigste und dankbarste überzeugt, daß Sie, um mir eine Freude zu machen, keine Aufopferung scheuen würden. Was Ihnen aber eine solche Aufopferung auferlegt, kann natürlich mir nicht mehr eine Freude geben. Das vergessen Sie nicht. Die dritte der oben berührten Perioden erscheint in sich wieder nicht bedenklich. Indes können Sie das allein gehörig beurteilen, ob sie sich so abgesondert von der zweiten behandeln läßt, oder ob sie nicht, um den Gang Ihrer Stimmungen und Ihres inneren Lebens zu schildern, müßte oft, und zu oft für Ihre Ruhe, in die zweite hinübergehen. In diesem Falle müßte auch diese ungeschildert bleiben; immer würde ich mich unendlich freuen, wenigstens ein vollendetes Bild eines Kindes- und Jugendlebens in der größten Individualität zu besitzen Bis zu Ihrer Verheiratung schreiben Sie also ja. Nun leben Sie herzlich wohl und verscheuchen Sie jede bange Sorge. Vertrauen Sie den gütigen Mächten des Schicksals, und glauben Sie nicht, daß es solche gibt, die absichtlich das Herz mit Ahnungen plagen, sich nicht an dem Schmerze über wirkliches Unglück begnügend. Mit den Ihnen bekannten unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige. H.

Achtundzwanzigster Brief.

Ergebung in das, was geschehen kann, Hoffnung und Vertrauen, daß nur dasjenige geschehen wird, was heilsam und gut ist, und Standhaftigkeit, wenn etwas Widerwärtiges eintrifft, sind alles, was man dem Schicksale entgegenstellen kann.

Sie erinnern mich an eine Stelle der Bibel und fragen mich, ob ich sie gelesen habe? Ich habe die Bibel von einem Ende zum andern mehrmals durchgelesen, das letzte Mal noch in London, und ich kannte daher sehr gut das Kapitel des Briefes an die Korinther, das Sie anführen. Es ist allerdings eines der schönsten im Neuen Testamente, wenn es recht verstanden wird, allein auch eines von denen, in welche zu leicht ein jeder etwas von seinem eignen Gefühle und seiner Individualität hineinträgt, und wenn diese auch recht gut und fromm sind, so können sie doch der ursprünglichen Bedeutung fremd sein. Im griechischen Urtexte ist das weniger möglich. Wir haben im Deutschen nur das eine Wort Liebe, welches zwar sehr rein, edel und schön ist, aber doch für sehr verschiedenartige Empfindungen gebraucht wird. Im Griechischen gibt es ein eignes für die ruhige, sanfte, leidenschaftslose, immer nur auf das Höhere und Bessere gerichtete Liebe, das niemals für die Liebe zwischen den Geschlechtern, wie rein sie sein möchte, gebraucht wird, und dieses Wort, welches mehr den christlichen griechischen Schriftstellern als den früheren eigen ist, steht gerade in diesem Kapitel. Ich möchte damit aber keineswegs die Lutherische Uebersetzung tadeln, vielmehr leugne ich nicht, ist mir unser deutsches Wort lieber als jedes andre, gerade weil es so vielumfassend ist und die Empfindungen in der Seele gerade bei ihrer Wurzel aufnimmt. Was sowohl den Inhalt dieses Kapitels vorzüglich würdig und groß macht und auch den Begriff deutlich zeigt, der mit dem Worte der Liebe nach dem Sinne des Apostels verbunden werden soll, sind, wie es mir scheint, zwei Dinge: Erstens, daß nicht bloß auf die Ewigkeit hingedeutet, sondern die Liebe selbst, als etwas Ewiges, mehreren andern, auch großen und schätzungswürdigen, aber dennoch vergänglichen Dingen entgegengesetzt wird, und daß die Liebe nicht als ein einzelnes Gefühl, sondern sichtbar als ein ganzer, sich über den ganzen Menschen verbreitender Seelenzustand geschildert wird. Die Liebe, heißt es, hört nimmer auf. Dies beweist zur Genüge, daß sie auf Dinge gerichtet sein muß, die selbst ewig und unvergänglich sind, und daß sie dem Herzen auf eine solche Weise eigen sein muß, daß sie in keinem Zustande des Daseins demselben entrissen werden kann. Es ist nicht sowohl von einer bestimmten Liebe, nicht einmal der des höchsten Wesens, die Rede, sondern von der innern Seelenstimmung, die sich über alles ergießt, was der Liebe würdig ist und worauf sich Liebe anwenden läßt. Es ist auf den ersten Anblick nicht gleich zu begreifen, warum, da alles hienieden Stückwerk genannt wird, die Liebe allein zu dem, was ganz und vollkommen ist, gerechnet wird. Denn das Uebrige, welches der Apostel anführt, ist doch offenbar deshalb Stückwerk genannt, weil es in endlichen Wesen nicht vollkommen sein kann, und die Liebe, wie rein und erhaben sie sein möge, ist doch auch nur in endlichen Geschöpfen nach der Art, wie sie in diesem Kapitel genommen ist. Es ist aber wohl deshalb, weil alles Uebrige, wovon als von Stückwerk die Rede ist, eine Kraft des Wissens und des Thuns voraussetzt,

die sich in menschlichen und endlichen Wesen nicht befinden kann. Die Liebe hingegen geht selbst von einem bedürfenden Zustande aus, sie gehört rein der Gesinnung und dem Gefühle an und ist überall aufopfernd, gehorchend und hingebend. Sie wird daher durch die Schranken der Endlichkeit nicht so gehemmt. Allerdings könnte sie im Menschen nicht wohnen, wenn ihm nicht selbst eine Verwandtschaft mit dem Unendlichen im Innersten seines Wesens zum Grunde läge, denn wenn ihr Odem ihn einmal beseelt, so kann er sich in ihm mehr, als irgend sonst, dem Höheren verwandt fühlen. Da aber, wie ich im Anfange sagte, wohl jeder, ohne auch irgend in Mißverständnisse zu verfallen, gerade diese Stelle der Bibel nach seiner individuellen Empfindung nimmt, so gestehe ich, daß ich den Ausdruck Liebe hier von aller und jeder einzelnen Empfindung für ein Wesen durchaus geschieden und getrennt halte und darin nur eine Schilderung des an sich weit höheren Seelenzustandes finde, der, frei von aller Selbstsucht, fern von jeder Leidenschaftlichkeit, mit Wohlwollen auf allem verweilt, das günstige wie das widrige Schicksal mit Ergebung und Gelassenheit trägt, und aus dessen Ruhe selbst die belebende Wärme in alles, was ihn umgibt, übergeht. Darum heißt es, daß die Liebe nicht eifert, sich nicht ungebärdig anstellt u. s. f. Darum werden ihr Glaube und Hoffnung zur Seite gestellt, sie aber über beide erhoben; darum besonders wird sie über die Werke gesetzt. Dies letzte kann augenblicklich sonderbar scheinen. Allein es ist sehr richtig, da, wenn die Gesinnung wahrer Liebe da ist, die Werke von selbst aus ihr entspringen. Diesem Seelenzustande ist das Fordernde, das Unruhige, Sorgende, auf Ausübung von Recht mehr als auf strenge Uebung der Pflicht Bedachte, das sich selbst Lobende und mit sich Zufriedene entgegengesetzt. So nehme ich diese biblische Stelle, obgleich ich fern bin zu behaupten, daß nicht auch eine andre Ansicht statthaft wäre.

Neunundzwanzigster Brief.

Sie fragen mich über den Unterschied von Prophezeien und mit Zungen reden, den der Apostel Paulus im 14. Kapitel des 1. Briefes an die Korinther macht. Es ist allerdings eine schwierige Stelle, über die man viel und lange nachdenken kann, ohne doch vielleicht das Rechte zu finden. Es ist gerade das sehr schön auch im Neuen Testamente, daß das Klare mit weniger Klarem gemischt ist. Alles, dessen der Mensch zur Besserung, Beruhigung und Erbauung bedarf, ist klar und leicht verständlich, und die weniger klaren, ja dunklen Stellen thun dem keinen Eintrag. Da aber der Mensch immer, indem er im Leben seine Pflicht erfüllt (was das einzige Notwendige im Leben ist), auch außerdem etwas haben muß,

wodurch er in eine über das Leben hinausgehende Tiefe geführt wird, und er diese Tiefe nur durch Nachdenken erreichen kann, so bringen ihn diese Stellen eines Buches dazu, das ihm gegeben ist, immer in seiner Hand zu sein. Es werden ihm Geheimnisse gezeigt, damit er sie durch frommes Nachdenken zu ergründen lerne. Wie ich mir nun die Stelle von den Zungen erkläre, ist es so: der Apostel setzt einander entgegen: Das Reden mit der Zunge oder mit Zungen, und das Prophezeien, den Geist und den Verstand (denn so wird wohl Luther das griechische Wort übersetzt haben; ich habe gerade keine deutsche Bibel zur Hand). Unter dem Reden mit Zungen versteht er, meiner Meinung nach, das begeisterte Reden, das wie aus einer fremden Eingebung kommt, in dem man nur das sagt, wovon das Herz überfließt, ohne sich zu kümmern, ob es andre hören oder verstehen. Man spricht auf diese Weise mit sich selbst und mit Gott. Unter Weissagung versteht er gar nicht Vorhersagung des Zukünftigen, sondern das öffentliche Lehren hoher und wichtiger Wahrheiten. Wer das that, hieß im Sinne des Morgenlandes ein Prophet. Eine solche Lehre nun hat einen äußeren Zweck: Unterweisung und Erbauung. Sie muß also auf den Zuhörer berechnet sein, die Worte müssen durch den Verstand zum Verständnisse zubereitet sein. Daher bestimmt nun der Apostel auch sehr richtig das Verhältnis dieser beiden Seelenstimmungen zu einander. Das begeisterte Sprechen ist das Erste und muß in dem Menschen vorausgehen; auf der Sprache, die er mit sich und mit Gott redet, beruht seine Fähigkeit, andre zu erbauen. Dadurch erbauet er sich selbst, wie der Apostel sagt, und man kann nicht andre erbauen, wenn man nicht selbst erbauet ist. Allein diese innere Begeisterung ist für andre unfruchtbar. Also für die Verbreitung der Lehre ist die Weissagung besser, denn durch sie geht die Begeisterung in andre über. Allein das Höchste ist selbst begeistert sein (mit Zungen reden) und zugleich weissagen oder unterrichten. Der fünfte Vers setzt dies sehr klar und bestimmt auseinander. Der Apostel wünscht, daß alle mit Zungen reden mögen, aber noch mehr, daß sie alle lehren mögen, weil dies nützlicher ist und jenes voraussetzt. Dies geht dann zugleich auf die Sitte der ersten Kirche, wo jedes Gemeindeglied das Wort nehmen konnte. Der Ausdruck, mit Zungen reden oder mit der Zunge, scheint sonderbar, aber er ist eigentlich sehr richtig. Im Griechischen versteht man unter Zungen unbekannte, fremde, selten vorkommende Wörter. Dies kann vielleicht hier in Betracht kommen. Man kann auch daran denken, daß die Ausgießung des heiligen Geistes auf die Apostel zur Folge hatte, daß sie in fremden, ihnen vorher unbekannten Sprachen redeten. Beides paßt auf das begeisterte Reden, wo man sich über seine eignen Gedanken wundert und noch weniger daran denkt, daß und ob einen der andre versteht. Allein beides halte ich hier nicht für anwendbar, vorzüglich deswegen nicht, weil es auch heißt: mit der Zunge reden, nicht bloß mit Zungen. Die Erklärung des Ausdrucks kann viel einfacher genommen werden.

Wenn man wohl verstandene, selbst gefundene Dinge oder doch solche, die man sich in Gedanken gehörig verdeutlicht hat, redet, so ist die Zunge nur das tote Werkzeug der Aussprache, aber der Verstand ist der eigentlich redende. Wenn man aber Dinge sagt, die einem plötzlich einfallen, und doch hoher und dunkler Natur sind, die man sich vorher nicht deutlich gemacht hat, und die man nur nach und nach durch den Verstand klarer ins Licht setzen kann, die ein fremder und höherer Geist eingegeben hat, so ist es nicht der Verstand, der redet, sondern die Worte sind auf der Zunge, ohne daß man weiß, wie sie dahin geraten sind. Die Zunge scheint sie aus sich zu reden. Eigentlich müßte man dies: mit dem Geiste reden, nennen. Allein es ist bildlicher, hier die Zunge zu erwähnen, und da der Apostel dasjenige, was die Zunge so spricht, auch gewiß von einem fremden höheren Geiste, dem heiligen selbst, eingegeben hält, so kann er das, was der Mensch so sagt, nur der Zunge beilegen. Der heilige Geist, das ist Gott selbst, legt dem Menschen die Wahrheit auf die Zunge, die er nicht mit seinem Verstande begreifen oder doch nicht erfinden könnte. Man sagt wohl von einem Menschen, der spricht, was er nicht meint, daß er mit der Zunge, nicht mit dem Herzen spricht. Hier ist der Ausdruck in einer ganz andern Beziehung ähnlich. Die Zunge spricht hier (durch innere Begeisterung oder göttliche Eingebung), ohne daß der Verstand, der bloß nach menschlicher Weise räsonierende und urteilende, etwas davon weiß. Auf diese Weise liegt in dieser Lehre des Apostels etwas sehr Schönes. Man soll suchen, wenigstens sich wünschen, in fromme Begeisterung zu geraten, mit sich und Gott zu reden, wie man es mehr ahnet als deutlich einsieht, aber man soll noch mehr dahin streben, sich das auch im Verstande klar zu machen, und wenn man andre unterrichtet, soll man es nur auf die letzte Weise thun. Ich weiß nicht, ob Ihnen dies genügen wird, aber so verstehe ich diese Stelle.

Dreißigster Brief.

Berlin, den 12. März 1824.

Ich habe Ihre Blätter vom 21. v. M. erhalten und danke Ihnen auf das herzlichste dafür. Es hat mir aber leid gethan, zu sehen, daß Sie sich wieder vergebliche Besorgnis und Unruhe gemacht hatten. Sie müssen das möglichst vermeiden, liebe Charlotte, und darin eine größere Herrschaft über sich gewinnen. Ich sage Ihnen das gewiß nur zu Ihrem Besten und zur Beförderung Ihrer inneren Ruhe. Es ist so vielen Zufälligkeiten unterworfen, ob ein Brief einige Tage früher oder später geschrieben wird, ob er länger

oder kürzer geht, daß, wenn eine solche Erwartung gerade einmal nicht zutrifft, Sie darum sich nicht beunruhigen müssen. Ich erkenne gewiß den ganzen Wert der Gesinnungen, die Sie gerade für mich besorgt machen, allein ich bin vollkommen wohl und Sie brauchen auf keine Weise für mich zu fürchten. Ich lebe den ganzen Tag mit ernsthaften und mir wichtigen Dingen beschäftigt, ich verlasse kaum mein Zimmer als in den späten Abendstunden, und bin ruhig, thätig und heiter. Bei solcher Stimmung würde sich selbst eine schwächliche Gesundheit erhalten. Die meinige aber ist bisher sehr gut gewesen. Ich weiß freilich, daß das sich sehr leicht und von einem Jahre, ja Tage zum andern ändern kann, indes für jetzt ist kein Anschein dazu. Wenn es kommen wird, bin ich auch darauf vorbereitet. Auf meine Stimmung wird selbst Kränklichkeit keinen Einfluß haben, ich habe mich von früher Jugend an gewöhnt und geübt, gegen mich selbst hart zu sein und meinen Körper als etwas meinem eigentlichen Selbst Fremdes anzusehen. Meinen Beschäftigungen werde ich schon eine Wendung geben können, daß ich sie nicht aufzugeben brauche, wenn sie auch gestört werden, und so dürften Sie sich wirklich mich auch dann nicht unglücklich denken, wenn einmal der Fall käme, daß ich wirklich leidend würde. Es freut mich sehr, aus Ihrem Briefe zu sehen, daß auch Sie im ganzen leidlich wohl sind und der sonderbare Winter Ihnen nicht geschadet hat, wie ich zuweilen fürchtete. Ich liebe im Grunde die Abwesenheit von strenger Kälte so, daß ich die andern Unannehmlichkeiten, die ein so gelinder und wechselnder Winter allerdings mit sich führt, leicht übersehe. Die recht eigentliche Kälte hat etwas mehr als bloß physisch Erstarrendes, es kommt einem ordentlich vor, daß Menschen ihr nie ausgesetzt sein sollten, sie gibt der Natur selbst ein so einförmiges Ansehen, und hat etwas wahrhaft Unbarmherziges für die Armen. Das niedrige Volk, das nur wenig Mittel herbeischaffen kann, ist schon darum viel glücklicher in südlichen Ländern, weil es wenigstens von dieser Plage befreit ist. — Sie haben mir, liebe Charlotte, sehr lange nichts von Ihrer Lebensschilderung geschickt. Vermutlich ist der Winter mit seinen Geschäften und kürzeren Tagen daran schuld. Wenn Sie aber Muße und Stimmung haben, so ist es, wie ich Ihnen oft und immer sagte, mein Wunsch, daß Sie fortfahren, wenigstens bis zu Ihrer Verheiratung. Hernach will ich Sie dann weder bitten noch bereden. Aber bis dahin kann es Ihnen nur eine angenehme und unterhaltende Beschäftigung sein. Wenn Sie so viel haben, daß es ein mäßiges Paket ist, so haben Sie die Güte, es mir auf die gewöhnliche Weise zu schicken. Alles das aber nur, insofern es Ihnen Freude macht, denn das ist die Bedingung, unter der auch ich nur Vergnügen daran finden kann. Was Sie mir bisher geschickt haben, gibt ein erfreuliches, anziehendes, individuelles Bild, und es wäre schade, wenn das nicht, wenigstens bis zu einem natürlichen Ruhepunkte, einem wichtigen Lebensabschnitte, vollendet wäre. Es sind auch nur noch einige Jahre, die Ihnen bis dahin bleiben.

Ich war heute einige Stunden in Tegel, und so wenig günstig das Wetter war, so hat es mir doch Vergnügen gemacht. Die Annäherung des Frühjahrs spürt sich immer und bringt auch in den Menschen eine Art von Erneuerung. Man ist lebendiger, man glaubt einem neuen Lebensabschnitte entgegen zu gehen, und vergißt gewissermaßen, daß die schöne Gestalt, die die Natur nun wieder annimmt, nur wenige Monate dauern und dann dasselbe wiederkehren wird, dem man sich jetzt entgangen zu sein freut. Wenn das aber auch eine Art von Selbsttäuschung ist, so bleibt es das ganze Leben hindurch eine immer und immer gleich freudig wiederkehrende. Seit meinen Kinderjahren erinnere ich mich des gleichen oder wenigstens ganz ähnlichen Gefühles. Da Sie in einem Garten wohnen, werden Sie diese Gefühle auch gewiß teilen. Denn in der Stadt gehen freilich die Jahreszeiten in traurigem Einerlei an einem vorüber.

Mit den Ihnen bekannten unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige. H.

Einunddreißigster Brief.

Im April 1824.

— — Allerdings gehört das vollkommene Gelingen unsrer Unternehmungen der ursprünglichen Kraft wohl größtenteils an, die der Mensch nicht in seiner Gewalt hat. Ich teile ganz ihre Meinung, daß es noch mehr von einem nicht zu erklärenden höheren Segen abhängt, der einzelne begleitet, und wohl, wie Sie sagen, auf der Lauterkeit ihrer Gesinnungen beruht. Ihr Ausdruck, daß es scheine, als ob die Gottheit nur ihren Segen in reine Gefäße ergieße, hat mir ungemein gefallen. Der Mensch vermag diesen Segen, wenn er ihm entsteht, nicht herbei zu zaubern. Daß dieser Segen wirklich mit den Menschen zusammenhängt auf unsichtbare und geheimnisvolle Weise, das glaube ich mit Ihnen. Aber die Begriffe von Glück und Unglück sind selbst bei denen, die richtige Ideen zu haben pflegen, so unbestimmt und so irrig, daß ich von früh an immer gestrebt habe, mir darüber ganz klar zu werden, und wie ich dahin gelangt bin, habe ich gefühlt, daß man des Glückes bis auf einen gewissen Grad wenigstens, immer sicher ist, sowie man sich von den äußeren Umständen unabhängig macht, sowie man lernt Freude aus allem Erfreulichen in Menschen und Dingen zu ziehen, aber in Menschen und Dingen nichts eigentlich zu bedürfen.

Gewiß hat man seinen Lohn dahin, indem alles Verdienst aufhört, wenn man der Folgen wegen etwas thut.

Wenn Sie, teure Charlotte, meinen vorletzten Brief nicht ganz richtig verstanden haben, so haben Sie dagegen in dem letzten meinen innigen Anteil an Ihnen und Ihrem Schicksale mit Vergnügen erkannt. Ich danke Ihnen sehr dafür und wiederhole Ihnen die Versicherung, daß Sie auf die unveränderte Dauer mit Gewißheit rechnen können. Ich wünsche nichts mehr, als daß Sie nach so vielen bestandenen Stürmen endlich wieder ein ruhiges, sorgenloses und Ihnen ganz zusagendes glückliches Leben führen möchten, daß Ihr Gesundheitszustand dem entspreche, daß Sie kräftig und heiter in dem Genusse der einfachen Freuden, die Sie sich selbst geschaffen haben, und in dem Andenken an alles, was Ihnen teuer, leben mögen. Ich weiß mit Zuversicht und freue mich dessen, daß auch vorzüglich bei mir Ihr Andenken verweilt. Was ich beitragen kann, Ihr Leben zu erheitern, werde ich immer mit Freuden nach meinen Kräften thun. Ich wiederhole Ihnen die Bitte, die ich mehrmals that, mir offen und vertraulich zu sagen, wenn Sie einen Wunsch haben, für den Ihre eignen Mittel nicht hinreichen. Setzen Sie alle falsche Delikatesse beiseite. Seien Sie vertrauend Ihrer und meiner würdig. Es thut mir weh, zu denken, daß Sie in ununterbrochener Anstrengung sich abmühen, noch bei immer leidender Gesundheit. Obwohl ich das sehr zu ehren weiß, wünsche ich innig, Sie wieder in einer Lage zu wissen, die Ihrer ursprünglichen Bestimmung angemessen wäre. Bei Ihrem Gemüte und Ihrem Sinne würden Sie Ihre Muße schon anzuwenden verstehen. Erlauben Sie mir den Rat, sich einmal einige Erholung zu gönnen in der schönen Jahreszeit; sollte Ihnen nicht eine Badekur zuträglich sein? Antworten Sie mir vertrauend, liebe Charlotte, niemand als Sie und ich weiß von dem, was Sie mir und ich Ihnen sage. H.

Zweiunddreißigster Brief.

Im Mai.

Sie haben mir durch das mir übersandte neue Heft Ihrer Biographie eine viel größere Freude gemacht, als Sie es wohl geglaubt haben mögen. Ich habe es mit dem größten Anteile gelesen. Zuerst und hauptsächlich aus Anteil an Ihnen. In dieser Hinsicht ist es ein sehr erfreuliches Heft, weil es eine Zeit schildert, die Sie glücklich und froh verlebten und unter interessanten Menschen zubrachten. Es hat mich lebhaft in die Vergangenheit und in jene Zeit zurückversetzt. Wenn auch die verschiedene Lebensart, in voneinander entfernten Provinzen Deutschlands, Sitten und Lebensweise sehr verschieden gestaltet, so spricht sich doch auch wieder der Eingeist der Zeit gleichmäßig in allem aus. Allein auch mehrere Schilderungen, die Sie nicht unmittelbar berühren und betreffen,

haben mich sehr angezogen. Unter diesen am meisten die von **Baum**, dem Lustschlosse des merkwürdigen und berühmten Grafen von Lippe-Bückeburg. Der Wohnort eines ausgezeichneten Mannes hat immer für mich etwas zugleich Erhebendes und Bewegendes, das ich z. B. allemal empfinde, wenn ich mich Potsdam nähere. Wenn, wie hier, von Regenten die Rede ist, kommt nun noch hinzu, daß sie gewöhnlich die Gegend, die sie bewohnen, auch mehr oder weniger umschaffen und ihr ihr Gepräge aufdrücken, oder doch Gebäude hinterlassen, die einen ähnlichen Eindruck gewähren. Dies vermehrt die Anschaulichkeit, und man kann sich ein lebendiges Bild von ihrem eignen Leben und Wirken machen. Selbst der bloße Gedanke, daß sie da gewesen, da gegangen sind, hat etwas, das die Einbildungskraft, und mehr als bloß sie, auch das Gefühl ergreift, was man auch darüber kalt mag vernünfteln können. **Baum** hatte nun aber von seinem Besitzer, nach Ihrer Ihnen sehr gut gelungenen Schilderung, ein so eigentümliches und in sich anziehendes, schönes Gepräge bekommen, daß das Interesse daran dadurch um vieles erhöht wird. Die Verbindung einer kräftigen und reizenden Natur mit Kunst und fürstlicher Pracht hat immer etwas eigentümlich Gefallendes, und nach den wenigen Gegenden, die ich und nur kurz in Westfalen gesehen habe, müssen vorzüglich die Waldgegenden von ausnehmender Schönheit durch Fülle, Kräftigkeit und Frische des Baumwuchses sein. Noch viel interessanter aber ist mir die Schilderung des Lebens des Grafen gewesen und was man daraus auf seinen Charakter durchblicken sieht. Bei einem Manne, dessen Mut und Männlichkeit, verwebt mit einigen mehr sonderbaren, als gerade durch sich bedeutenden Zügen und Anekdoten, vorzugsweise bekannt sind, macht die Zartheit der Empfindung für seine kranke und schwächliche Frau und der Hang zu philosophischem und religiösem Nachdenken einen doppelt schönen Eindruck. Vorzüglich hat es mir gefallen, daß er sie niemals andern Händen anvertraut, sondern sie immer selbst getragen und gefahren hat und immer um sie war. Ueberhaupt deutet schon die eng eingeschlossene Einsamkeit mit dem geliebten Gegenstande, die er nach ihrem Tode noch strenger fortsetzte, eine große und starke Seele an, reich genug, in sich selbst das Genügende zu finden, was das Leben oft meist vergeblich suchen läßt. Daß der unglückliche Mann an Gift gestorben sei, halte ich doch für eine der Erzählungen, die ehemals in evangelischen Ländern über jeden gemacht wurden, der in südlichen Ländern gewesen war, zumal wenn ihn sein Geschick in feindselige Berührung mit der Geistlichkeit gebracht hatte. Man kennt eigentlich gar keine Gifte, von denen man auch nur mit der geringsten Sicherheit so langsame Fortschritte auf Jahre hin erwarten könnte, und Aqua Toffana ist ein bloßer bedeutungsloser Name, der Gott weiß wie entstanden ist und wer weiß welchem bekannten Gifte gegeben sein mag. Denn es ist ganz gewiß, daß es kein bestimmtes, am wenigsten ein ganz geheimes, nur wenigen bekanntes ist. In einem Saale des ehemaligen Hauses hier (in Tegel) hingen viele Bilder fürstlicher und

andrer merkwürdiger Personen, die jedoch alle mit meinem verstorbenen Vater in näherer Berührung gestanden hatten. Unter diesen war auch ein Bild des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg, den mein Vater vermutlich persönlich gekannt hatte. Ich erinnere mich dessen noch sehr gut. Allein in der Zeit, wo die Franzosen hier im Lande waren und mein Haus, ich selbst war in Italien, viele Einquartierung hatte, sind die meisten dieser Bilder beschädigt worden oder verloren gegangen, und das des Grafen von Lippe-Bückeburg gehört namentlich zu den letzteren. Ich bedaure jetzt doppelt den Verlust desselben.

Was Sie als Kind von sich erwähnen, daß Sie Bilder in der Phantasie getragen, für die Sie Wesenheit wünschten, ersehnten, erwarteten, ist mir genau ebenso, und von der frühesten Kindheit an gewesen, ich glaube gewiß vom sechsten Jahre an, was doppelt früh bei mir ist, da ich erst im dritten sprechen gelernt habe. Bei Ihnen war es die Sehnsucht nach einer Freundin, und zum Teil entstanden durch das Lesen der Clarisse. Bei mir hatte es keine äußere Ursache oder Veranlassung, wenigstens ist mir durchaus keine erinnerlich. Die Gegenstände, ich meine nicht eingebildete Personen, sondern die Sachen überhaupt, die sie betraf, waren allerdings verschieden, aber eine blieb von dieser Zeit der ersten Kindheit bis jetzt und wird vermutlich bis an meinen Tod bleiben; denn noch jetzt, wenn ich einmal eine schlaflose Nacht habe, oder allein im Wagen sitze, oder spazieren gehe, oder sonst eine Zeit habe, die man in bloßer Beschäftigung der Einbildungskraft zubringen kann, beschäftigt mich dieselbe Vorstellung noch immer, wie die in meiner Kindheit, aber natürlich in andrer, oft wechselnder Gestaltung. Da es ein Gegenstand ist, der gar nicht in das Leben übergehen, sondern nur auf die innere Denkweise einwirken kann, so berührt es mich auch im Leben nicht, sondern geht wie eine Dichtung neben der Wahrheit fort; allein im Inneren verdanke ich, im besten Sinne des Wortes, dieser Selbstbeschäftigung sehr viel. Es ist ja überhaupt die natürliche Folge aller inneren Thätigkeit und jeder recht lebendigen Regsamkeit der Einbildungskraft und des Gefühles, daß dadurch die wirklichen Ereignisse des Lebens mehr in Schatten treten, und das zu große Gewicht dieser, ihr zu helles Licht zu vermindern, ist immer heilsam, das Unglück schadet und drückt dann weniger, und das Glück fesselt nicht an seinen Genuß, und macht den Gedanken erträglich, daß es immer leicht beweglich, vielleicht nicht immer bleiben wird.

Sie werden mir große Freude machen, wenn Sie fortfahren an Ihrer Lebensbeschreibung zu arbeiten. Ganz der Ihrige.

H.

Dreiunddreißigster Brief.

Tegel, den 15. Juni 1824.

Ich habe Ihren Brief vom 22. Mai und den letzten vor den Pfingstfeiertagen erhalten, liebe Charlotte, und danke Ihnen sehr für beide. Ich selbst schreibe Ihnen einige Tage später, als ich es sonst zu thun pflege; da Sie in Ihrem ersten Briefe eines zweiten erwähnten, der nachfolgen sollte, so wollte ich erst diesen abwarten, um beide zugleich zu beantworten. Daher rührt der kleine Verzug. Es ist mir sehr erfreulich, daraus zu ersehen, daß Sie wohl sind, aber zugleich erwähnen Sie, daß Sie an Schmerzen in den Händen leiden, und da diese sogar bei der schönen Wärme, die wir jetzt haben, nicht nachlassen, so ist es doch wohl zu besorgen, daß es Rheumatismus ist, der später in Gicht übergehen könnte. Ich möchte Ihnen doch raten, ja Sie sehr bitten, dem zeitig durch den Gebrauch zweckmäßiger Mittel vorzubeugen. So lieb und so sehr lieb mir Ihre Briefe sind, so möchte ich sie nicht mit dem Gedanken erkaufen, daß Sie dabei gelitten und unangenehme Empfindungen dabei zu überwinden gehabt hätten. Stört Sie dieser Schmerz aber nicht hindernd bei Ihren künstlichen Beschäftigungen? Indes kann ich mir doch denken, daß Sie ihn dabei weniger empfinden, einesteils weil, wie Sie mir einmal schrieben, Sie das, was mehr Anstrengung erfordert, durch andre Personen verrichten lassen, und andernteils, weil das Schreiben zwar eine scheinbar gar keine Kraft erfordernde Arbeit ist, aber dennoch gerade durch das Festhalten der Feder bei so vielen kleinen Strichen sehr anstrengt. Mir ist es von jeher widerlich gewesen und auch jetzt schreibe ich ungern. Es klingt das sonderbar, da ich freilich in meinem Leben viel geschrieben habe; allein es ist darum nicht weniger wahr. Auch habe ich nicht so viel geschrieben, als man wohl denken mag. Von Kindheit an habe ich eine vielmehr innerliche Natur gehabt, wenig außer mir selbst bedurft, und nie daran Freude gefunden, mich anders, als wenn es ganz gelegentlich kam, andern mitzuteilen. Vorzüglich habe ich nie Neigung zum Erzählen und Schildern in mir gefühlt, sondern beides so wenig als möglich gethan und so kurz als möglich abgemacht. Dagegen habe ich Mitteilungen und Erzählungen andrer immer sehr geliebt. Wenn Sie finden, daß darin etwas ein wenig Selbstsüchtiges liegt, da man mehr empfangen, als geben will, so will ich es nicht leugnen, es ist nun aber immer einmal so in mir gewesen. Ich spreche sehr wenig und schreibe nicht viel, und habe es immer so gehalten. Wenn ich Ausnahmen mache, ist es nur, weil ich glaube, daß man Wert darauf legt, und ich dann, wie natürlich, jedem gern gefällig bin.

Mit Ihrer Arbeit scheinen Sie, liebe Charlotte, wieder sehr beschäftigt. Wenn es Sie nicht zu sehr anstrengt, freut es mich

sehr, ich habe es immer sehr hoch geehrt als Stärke, Ausdauer und Eigentümlichkeit Ihres Charakters, daß Sie sich nach erlittenen großen Verlusten durch diese Beschäftigung Ihre Unabhängigkeit erhalten haben, und indem Ihnen dies gelungen ist, Sie auf der andern Seite eine schöne Ausfüllung Ihrer Zeit gefunden haben, worin sich manches Schmerzliche, wenn auch nicht vergißt, doch weniger empfindet, da dieses Ihren Neigungen angemessene Streben nach dem Kunstvollen den Geist in Anspruch nimmt, und dies zugleich Ihrer vorherrschenden Neigung in die Betrachtung der Natur einzugehen entspricht. Daher ist es auch immer mein Wunsch gewesen, daß Sie dieser Arbeit eine solche Einrichtung möchten geben können, die Ihnen auch in späteren Jahren, bei weniger angestrengtem eignen Anteile, die Fortsetzung derselben möglich machte.

Die Empfindung, daß Besuche dann am störendsten sind, wenn man sich einmal frei von eigentlichen Geschäften für kurze Zeit gemacht hat, teile ich ganz, wenn gleich aus früherer Erfahrung mit Ihnen. Es ist aber gerade die Art der gewöhnlichen Menschen, eben das für die beste Zeit zu halten, einen zu überlaufen. — Ich werde nun in einigen Tagen meine Reise antreten und bis gegen Ende Juli keinen recht steten Aufenthalt haben, daher muß ich Sie bitten, so ungern ich so lange Ihre Briefe entbehre, mir jetzt nicht eher zu schreiben, als so, daß mich Ihr Brief den 25. Juli finden kann, und ihn nach Ottmachau bei Neiße in Schlesien zu adressieren.

Leben Sie herzlich wohl; mit unveränderter Freundschaft der Ihrige. H.

Vierunddreißigster Brief.

Herrnstadt, den 9. Juli 1824.

Nehmen Sie nicht übel, liebe Charlotte, daß ich Ihnen mit lateinischen Lettern schreibe. Aber meine Augen sind schon seit geraumer Zeit so, daß ich sie sehr schonen muß, und da habe ich jetzt die Entdeckung gemacht, daß die kleinen deutschen Buchstaben sie mehr angreifen, als die größeren lateinischen. An Deutlichkeit gewinnen auch Sie im Lesen bei dem Tausche. Es gibt aber Personen, welchen die lateinische Schrift mißfällig ist, und die wenigstens, weil sie ihnen fremd vorkommt, sie nicht gern im Briefwechsel mit Personen gebraucht sehen, die ihnen wert sind. Ich halte Sie, nach Ihrer übrigen Art zu sein, von solcher gewissermaßen eigensinnigen Ansicht frei. Wären Ihnen indes doch diese Buchstaben weniger angenehm, so sagen Sie es mir ja, ich kehre dann zu den andern zurück. — Wenn ich Ihnen nicht einmal geschrieben habe, daß meine zweite Tochter hier verheiratet ist, so dürfte Ihnen der

Ort der Ueberschrift dieses Briefes wohl kaum auf irgend eine Art bekannt sein. Ich denke aber, daß ich es Ihnen einmal aus Berlin, als ich Ihnen über die Meinigen schrieb, gesagt habe, so wenig es mir sonst eigen ist, über das, was mich umgibt, oder mir begegnet, in Briefen zu reden. Dieser Ort, eine kleine, sehr unbedeutende Stadt, liegt kaum eine Tagereise von Breslau entfernt, ich bin seit einigen Tagen hier, gehe aber in wenigen andern von hier nach Ottmachau auf mein Gut, wohin ich Sie bat, mir zu schreiben. Es hat, dünkt mich, immer etwas die Phantasie und das Gemüt angenehm Ansprechendes, wenn man weiß, daß an einem Orte und in einer Gegend, die einem sonst ganz und gar fremd ist und die man gar nicht oder kaum dem Namen nach gekannt hat, mit freundschaftlicher Teilnahme an einen gedacht wird. Diese Empfindung wünsche ich, daß die Ueberschrift dieser Zeilen auf Sie machen möge. Von Ottmachau habe ich Ihnen schon öfter geschrieben. — Wir haben hier eine warmnasse oder wenigstens feuchte Witterung, die leicht etwas Melancholisches haben kann, die ich aber sehr liebe. Die Natur hat dann eine doppelt wohltätige Stille und ist wie mit einem nebligen Schleier überzogen, der indes doch die Gegenstände nicht verdunkelt, sondern nur ihre Formen und Farben sanfter hervortreten läßt. Ich bin immer und doppelt auf Reisen auf die mannigfaltigen Modifikationen aufmerksam, welche die Verschiedenheit der Luft- und Wolkenbeschaffenheit dem Charakter der nämlichen Gegend gibt. Man kann eine Gegend immer, ihrem Charakter nach, nach Art eines Menschen betrachten, und jene Modifikationen entsprechen dann den verschiedenen Stimmungen des Gemütes, und sind, wie sie, ruhig und bewegt, sanft und hart, fröhlich oder traurig, ja auch wohl launen- und grillenhaft. Danach machen sie denn auch ihren Eindruck auf den, der auf sie zu achten versteht, und ich kann wohl sagen, daß ich das Glück habe, diesen Eindruck nur immer so zu erfahren, wie er für die Seele Reiz hat, sie angenehm und lebendig spannt. Unangenehme Wirkungen macht das Wetter nie auf mich, und wenn es schwermütig oder schauerlich ist, empfinde ich es ungefähr nur ebenso, wie man auf dem Theater schwermütige oder schauerliche Szenen aufnimmt. — Beim Theater fällt mir ein, daß Sie es vermutlich auch gar nicht, oder doch höchst selten besuchen. Mein Fall ist das ganz und gar, vorzüglich seitdem meinen Augen der Glanz der vielen Lichter zu widrig und mein Gehör auch nicht mehr gut genug ist, um die, wenigstens nicht sehr gut und deutlich redenden Schauspieler zu verstehen. Hier ist jetzt gerade eine herumziehende Truppe, und ob man gleich hier vor allem Glanze und blendendem Lichte sicher und auch bei der Nähe der Sitze eher in Gefahr wäre, überschrieen zu werden, so bin ich doch noch nicht dazu gekommen, sie spielen zu sehen. An einem guten Schauspiele entbehrt man wirklich viel, wenn man darauf, freiwillig oder durch Umstände genötigt, Verzicht leistet. Selbst wenn die Schauspieler nur mittelmäßig sind, hat das Vortragen eines guten Stückes (denn darauf kommt freilich alles an) durch Personen, die

als selbst handelnd auftreten, immer etwas mehr Ergreifendes und Belebendes als selbst ein viel besseres, einzelnes Vorlesen. Auf der andern Seite aber liegt ein besonderer Reiz darin, sich von allen Gelegenheiten größerer Versammlungen zurückzuziehen. Schon jung, dann in männlichen Jahren hatte ich mir das lebhaft gedacht und gleichsam den Reiz vorher genossen, in den Jahren eine hinreichende Rechtfertigung zu finden, der Gesellschaft immer mehr und mehr zu entsagen, und jetzt, wo ich diesen Zustand wirklich erreicht habe, finde ich, was ich damals empfand, vollkommen bestätigt. Ich hatte mir das Alter immer reizend und viel reizender als die früheren Lebensepochen gedacht, und nun, da ich dahin gelangt bin, finde ich meine Erwartungen fast übertroffen. Daher mag es auch kommen, daß ich eigentlich in der Seele gewissermaßen älter bin, als körperlich und an Jahren. Ich bin jetzt 57 Jahre alt, und wer ohne große körperliche Ermüdungen und meist gesund und immer höchst regelmäßig und ohne Leidenschaften gelebt hat, welche die Gesundheit untergraben, kann da noch keine merkliche körperliche Abnahme fühlen. Allein die Ruhe des Geistes, die Freiheit von allem, was die Seele unangenehm spannt und aufreizt, die Unabhängigkeit fast von allem, was man sich nicht selbst durch innerliche Stimmung und Beschäftigung geben kann: diese Dinge sind alle in früheren Jahren schwerer zu erreichen, sind alsdann oft nur dann vorhanden, wenn, was noch viel schlimmer ist, sie aus Kälte und Unempfindlichkeit entstehen. Dennoch sind sie es vorzüglich, welche ein innerlich glückliches Leben geben und sichern. Es ist daher nicht ganz richtig, wenn man glaubt oder sagt, daß das Alter abhängiger von andern Umständen und Zufällen mache. Körperlich und äußerlich ist es freilich wohl der Fall, allein auch nicht soviel, als man glaubt, da wenigstens bei gut gearteten und an Selbstbeherrschung gewöhnten Menschen, die Begierden und selbst geschaffenen Bedürfnisse noch viel mehr im Alter abnehmen, als die Kraft, ihnen Befriedigung zu verschaffen. Auf der andern Seite aber gewinnt eben dadurch die viel wesentlichere und das Glück weit mehr befördernde Unabhängigkeit ungleich mehr. Mangel an Ergebung und Ungeduld sind eigentlich die Dinge, welche alle Uebel, welcher Art sie sein mögen, erst recht empfindlich machen und sie wirklich vergrößern. Gerade von diesen beiden Uebeln heilt das Alter vorzüglich, immer eine Gemütsart vorausgesetzt, die keine einmal eingewurzelten unartigen Gewohnheiten hat, die freilich ihr Gift sonst in jedes Alter hinüber tragen. Der größte Gewinn aber, der aus dieser größeren geistigen Freiheit, aus der Begierden- und Leidenschaftslosigkeit, dem gleichsam wolkenlosen Himmel, den zunehmende Jahre über das Gemüt hinführen, entsteht, ist, daß das Nachdenken reiner, stärker, anhaltender, mehr die ganze Seele in Anspruch nehmend wird, daß sich der intellektuelle Horizont erweitert und das Beschäftigen mit jeder Art von Wissenschaft und jedem Gebiete der Wahrheit immer mehr und mehr, ausschließend das ganze Gemüt ergreift und jedes andre Bedürfnis, jede andre Sehnsucht

schweigen macht. Das nachdenkende, betrachtende, forschende Leben ist eigentlich das höchste; allein in gewisser Art läßt es sich doch nur im höheren Alter vollkommen genießen. Früher ist es im Streit mit der Aufforderung und sogar mit der Pflicht zu handeln, und erfährt nicht selten Störungen durch sie. Es wäre aber sehr unrichtig, wenn man in dem Wahne stände, daß ein solches Vergnügen an einem gar nicht mit dem Leben und dessen Weltlichkeit zusammenhängenden Nachdenken eine große Bildung oder viele Kenntnisse voraussetze. Wo diese gerade bei jemand zufällig vorhanden sind, da kann das Nachdenken vielfältige Gegenstände treffen, es ist da allerdings mehr Mannigfaltigkeit und ein wenigstens scheinbar weiterer Kreis. Allein gerade die dem Menschen notwendigsten, heiligsten und wahrhaft erfreulichsten Wahrheiten liegen auch dem einfachsten, schlichtesten Sinne offen, ja werden von ihm nicht selten richtiger und selbst tiefer aufgefaßt, als von dem, den großer Umfang von Kenntnissen mehr zerstreut. Diese Wahrheiten haben noch außerdem das Eigene, daß, ob sie gleich keines Grübelns bedürfen, um erkannt zu werden, vielmehr sich von selbst Eingang in das Gemüt verschaffen, daß immer in ihnen neues gefunden wird, weil sie in sich wirklich unerschöpflich und unendlich sind. Sie knüpfen sich an jedes Alter an, allein doch am natürlichsten an dasjenige, was den endlichen Aufschlüssen über alle unendlichen Rätsel, die eben diese Wahrheiten enthalten, am nächsten steht. So stirbt zwar in höheren Jahren eine gewisse Lebendigkeit mehr ab; aber es ist dies nur eine äußere, oft sogar fälschlich geschätzte. Die viel wohlthätigere, schönere, edlere, die sich immer in fruchtbarer Klarheit entfaltet, gehört vielmehr erst recht eigentlich dem wahren Alter an. Ich weiß, liebe Charlotte, daß Sie über alle diese Gegenstände auch sehr übereinstimmend mit mir denken, und schmeichle mir also, daß es Ihnen nicht unangenehm sein wird, daß ich mich gewissermaßen gehen ließ, darüber zu sprechen. Diese Dinge, über die sich nur mit wenigen reden läßt, sind ja wohl die natürlichsten Gegenstände für einen Briefwechsel, der, frei von Geschäften und äußeren einschränkenden Bedingungen, dann am meisten erfreut, wenn er ein recht ungezwungener, vertraulicher Austausch persönlicher Stimmungen und Gesinnungen ist. — In Ottmachau hoffe ich, unter der Ihnen neulich gegebenen Adresse, einen Brief von Ihnen zu empfangen. Mit der aufrichtigsten Herzlichkeit der Ihrige.

H.

Fünfunddreißigster Brief.

Tegel, den 12. September 1824.

Ich bin seit einigen Tagen aus Schlesien wieder hierher zurückgekommen, liebe Charlotte, und eine meiner ersten Beschäftigungen

ist, Ihnen zu schreiben. Meinen letzten Brief aus Ottmachau werden Sie bereits empfangen haben. Der Herbst verspricht sehr schön zu werden, und ich habe mich darum doppelt gefreut, wieder hier zu sein, die letzten Monate der scheidenden besseren Jahreszeit zu genießen. Ich liebe bei weitem mehr das Ausgehen, als das Beginnen des Jahres. Man blickt dann auf so manches, das man gethan und erlebt hat, zurück, man meint sich sicherer, weil der Raum kleiner ist, in dem noch Unfälle begegnen können. Alles das ist freilich eine Täuschung, ein Augenblick reicht hin zu dem größten. Aber so vieles im Leben, im Glücke und im Unglücke sogar, ist ja nichts als Täuschung, und so kann man auch dieser stillere Momente verdanken. Ich bin zwar von Besorgnissen für mich sehr frei, nicht gerade, weil ich mich weniger Unfällen ausgesetzt glaubte, oder weil ich mich vor nichts Menschlichem fürchte, sondern schon früh das Gefühl in mir genährt habe, daß man immer vorbereitet sein muß, jedes, wie das Schicksal es gibt, durchzumachen. Man kann sich aber doch nicht entschlagen, das Leben wie ein Gewässer zu betrachten, durch das man sein Schiff mehr oder minder glücklich durchbringt, und da ist es ein natürliches Gefühl, lieber den kürzeren als den längeren Raum vor sich zu haben. Diese Ansicht des Lebens, als eines Ganzen, als einer zu durchmessenden Arbeit, hat mir immer ein mächtiges Mittel geschienen, dem Tode mit Gleichmut entgegenzugehen. Betrachtet man dagegen das Leben nur stückweise, strebt man nur einen fröhlichen Tag dem andern beizugesellen, als könne das nun so in alle Ewigkeit fortgehen, so gibt es allerdings nichts Trostloseres, als an der Grenze zu stehen, wo der Faden auf einmal abgebrochen wird.

Das Laub der Bäume fängt schon an, die Buntfarbigkeit anzunehmen, die den Herbst so sehr ziert und gewissermaßen eine Entschädigung für die Frischheit des ersten Grüns ist. Der kleine Ort, den ich hier bewohne, ist vorzüglich gemacht, alle Reize zu zeigen, welche große, schöne und mannigfaltige Bäume durch alle wechselnden Jahreszeiten hindurch gewähren. Um das Haus herum stehen alte und breitschattige, und umziehen es mit einem grünen Fächer. Ueber das Feld gehen in mehreren Richtungen Alleen, in den Gärten und dem Weinberge stehen einzelne Fruchtbäume, im Parke ist ein dichtes und dunkles Gebüsch, und der See ist vom Walde umkränzt, sowie auch alle Inseln darauf mit Bäumen und Büschen eingefaßt. Ich habe eine besondere Liebe zu den Bäumen, und lasse nicht gern einen wegnehmen, nicht einmal gern verpflanzen. Es hat so etwas Trauriges, einen armen Baum von der Umgebung, in der er viele Jahre heimisch geworden war, in eine neue und in neuen Boden zu bringen, aus dem er nun, wie unwohl es ihm werden mag, nicht mehr heraus kann, sondern langsam schmachtend sein Ausgehen erwarten muß. Ueberhaupt liegt in den Bäumen ein unglaublicher Charakter der Sehnsucht, wenn sie so fest und beschränkt im Boden stehen und sich mit den Wipfeln, so weit sie können, über die Grenzen der Wurzeln hinausbewegen. Ich kenne nichts in der Natur, was

so gemacht wäre, Symbol der Sehnsucht zu sein. Im Grunde geht es dem Menschen mit aller scheinbaren Beweglichkeit aber nicht anders. Er ist, wie weit er herum schweifen möge, doch auch an eine Spanne des Raumes gefesselt. Bisweilen kann er sie gar nicht verlassen, und das ist oft der Fall der Frauen, derselbe kleine Fleck sieht seine Wiege und sein Grab; oder er entfernt sich, aber es zieht ihn Neigung oder Bedürfnis immer von Zeit zu Zeit wieder zurück, oder er bleibt auch fortwährend entfernt, und seine Gedanken und Wünsche sind doch dem ursprünglichen Wohnsitze zugewendet.

Es freut mich, daß Sie, liebe Charlotte, in Ihrem Garten auch in einiger Art wenigstens einen ländlichen Aufenthalt genießen. Ich weiß, wie sehr Sie daran hängen und jede damit verbundene Freude zu schätzen wissen. Für meine Beschäftigungen ist mir das Herannahen des Spätherbstes und Winters sehr angenehm. Meine Augen sind zwar durch den anhaltenden Gebrauch wirksamer Mittel um vieles besser, sie erfordern indes doch noch viel Schonung, und bei Licht greife ich sie nicht an. Damit zieht sich aber der Tag enge zusammen, und wenn man noch abrechnen muß, was das häusliche Leben, Besuche, Zerstreuungen mancher Art, endlich wirkliche Geschäfte wegnehmen, so bleibt wenig übrig. Und je länger ich fortfahre, ausschließlich meine Zeit den Studien und dem Nachdenken zu widmen, je mehr kann ich sagen, vertiefe ich mich darin und verliere Neigung und Geschmack an allem andern. Die Ereignisse der Welt haben auch nicht das mindeste Interesse für mich. Sie gehen an mir vorüber wie augenblickliche Erscheinungen, die weder dem Geiste noch dem Gemüte etwas zu geben vermögen. Den Kreis meiner Bekanntschaften ziehe ich immer enger zusammen; die Männer, mit denen ich früher den anziehendsten Umgang hatte, sind gestorben, und ich habe es immer für Glücksfälle gehalten, die man benutzen, nicht aber Bedürfnisse, die man suchen muß, wenn sich ein solcher Umgang von selbst anknüpfte. Dagegen ist das Feld des Wissens und Forschens unermeßlich und bietet beständig neue Reize dar. Es füllt alle Stunden aus, und man sehnt sich, nur die Zahl dieser vervielfältigen zu können. Ich kann wohl sagen, daß ich in meinem Inneren einzig darin lebe, oft tagelang, ohne diesen Gegenständen mehr als flüchtige Gedanken zu entwenden. Naturwissenschaften haben mich nie angezogen. Es fehlte mir auch der auf die äußeren Gegenstände aufmerksam gerichtete Sinn. Von früh an hat mich das Altertum aber angezogen, und es ist auch eigentlich das, was mein wahres Studium ausmacht. Wo der Mensch noch seinem Entstehen näher war, zeigte sich mehr Größe, mehr Einfachheit, mehr Tiefe und Natur in seinen Gedanken und Gefühlen, wie in dem Ausdrucke, den er beiden lieh. Zu der vollen und reinen Ansicht davon kommt man freilich nur durch mühevolle und oft in mechanischer Beschäftigung zeitraubende Gelehrsamkeit; aber auch das hat seinen Reiz oder wird wenigstens leicht überwunden, wenn man sich einmal an geduldiges Arbeiten gewöhnt hat. Zu den kraftvollsten, reinsten und schönsten Stimmen, die aus

grauem Altertume zu uns herüber gekommen sind, gehören die Bücher des Alten Testaments, und man kann es nie genug unsrer Sprache verdanken, daß sie, auch in der Uebersetzung, so wenig an Wahrheit und Stärke eingebüßt haben. Ich habe oft darüber mit Vergnügen nachgedacht, daß es möglich wäre, etwas so Großes, Reiches und Mannigfaltiges zusammen zu bringen, als die Bibel, die Bücher des Alten und Neuen Testaments enthalten. Wenn sie auch, wie bei uns, dem Volke gewöhnlich das einzige Buch ist, so hat dieses in ihr ein Ganzes menschlicher Geisteswerke, Geschichte, Dichtung und Philosophie, und alles dies so, daß es schwerlich eine Geistes- oder Gefühlsstimmung geben könnte, die nicht darin einen entsprechenden Anklang fände. Auch ist nur weniges so unverständlich, daß es nicht gemeinem, schlichtem Sinne zugänglich wäre. Der Kenntnisreichere dringt nur tiefer ein, aber keiner geht eigentlich unbefriedigt hinweg.

Ich bleibe diesen und den größten Teil des künftigen Monats hier, ehe ich nach Berlin ziehe, und auch dann bringe ich wohl nur einige Wochen dort zu. Sie können darauf für Ihre Briefe mit Sicherheit rechnen. Im November und Dezember werde ich zwar vermutlich wieder, wie im vorigen Herbste, eine Reise machen, die sich mit einem Aufenthalte von einigen Wochen in Burgörner schließen wird; allein es ist an sich noch nicht gewiß, noch weniger der Zeitpunkt, und ich schreibe es Ihnen vorher. Ich habe immer Neigung zum Bleiben am nämlichen Orte und zum Aufsuchen eines andern, wie Gewicht und Gegengewicht, in mir. Doch ist das Reisen und der Wechsel des Aufenthaltes meist Notwendigkeit, selten ursprüngliche Lust. Leben Sie wohl, liebe Charlotte. Mit den herzlichsten Gefühlen der Ihrige. H.

Sechsunddreißigster Brief.

Burgörner, den 13. November 1824.

Ihr Brief vom 26. vorigen Monats hat mir, wie alle Ihre Briefe, viel Freude gemacht. — Es ist sehr liebevoll von Ihnen, daß Sie so viel Wert auf den Anteil legen, den ich allerdings fortwährend an Ihrer Lebenserzählung nehme und gewiß immer daran nehmen werde. Sie haben ganz recht, ihn in meiner Teilnahme an Ihnen und dem Interesse, das nicht gerade die Schilderung von äußeren Ereignissen, sondern die Darstellung innerer Zustände weckt, zu finden. Es ist gerade das beides, worin es liegt. Wenn auch das nun schon lange in Vergangenheit Getretene nicht mehr gegenwärtig auf den Gegenstand unsrer Teilnahme einwirkt, so lesen wir doch alles, was diesen einmal betroffen hat, mit einem wahren Gefühle der Gegenwart. Es ist, als ginge es ihn noch an, als wirkten diese Empfindungen der Freude und der

Wehmut noch auf ihn, und im Grunde ist das auch wirklich so. Wie groß die Macht der Zeit ist, so entfremdet sie doch nie, auch nach so lange nicht mehr unmittelbar angeklungenen Gefühlen, dem Gemüte ganz, in diesen gibt es vielmehr auch im wirklichen Dasein etwas, das man mit Recht zeitlos nennen kann. Ich meine damit nicht bloß die Beständigkeit sich unverändert erhaltender Gefühle. In diesen unterscheidet sich doch immer Vergangenheit und Gegenwart, und nur die Art, die eine und die andre zu empfinden, bleibt dieselbe. Aber auch das Ganze aller Empfindungen, die je die Seele bewegt haben, bildet ein so in sich zusammenhängendes Gewebe, daß der längst vergangene Schmerz und die längst vergangene Freude noch jetzt die Seele erschüttern, obgleich sie jetzt unmittelbar keinen Einfluß auf dieselbe ausüben können. Wie es dem eignen Gefühle ist, ebenso ist es auch dem Gefühle der Teilnahme an andern. Die Entwickelung Ihrer ehemaligen Stimmungen, selbst derer, die soweit wie die ersten Jugend- und Kinderjahre vom gegenwärtigen Augenblicke entfernt liegen, gelingt Ihnen, liebe Charlotte, immer ungemein gut, und was Sie davon erzählen, führt den, der sie liest, nicht bloß in die äußeren Umgebungen, sondern in Ihre Ansichten und Gefühle selbst ein. Es hebt sich darin nicht einseitig etwas Einzelnes heraus, sondern alles ist immer in seiner wahren Verbindung und im Zusammenhang der Natur selbst geschildert. Dies beweist, daß Sie von jeher eine größere Innerlichkeit gehabt und bewahrt haben, als sonst dem Menschen gegeben ist, obgleich Frauen daran in der Regel einen größeren Anteil besitzen als Männer. Die weiblichen Beschäftigungen und selbst die ursprüngliche Bestimmung der Frauen führt sie körperlich und geistig mehr auf ein inneres Wirken und Wehen. Indes ist selten damit auch die Klarheit der Ansicht und die Deutlichkeit des Selbstbewußtseins verbunden, die Sie so sehr auszeichnet. Gerade der nach innen zu wirkende Teil ist oft selbst gewissermaßen verdunkelnd und verwirrend, da die Anschaulichkeit ursprünglich ein Eigentum der äußeren Sinne ist. Ihnen aber legt sich, wie alle Ihre Selbstschilderungen beweisen, der Zustand Ihres Gemütes in jedem Zeitraume, an dem Ihre Erinnerung dazu lebendig genug ist, so bestimmt und so scharf gezeichnet dar, daß Sie nur aus Ihrer Seele abzuschreiben brauchen, daß Sie nicht nötig haben, Lücken durch die Phantasie auszufüllen oder halb verwischte Züge unbestimmt zu lassen, sondern daß alles vollständig und doch in treuer Wahrheit dasteht. Die große und bei Frauen sehr selten in dem Grade erreichte Uebung, die Sie sich im Schreiben erworben haben, kommt hinzu, und durch das alles entsteht in Ihrer Erzählung ein lebendiges Bild inneren und äußeren Lebens, aber so, daß das letzte nur immer bestimmt ist, das erste noch vollständiger zu verdeutlichen und noch bestimmter zu charakterisieren.

Sie reden von Tadel, der Ihnen vielleicht zu teil werden könnte bei Ihrer Lebenserzählung. Ich verstehe nicht, warum Sie glaubten, daß Sie diesmal ihn erwartet hätten. Ich verstehe nicht,

was Sie damit meinen. Es ist mir nichts in diesem Hefte aufgefallen, was meinem Urteile nach irgend eine Mißbilligung verdiente. Was die Schilderung und Beurteilung Ihrer nun längst verewigten Eltern betrifft, so glaube ich Ihnen schon darüber geschrieben zu haben. Es ist darin gar nichts, was mit irgend einer Billigkeit verargt werden könnte. Wenn man sich wirklich Charaktere und Handlungen vorstellt, wenn man sie zu zeichnen versucht, so muß man es notwendig ganz und vollständig thun; die guten und trefflichen Seiten selbst würden vielleicht mehr, aber nicht wahr hervortreten, wenn man sich aller Züge enthalten wollte, die überhaupt, oder nach dieser und jener Beurteilung, einen leichten Schatten darauf werfen könnten. Ehrfurcht und Liebe, noch mehr, wo Dankbarkeit zu beiden hinzutritt, hängen glücklicherweise nicht von ängstlicher Abwägung des Verdienstes und der Schwächen derjenigen ab, denen sie gezollt werden. Sie beruhen auf ursprünglichen Banden, wie zwischen elterlicher und kindlicher Liebe, oder auf einem Gesamtgefühle des Wesens, das man hochschätzt und liebt, und das immer dasselbe bleibt, wenn auch kleine Mängel, ja oft selbst größere, erkannt werden. Die Ehrerbietung, die das Kind den Eltern, und überhaupt jeder dem innerlich Höheren, dem er nahe kommt, schuldig ist, und die jedem gutgearteten und weichgebildeten Gemüte so leicht darzubringen wird, gründet sich mehr auf ein oft mehr geahntes als deutlich in Handlungen erkanntes Wesen, auf ein Etwas, das vielleicht nicht einmal zur völligen Ausbildung gekommen ist, aber in Mienen, Gebärden und dem Ganzen des Charakters durchscheint. Es ist in der Menschheit, die so leicht fehlt, so schwer durch alle Verwickelungen des Lebens ihre Reinheit bewahrt, gerade das beruhigend und schön, daß Liebe und sogar Ehrerbietung noch auch dem werden können, an dem man wohl Schwächen kennt oder der sich nicht immer vor Fehltritten bewahrt hat. Ist man sich aber dieses Gefühles wahrhaft bewußt, weiß man sich von der Kälte und nüchternen Strenge frei, die, ehe sie Achtung und Liebe zollen will, erst Fehler und Vorzüge wägt, so kann man auch verehrte und geliebte Personen, beides mit vollkommener Freiheit und ohne sich Vorwürfe zu machen, erwähnen. Ueberhaupt aber bin ich in mir selten zum Tadel fremder Handlungen und Fehler und fast ebensowenig zum Loben geneigt. Ich nehme die Dinge geschichtlich auf, wie sie sich im Inneren und Aeußeren gestalten, wo man selten recht bestimmt sagen kann, wie sie entstanden sind, und noch weniger preisen oder verdammen. Es ist so geworden und hat so werden müssen. Die sittliche Würdigung kann nur die die Handlung begleitende Empfindung treffen und diese kann nur das Gewissen selbst richten. So muß jeder sich selbst ein Richter sein und ist es auch. Denn wo etwas Mißbilligung verdient, sagt dies die innere Stimme lauter und verwundender, als fremder Tadel es je thun könnte. Auf ähnliche Weise ist es auch mit dem Lobe. Wer es empfängt, thut immer wohl, es mehr als eine freiwillige Gabe anzusehen, denn als einen verdienten Lohn. Dies leuchtet auch daraus

klar hervor, daß man selten sich selbst auf dieselbe Art loben würde, als man von andern gelobt wird. Aber das Lob ist angenehmer zu hören und auch zu erteilen, und so ergießt es sich leichter, wenn man nicht mit Unrecht Anstand nimmt, Tadel, selbst leisen, geschweige denn bitteren, auszusprechen. Darum ist aber auch nicht immer auf das Lob viel zu geben, und ich pflege es, wo es mich trifft, wie eine angenehme Empfindung zu empfangen, die man nicht so genau prüft, wie richtig sie sei, und mit der man es nur überhaupt insofern streng zu nehmen hat, daß man nicht durch sie verdorben wird. Für heute nun leben Sie herzlich wohl, mit immer gleicher, unwandelbarer Teilnahme der Ihrige. H.

Ausgezogene Gedanken.

In der Vergangenheit ist reichlicher Stoff zur Freude und Wehmut, zur Zufriedenheit mit sich und zur Reue, da hat man mit sich, mit andern, mit dem Geschicke gekämpft, gesiegt und unterlegen; was da gefunden wird, das ist wahrhaft gewesen, das ist, wenn es schmerzlich war, untilgbar wie eine Narbe, und wenn es freudig war, unentreißbar wie ein der Seele eingewachsener Gedanke; es ist ferner rein von der Aengstlichkeit, der Besorgnis der Zukunft.

Ergebung und Genügsamkeit sind es vor allem, die sicher durch das Leben führen. Wer nicht Festigkeit genug hat, zu entbehren und selbst zu leiden, kann sich nie vor schmerzlichen Empfindungen sicher stellen, ja er muß sich sogar selbst, wenigstens die zu rege Empfindung dessen, was ihn ungünstig trifft, zuschreiben.

Es gibt in der moralischen Welt nichts, was nicht gelänge, wenn man den rechten Willen dazu mitbringt. Der Mensch vermag eigentlich über sich alles und muß über andre nicht zu viel vermögen wollen.

Gegen Menschen und gegen Schicksale ist es nicht bloß die edelste und sich selbst am meisten ehrende, sondern auch die am meisten auf dauernde Ruhe und Heiterkeit berechnete Gemütsstimmung, nicht gegen sie zu streiten, sondern sich, wo und wie es nur immer das Verhältnis erlaubt, zu fügen, was sie geben, als Geschenk anzusehen, aber nicht mehr zu verlangen, und am wenigsten mißmutig über das zu werden, was sie verweigern.

Mit den sogenannten Ahnungen und Vorgefühlen ist es eine sonderbare Sache. Bisweilen trifft so etwas ein, bisweilen schlägt es fehl. Man möchte aber doch keineswegs weder das eine noch das andre als etwas bloß Zufälliges ansehen, und darum, weil diese Vorgefühle oft ohne Erfolg bleiben, sie nicht auch, wenn sie eintreffen, dem Zufalle beimessen und ihnen das Verdienst wahrer Voranzeige der Zukunft nehmen. Es geht mit diesen Dingen wie mit allem, was auf innerem Selbstgefühle beruht. Dieses Selbstgefühl kann sich täuschen, man kann für Vorbedeutung halten, was es nicht ist, und kann auch wieder die wahre verkennen. Objektive Sicherheit läßt sich darüber nicht haben. Es kann keine sicheren äußeren Zeichen der Erkennung der Wahrheit geben. Es sind immer oft schwache Andeutungen, sie können in die Seele gelegt, sie können aber auch aus einem unbestimmten, durch Hoffnung oder Furcht irregeleiteten Seelenzustande erzeugt sein. Im ersteren Falle läßt sich auf ihre Zuverlässigkeit bauen, im letzteren Falle nicht. Das Weiseste ist immer, sie auf keine Weise herbei zu locken, bei ihrem Erscheinen sich die Möglichkeit ihrer Falschheit zu denken, und wenn sie ungünstig, auf ihre Wahrheit gefaßt zu sein. H.

Siebenunddreißigster Brief.

Berlin, Dezember 1824.

Ich bin seit einigen Tagen hierher zurückgekommen, liebe Charlotte, und es ist eines meiner ersten Geschäfte, es Ihnen zu sagen, und der alten, lieben Gewohnheit, Ihnen zu schreiben, getreu zu bleiben. Ich weiß, daß das Ihnen wie mir Freude macht. Wir nahen uns dem Schlusse eines Jahres, und das Ende desselben hat mir immer eine passendere Zeit geschienen, die inneren Bewegungen des Gemütes für sich und für diejenigen, die einem nahe stehen, zusammen zu fassen, als der Anfang eines neuen. So sehe ich auf das vergangene Jahr zurück, und danke Ihnen recht lebhaft und herzlich für den Anteil, mit dem Sie mich durch dasselbe begleitet haben. Sie können mir gewiß glauben, daß ich die innige, sich immer gleich bleibende Ergebenheit, die Sie mir unausgesetzt beweisen, im höchsten Grade zu schätzen weiß, daß sie die entsprechenden Gesinnungen in mir befestigt, daß Sie immer auf meinen herzlichsten Anteil an allem, was Ihnen begegnet, und unter allen Umständen in Rat und That auf mich rechnen können. Sie verzeihen mir, daß ich Ihnen das so ausdrücklich wiederhole, ich fühle, daß es eigentlich nicht nötig wäre, da sie es aus früheren und wiederholten Aeußerungen wissen, und aus keiner Zeile Ihrer Briefe ein Zweifel daran hervorgegangen ist. Aber ich spreche mich gern auch öfter darüber

aus, da ich sehr gut fühle, daß es sonst vielleicht nicht so leicht ist, mich zu jeder Zeit immer richtig zu verstehen. Ich weiß sehr wohl, daß ich eine andre Manier habe, mein Wohlwollen zu bezeigen, als andre, aber wie ich nun einmal bin, wird das bleiben, und ich wüßte es nicht zu ändern, auch wenn ich es wollte. Ich erwähne dies alles nur, weil ich fühle, daß man leicht in gewisser Art, obgleich dieser Ausdruck eigentlich zu stark ist, an mir irre werden könnte, und weil es mir nur daran lag, Ihnen, teure Charlotte, noch beim Schlusse des Jahres schlicht und einfach, aber wahr zu versichern, daß Sie niemals werden mit Recht an meiner treuen und wahren Gesinnung für Sie zweifeln können, daß kein Eindruck in mir erlöscht, also auch nicht der jugendliche, den Sie auf mich gemacht haben, und daß die Gefühle der Schätzung, der Dankbarkeit und der vertrauenden Hingebung, die Sie mir ununterbrochen ausdrücken, in Wahrheit zu demjenigen gehören, was mein eignes Lebensglück sehr erhöht. Hegen Sie, liebe Charlotte, nun auch heitere Hoffnungen von dem kommenden Jahre. — — — — H.

Achtunddreißigster Brief.

Berlin, den 31. Januar 1825.

Sie werden sich wundern, liebe Charlotte, schon vor der Zeit, wo Sie gewohnt sind, meine Briefe zu erwarten, einen von mir zu empfangen. Aber ich bin krank, habe ziemlich starkes Schnupfenfieber und Zahnweh, und beides hindert mich am Arbeiten. Da suche ich gern im Briefwechsel, und am liebsten in dem mit Ihnen, eine ruhig-erheiternde und die Seele stimmende Beschäftigung. Ich gehöre zu den geduldigsten Kranken, ja ich kann mich oft nicht entschließen, das Kranksein ein Uebel zu nennen. Sie werden sagen, daß das nur beweist, daß ich nie oder selten ernsthaft krank war, und darin haben Sie ganz recht. Aber es gibt genug Leute, die auch schon bei kleinen Uebeln und bloß belästigenden Unpäßlichkeiten klagen. Mir bringt das Kranksein immer eine gewisse Ruhe und Sanftheit in die Seele. Es ist nicht, daß ich gesund sehr das Gegenteil wäre. Aber das gesunde Streben hat, vorzüglich im Manne, doch einen Eifer und eine Lebendigkeit, die immer mehr oder weniger anspannen. Das fällt in Krankheit weg, man fühlt seine Thätigkeit gelähmt, und erwartet, bis es besser geht, keine Erfolge. Uebrigens beunruhigen Sie sich ja nicht über mein Unwohlsein. Es ist durchaus unbedeutend und geht gewiß in wenig Tagen vorüber. Es ist bloß die Folge einer Erkältung, der ich nicht vermeiden konnte mich auszusetzen; ich fühle gleich auf der Stelle das Entstehen des Uebels. Meine Augen — Sie denken oft

liebevoll daran — haben sich sehr gebessert. Ich leide gar nicht in diesem Winter daran. Ich schreibe es doch der großen Schonung und selbst den lateinischen Buchstaben zu. Für Ihren letzten Brief habe ich Ihnen schon meinen herzlichsten Dank gesagt; ich habe ihn seitdem oft wieder gelesen, jedes Wort darin macht mir große und herzliche Freude, für die ich Ihnen schon im stillen viel gedankt habe! Es ist Ihnen eine seltene und natürliche Gabe eigen, Ihre Empfindungen einfach und wahr auszudrücken, darin liegt die große Wirkung, die Ihre Worte haben. Ich wünschte immer, ja ich wußte, daß, wenn Sie mich erst näher kennen lernten, sich die Ueberzeugung mehr und mehr in Ihnen befestigen werde, wie herzlich mein Anteil an Ihnen und wie unwandelbar meine Gesinnungen gegen Sie sind. Dies hoffe ich jetzt erreicht zu haben. Es ist mir auch eine Angelegenheit, es Ihnen bestimmt zu sagen. Beim Schlusse des Jahres drängen sich ganz natürlich die Empfindungen zusammen für diejenigen, die uns besonders wert sind, und wir fassen sie enger zusammen. Ich halte überhaupt sehr viel auf die Zeitabschnitte auch im gewöhnlichen Leben, und der Anfang einer neuen Epoche ist mir kein gewöhnlicher Tag. Ich passe alles, was ich thue, genau in die Zeit ein, und lasse sie über mich herrschen.

Daß die Zeit hingehe und geistig erfüllt werde, ist das Große und Wichtige im Menschenleben. Durchdringt man sich recht von dieser Idee, so wird man gegen Glück und Unglück, gegen Freude und Schmerz sehr gleichgültig. Was sind Glück und Unglück, Freude und Schmerz anders, als ein Hinfliegen der Zeit, von der nichts übrig bleibt, als was sich davon geistig gesammelt hat? Die Zeit ist das Wichtige im menschlichen Leben; denn was ist die Freude nach dem Verfliegen der Zeit? und das Tröstliche, denn der Schmerz ist ebenso nichts nach ihrem Verfließen, sie ist das Gleis, in dem wir der letzten Zeit entgegenwallen, die dann zum Unbegreiflichen führt. Mit diesem Fortschreiten verbindet sich eine reifende Kraft und sie reift mehr und wohlthätiger, wenn man auf sie achtet, ihr gehorcht, sie nicht verschwendet, sie als das größte Endliche ansieht, in der alles Endliche sich wieder auflöst.

Ihre Thätigkeit achte ich sehr hoch, sie macht Ihnen viel Ehre, und belohnt sich in der selbständigen Unabhängigkeit, die Sie sich nach großen und ehrenvollen Verlusten wieder geschaffen haben. Darum interessiert mich auch alles aufs höchste, was Sie mir über Ihre schon an sich interessante Beschäftigung sagen.

Ich liebe überall die Arbeitsamkeit, sie ist mir besonders an Frauen sehr schätzenswert. Diejenigen Arbeiten, welche Frauen

vorzunehmen pflegen, haben noch das Einladende und Reizende, daß sie erlauben, dabei vielmehr in Empfindungen und Ideen zu leben. Ich leite daher die wirklich feinere und schönere, oft selbst tiefere Bildung her, welche auch solche Frauen, die keine vorzügliche Erziehung genossen haben, meistenteils vor den Männern voraushaben, welchen sie sonst in Kenntnissen nachstehen. Zum Teil freilich rührt aber eben daher auch die bei Frauen häufigere Schwermut und Verletzbarkeit. Wie die Seele mehr, öfter, tiefer und abgeschiedener in sich gekehrt ist, so berührt alles Aeußere sie rauher. Indes ist das ein leicht zu verschmerzender Nachteil.

Es hat immer einen unendlichen Nutzen, sich so zu gewöhnen, daß man sich selbst zu einem beständigen Gegenstande seines Nachdenkens macht. Man kann zwar auch, und mit gleicher Wahrheit, sagen, daß der Mensch wieder gerade sich gar nicht kennt, oder doch wenigstens nie recht. Beides ist wahr. Er weiß nämlich von niemand so viel, er kennt bei niemand so den geheimen Zusammenhang des Denkens und Wollens, die Entstehungsart jeder Neigung und jedes Entschlusses, und in dieser Art kennt er nur sich. Aber auf der andern Seite kann er, wie er es auch wollen möge, nie unparteiisch gegen sich sein; denn der, den er beurteilt, mit dem beurteilt er auch. Er ist also in Einseitigkeit befangen, und ich habe daher nichts lieber, als wenn die, mit denen ich lebe, mich auf das allerfreieste und ohne allen Rückhalt beurteilen; man wird dadurch belehrt, man hört etwas, das man sich selbst so nun einmal nicht sagt, und auf irgend eine Weise, wenn es nicht mit Absicht verdreht wird, hat es doch Grund. — Es ist heute der letzte Tag im Monat, Sie wollten mir, liebe Charlotte, vor dem Ende ein neues Heft Ihrer Lebenserzählung schicken, ich habe es nicht erhalten, ich hatte mich darauf gefreut; heute kann es nicht mehr kommen. Sie haben vermutlich den Gang der fahrenden Post nicht recht berechnet, der auch wegen der Jahreszeit und Wege Verspätungen ausgesetzt gewesen sein kann. Ich hoffe und wünsche, es bald zu empfangen. Da ich Ihnen heute geschrieben habe, so weiß ich nicht, ob ich Ihnen am 12. oder später schreibe. In diesem Monat bekommen Sie gewiß noch einen Brief. Ich bitte Sie, mir auf jeden Fall mit umgehender Post zu antworten, und dann gleich nach dem 15. d. M. Leben Sie jetzt herzlich wohl, und lassen Sie sich, ich wiederhole es, meine Unpäßlichkeit nicht beunruhigen. Ganz mit den alten und sich nie ändernden Gesinnungen Ihr H.

Neununddreißigster Brief.

Berlin, den 8. Februar 1825.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihr Heft mit Ihrem kurzen, und bald darauf Ihren ausführlichen Brief erhalten, und wollte Ihnen

heute, wie gewöhnlich, schreiben. Nun ist aber ein Besuch gekommen und hat mich am Schreiben gehindert, so daß mir nur eine Viertelstunde bis zur Post bleibt. Ich schreibe Ihnen aber doch, teils um Ihnen zu sagen, daß ich wieder hergestellt bin, teils weil Sie sehr bald einen Brief zu haben wünschen. Es schmerzt mich sehr, daß mein Brief Sie traurig gemacht hat, und es ist mir wirklich ein angelegenes Geschäft, Sie zu beruhigen. Aber das schwöre ich Ihnen heilig, daß niemand Ihnen unschuldigen Kummer gemacht haben kann. Es wäre mir nicht entfernt eingefallen, daß, da Sie mich solange kennen, Sie mich so mißverstehen, und was ich in der Freiheit aussprach, die nur die seelenvollste Vertraulichkeit und das höchste Vertrauen einflößen können, so anders, so (Sie müssen mir den Ausdruck verzeihen) äußerlich nehmen könnten. Sie hatten mich in allen Ihren Briefen nach Ihrer Empfindung so hoch gestellt, Sie hatten mich stets gebeten, Sie zu leiten, zu belehren. Hätte ich gedacht, die Worte mißfielen Ihnen, hätte ich mich darauf verlassen, daß Sie die Gesinnung zu unterscheiden wüßten; diese hat sich immer, und auch in jenem Briefe, liebevoll, teilnehmend, wohlwollend gegen Sie ausgesprochen. Hätten Sie sich nun wohl so betrübt fühlen sollen? Wäre es nicht besser gewesen, mir gleich zu schreiben: ich weiß, Sie meinen es gut, aber ich mag diese Worte nicht. Liebe Charlotte, Sie können auf mich unverändert immer rechnen. Fassen Sie das in ein vertrauensvolles Herz und nehmen Sie einmal für allemal an, daß ich Ihnen keinen Kummer machen will, und weil ich das nie will, auch nicht kann. — Sie werden einen zweiten Brief von mir vor Ankunft des Ihrigen bekommen haben. Daß er in sehr freundlicher und liebevoller Stimmung geschrieben war, weiß ich, und haben auch Sie gewiß gefunden. Aber er war in der Meinung geschrieben, daß Ihnen der unmittelbar vorhergegangene nicht mißfallen haben würde. Und das kann Ihnen wieder wehe gethan haben. Es sollte mich sehr schmerzen, und es thut mir jetzt leid, ihn geschrieben zu haben. Ihre Antwort muß unterwegs sein. Wenn ich sie habe, schreibe ich wieder und breite mich über alles mehr aus. Heute muß ich schließen. Leben Sie herzlich wohl, und wenn noch Kummer in Ihrer Seele zurückgeblieben sein sollte, so lassen Sie ihn auf immer daraus schwinden. Ihr, Ihnen immer mit der herzlichsten und lebhaftesten Teilnahme zugethaner H.

Vierzigster Brief.

Berlin, den 12. Februar 1825.

Sie haben mir, liebste Charlotte, durch Ihren Brief vom 6. d. eine sehr große Freude gemacht. Ich hatte Ihnen zwar gar nicht

gezürnt, am wenigsten war ich Ihnen auch nur einen Augenblick böse. Ich war nur geschreckt und unsicher geworden, und meine erste Sorge war, Sie zu beruhigen, das werden Sie aus meinem kurzen Briefe gesehen haben. Ich war dann unschlüssig, was ich thun wollte. Wahrscheinlich hätte die Besorgnis, Ihnen weh zu thun, mich bestimmt, gegen meine Ueberzeugung Ihnen nachzugeben. Dies alles hat Ihr lieber Brief glücklich verhindert. Ich wiederhole Ihnen, daß er mir eine große Freude gemacht hat, und danke Ihnen von Herzen dafür. Wenn Sie immer so gut bleiben, und ich weiß, das werden Sie, Sie fühlen nur das Wahre und Rechte, wie Sie es thun, so werden Sie erfüllen, was ich mir vom Anfange an von dem Briefwechsel mit Ihnen versprach, und diesen, der mir schon so, wie ich es dankbar erkenne, sehr viel Freude gegeben hat, für mich noch viel freudenvoller machen. Ich werde es nun ganz so machen, wie Sie mich darum bitten, Ihren vorletzten Brief vergessen, nie wieder erwähnen, ihn verbrennen, damit keine Silbe bei mir von Ihnen ist, welche die Freude, die ich an Ihren andern Briefen habe, stört. Zugleich werde ich den Ton behalten und ohne Zwang und Aengstlichkeit geradezu aussprechen, was ich für das beste unter uns halte, natürlich ist es, daß ich bestimme und Sie folgen. Dagegen soll und muß es immer von Ihnen abhängen, ob Sie mir diese Freiheit gestatten wollen.

Meine Gesundheit ist ganz wieder hergestellt und ich bin wieder im gewöhnlichen Zuge meiner Arbeiten. Es ist mir dies vorzüglich lieb, da ich mit Recht sagen kann, daß das mein Leben ist. Es sind lauter selbstgewählte Beschäftigungen und immer mit Ideen allgemeinerer Art. Da ich diese Beschäftigungen einen großen Teil meines Lebens hindurch geführt habe, so haben sie meinem Wesen auch die Richtung zum Ernst und zum Halten an Ideen und Gedanken gegeben, die es offenbar hat. Ich habe alles, was mich umgibt und womit ich in Berührung komme, in ein gewisses System gebracht. Ich behaupte darum gar nicht, daß dieses System immer richtig ist. Vielmehr ist nichts darin, was ich nicht von Zeit zu Zeit von neuem überdenke und in Betrachtung ziehe, und immer findet sich auch irgendwo ein Irrtum zu verbessern. Allein solange ich das, was ich meine, für wahr halte, kann ich nicht leiden, daß um mich her, soweit ich Einfluß darauf habe, anders gehandelt wird. Ich kann alsdann die Grundsätze jedes Handelns aufweisen, und somit ist doch eine Grundlage vorhanden, auf die man fußen kann. Denn nichts ist mir so zuwider, als das bloße launige Wechseln der Ideen, oder das blinde Herumtappen. Es ist allerdings nicht immer möglich, jede Sache in ihrer Wahrheit zu ergründen, jeden Entschluß immer so zu nehmen, wie es am weisesten wäre. Aber man kann dem doch nahe kommen, und alles, auch das Unbedeutende in Regel und Norm zu pressen, nicht der wechselnden Lust oder Unlust zu diesem oder jenem zu folgen, sondern sich selbst zur Befolgung dieser Regel zu nötigen, ist eine heilsame Weise für den äußeren Erfolg und für den inneren Charakter. Es ist auch gar

nicht richtig, daß eine solche Art des Seins den Aufschwung des Geistes hindern sollte, oder dem Ergusse der Empfindung Schranken setzen. Der Geist bewegt sich vielmehr zuverlässiger in einem ihm gegebenen Gleise, in dem er eine feste Richtung und den gehörigen Anteil findet, und die Empfindung erlangt mehr Stärke, wenn sie aus ganz geläuterten und berichtigten Ideen hervorgeht.

Das mir übersandte neue Heft hat mir wieder sehr viel Freude gemacht, ich schreibe Ihnen indes heute noch nicht darüber, versichere Sie aber, daß ich die Fortsetzung sehr wünsche, und ich bitte Sie, daß, sowie Sie Zeit haben, Sie ferner daran arbeiten. Ich erwarte nun in wenig Tagen einen Brief von Ihnen, und bitte Sie, mir auf diesen so zu antworten, daß diese Antwort am 26. d. M. abgeht. Nun leben Sie wohl, liebe Charlotte, und seien Sie überzeugt, daß ich sehr oft und immer mit herzlichster Teilnahme Ihrer gedenke. Auf Ihr Befinden, denke ich, hat der gelinde Winter, den wir haben, einen wohlthätigen Einfluß geübt. Je älter man wird, desto mehr wird man dem plötzlichen Wechsel und den Extremen der Witterung gram. Mit den alten, sich nie ändernden Gesinnungen der Ihrige. H.

Einundvierzigster Brief.

Berlin, den 8. März 1825.

Die Beschreibung Ihres Lebens und Ihres häuslichen Daseins vom Jahre 1786 hat mir, liebe Charlotte, eine viel größere Freude gemacht, als ich Ihnen sagen kann. Es ist auch dieser Lebensabschnitt in Ihrer Jugend, wie natürlich, ohne gerade wichtige Ereignisse vorüber gegangen, aber es ist Ihnen eine ganz besondere Gabe eigen, die inneren Seelenzustände zu schildern. Immer aber sind es doch nur diese, welche die Begebenheiten selbst erst anziehend machen, sie mögen dieselben nun vorbereiten, begleiten, oder aus ihnen entstehen. Nichts aber ist gleich reizend, als der Zustand eines aufblühenden Mädchens in dem Alter, worin Sie damals gewesen sein müssen. Ich war damals 19 Jahre, und auch noch nicht aus dem mütterlichen Hause gekommen. Meinen Vater habe ich schon früher in meinem zwölften Jahre an einer Krankheit verloren, die bloß zufällig war, da er seinem sonstigen Gesundheitszustande nach noch lange hätte leben können. Sie müssen ungefähr vier Jahre jünger sein als ich. Ich erinnere mich aber hier, daß ich Ihr Geburtsjahr nicht genau weiß. Schreiben Sie es mir doch einmal. Mir ist es immer wichtig, ganz genau zu wissen, wie alt die sind, die ich gern habe, vorzüglich bei Frauen. Ich habe meine eignen Gedanken über das weibliche Alter und ziehe ein weiter fortgerücktes eigentlich einem jüngeren vor. Sogar der bloße körper-

liche Reiz erhält sich meiner Meinung nach viel länger, als man gewöhnlich annimmt, und was in dem Inneren einer Frau vorzüglich fesselt, gewinnt offenbar bei fortgeschrittenen Jahren. Ich hätte auch in keinem Alter meines Lebens gern in engem Verhältnisse mit einem Mädchen oder einer Frau stehen mögen, die viel jünger als ich gewesen wäre, am wenigsten hätte ich eine solche heiraten mögen. Ich bin auch in mir überzeugt, daß solche Heiraten im ganzen nicht gut sind. Sie führen meistenteils dahin, daß die Männer die Frauen wie Unmündige und Kinder behandeln, und es kann bei einer solchen Altersverschiedenheit unmöglich der freie, gegenseitig erhebende und beglückende Umgang, das volle und reine Ueberströmen der Gedanken und Empfindungen aus einem Gemüte in das andere stattfinden, die in dem Umgange beider Geschlechter eigentlich das Beseligende ausmachen. Gleichheit in allen inneren Bedingungen ist da unentbehrlich notwendig, und der Mann kann nur daran große Freude finden, daß sich ihm die in jeder Art in Empfindungen und Denken, nach Maßgabe der Verschiedenheit der Geschlechter, in ihrer Art Gleiche, in der mit erlangter Reife vollen Selbständigkeit ihres Wesens hingibt und seinen Willen als den ihrigen erkennt.

Ich bin aber von Ihrer Lebenserzählung abgekommen. Es ist eine sehr eigentümliche, aber in der Unschuld eines aufkeimenden, noch vor sich selbst gar nicht entfalteten Gemütes, natürliche und liebenswürdige Richtung in Ihrem Herzen, in jener Zeit, daß Sie sich nur nach einer Freundin sehnten und jede andre Sehnsucht Ihnen fremd war. Man erkennt darin recht, was Freundschaft und Liebe unterscheidet. Beide teilen miteinander das innere Seelenleben, worin zwei Wesen einander entgegenkommen, und indem sie, jeder seine Art zu sein in dem andern aufzugeben scheinen, dieselbe reiner und klarer zurückempfangen. Der Mensch muß etwas außer sich gewinnen, an das er sich anschließen, auf das er mit allen vereinten Kräften seines Daseins wirken könne. Allein wenn auch diese Neigung allgemein ist, so ist der Hang und die Sehnsucht nach wahrer Freundschaft und Liebe doch nur ein Vorrecht zarter und innerlich gebildeter Seelen. Weniger zarte oder durch die Außenwelt betäubte Gemüter heften sich wechselnd und vorübergehend an und erreichen niemals den wahren Frieden, einer in dem andern. Unter sich aber sind Liebe und Freundschaft doch immer und unter allen Umständen in der Art verschieden, daß die erste immer zugleich eine sinnliche Farbe an sich trägt. Man thut dadurch ihrer Reinheit keinen Eintrag, denn auch die sinnliche Neigung kann die größte Reinheit in sich schließen, diese stammt aus der Seele selbst und verwandelt alles in ihren unbefleckten Glanz. Bei jungen weiblichen Gemütern, die noch gar nicht bis zum Gefühle, oder vielmehr bis zum Bewußtsein der Liebe gekommen sind, ist es doch aber eigentlich diese, die das Gewand der Freundschaft annimmt. Die Gefühle sind da noch nicht so bestimmt und klar geschieden, aber die beginnende weibliche Reife spielt doch alles, ohne es zu

wissen, in die Liebe hinüber. Die Freundschaft selbst von einem Geschlechte zu einer Person desselben wird dann lebendiger, leidenschaftlicher, hingebender, aufopfernder; wenn sie auch in späteren Jahren alles dasselbe der That nach leistet, so ist in der früheren doch die Art anders, die Farbe der Empfindung glühender, die Seele heftiger davon ergriffen, und gleichsam wärmer und heller davon durchstrahlt. So ist es gewiß auch Ihnen, liebe Charlotte, damals mit Ihrer Freundin gegangen. Ich wünsche sehr, daß Sie Ihre Lebenserzählung fortsetzen. Vorerst sehe ich keine Schwierigkeit, nachher kommen die Perioden ernsthafter und zum Teil trauriger und schwerer Prüfungen, und da, liebe Charlotte, werde ich es ganz Ihrer Empfindung überlassen, ob Sie weiter darin fortgehen wollen. Handeln Sie alsdann ganz frei. Es muß ganz von Ihnen abhängen, ob Sie es tragen können, Empfindungen zu wecken, die doch, wenn die Wirklichkeit gleich schon lange der Vergangenheit angehört, schmerzlich bleiben. Schonen Sie sich ja, denken Sie, daß dies auch zu meiner Beruhigung gehört. Ich besorge sehr oft, Sie strengen sich in Ihrer Arbeit zu sehr an — ich möchte das anders gestaltet wissen. — Nun leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte, und gedenken Sie meiner, der Ihnen immer mit gleicher Teilnahme zugethan bleibt. H.

Zweiundvierzigster Brief.

Berlin, den 22. März 1825.

Ich setze mich mit recht eigentlicher Freude hin, Ihnen zu schreiben, liebe Charlotte, und wünsche von ganzem Herzen, daß Sie dieses Blatt körperlich recht wohl und heiter gestimmt finden möge. Bei dieser wunderbaren Witterung, wo der Winter es sich recht aufgespart hat, zum Frühjahr zu kommen, kann es selbst festen Gesundheiten leicht anders ergehen. Die meinige hat, gottlob! bis jetzt keinen Anstoß erlitten und ich denke, wenn nicht zum Osterfeste, doch gleich nachher nach Tegel zu gehen. Wenn man auch dieses Jahr lange auf das Grünwerden der Bäume wird warten müssen, so ist es eine süße Erwartung, wie die alles Guten, das unfehlbar ist, weil es aus einer sich immer gleichbleibenden Güte quillt. Alle Freuden an dem Wechsel der Naturerscheinungen haben das, daß sie zugleisch moralische sind, für das sie dankbar empfindende Herz. Diese Zuverlässigkeit, die in der Natur liegt und sich schon in ihrer Regelmäßigkeit ausspricht, durch die die gewöhnlichsten Begebenheiten, ja selbst der tägliche Sonnen-Auf- und Niedergang etwas Großes und Wunderbares erhalten, diese Zuverlässigkeit, sage ich, verbunden mit der Wohlthätigkeit alles dessen, was aus der Natur auf den Menschen herabfließt, erteilt allen Empfindungen, die sich

auf sie beziehen, eine erhebend beruhigende Fülle der Sanftheit. In unsrem rauhen Norden müssen wir freilich den Uebergang zum Frühjahr mit bitteren Winterempfindungen erkaufen und das Bessere langsam erwarten. Aber dieser große Wechsel hat doch auch seine Vorzüge. Es schafft mehr und etwas Tieferes in dem Menschen, wenn er nach der Düsterheit, die doch immer den Winter begleitet, in die Milde heiterer Frühlingssonne übergeht. Man empfindet das recht, wenn man einige Jahre in südlichen Ländern zubringt. Der Winter ist da eigentlich Frühjahr und man kann fast nur drei Jahreszeiten unterscheiden, die der großen Hitze, den Sommer, die der Früchte, den Herbst, und die übrigen Monate des Jahres, wo man auch nicht Kälte oder unangenehme Witterung leidet, das Gras auf Angern und Wiesen frisch und schön, und bei vielen immer grünen Bäumen selbst wenige laublos dastehen. So kommt man in den Winter und Frühling, ohne eigentlich eine Veränderung zu bemerken, aber man entbehrt auch des ganzen, bei uns wahrhaft himmlischen Eindrucks, den diese Veränderung auf das Gemüt immer unfehlbar hervorbringt. Die Natur ist es aber auch allein, an der mir der Wechsel der Jahreszeiten bemerkbar wird. Die Menschen pflegen ihn sonst auch noch in ihrer veränderten Lebensweise zu spüren. Das ist nun bei mir nicht der Fall. Ich lebe, einigen Wechsel des Aufenthalts abgerechnet, ziemlich jeden Monat im Jahre auf die gleiche Weise. Es ist dies eine natürliche Folge meines wenigen Ausgehens im Winter und meines ununterbrochenen Arbeitens. Denn wenn Sie die Stunden von drei bis fünf und von acht bis zehn des Tages und die Nacht ausnehmen, können Sie sich mich, liebe Charlotte, immer in meiner Stube und da immer an meinem Schreibtische sitzend denken. Da die wenigen Gesellschaften, die ich besuche, auch noch meistenteils in die eben bezeichneten Stunden fallen, so gibt es kaum Ausnahmen. Je tiefer man in höhere Jahre tritt, je mehr reizt, wenn man dessen einmal fähig ist, der Ernst der Gedanken. Man kann sogar ohne Uebertreibung sagen, daß das das Einzige ist, was uns dann noch reizt. Und dieser Reiz steigt mit der Beschäftigung selbst. Es entspringt eines aus dem andern, es entspinnt sich neu zu Denkendes, aus bisher Halbgedachtem, oder nur Geahntem. Man wird dadurch, von dieser Seite will ich gar diese Art des einsamen Denkens nicht unbedingt loben, man wird dadurch nicht anziehender für andre, man grenzt sich vielmehr mehr ab, man weist gewisse Dinge zurück, man hat überhaupt eine Neigung und ein Bedürfnis, sich und seine Ansicht herrschend zu machen, und zieht sich leicht, wenn es auch nicht zu billigen wäre, zurück, wo man sieht, daß sie keinen Eingang findet, man fühlt gewissermaßen, daß man nur noch in einem gewissen Gleise fortgehen kann, und verlangt daher, daß die, welche einen noch begleiten wollen, sich demselben fügen. Alles das mag seine Unbequemlichkeiten haben, allein alles Menschliche ist damit verbunden und jenes beschauliche Leben in sich selbst, das sich seinen Kreis schließt und diesen Kreis nie wieder verläßt, hat und ge-

währt einen solchen Ersatz, daß man sich doch darum nicht davon trennen würde. Ja, wenn es recht die Weise erreicht, mit der sich ein sonst gut geartetes und tieferes Gemüt wahrhaft beruhigt, so darf man sich sogar aus Pflicht nicht davon trennen. Denn aus diesem nach eignen Entschlüssen und eigner Wahl begonnenen Verfolgen von Ideen entsteht immer etwas, das weiter und wichtig wirkt, und ohne die Selbständigkeit des Mannes ist eine freie Anwendung seiner Thätigkeit nicht zu denken.

Sie werden, liebe Charlotte, in meinem Briefe vom 8. d. M. erkannt haben, mit welcher Freude und Interesse ich Ihr neuestes Lebensheft gelesen habe. Ich habe mich auch seitdem noch oft in Gedanken damit beschäftigt. Es kommt doch wohl jetzt seltener vor, als sonst, daß junge Leute zu ähnlichen Verbindungen gezwungen werden, gegen die sich ihre Neigung entschieden erklärt. Darin, möchte ich behaupten, ist die Welt besser, sanfter, gerechter geworden. Man geht eher über äußere Umstände und Verhältnisse weg, wenn man nur die innere Glückseligkeit gesichert weiß. Auch darin fallen freilich bisweilen falsche und trügerische Richtungen vor, indes ist doch im ganzen bei dieser Milde und Gerechtigkeit und der Anerkennung der Freiheit derer, für deren Leben die Bestimmung gilt, bedeutend gewonnen. Das Schlimmste aber, was in solchen Fällen geschehen kann, ist das, wozu sich Ihre Freundin entschloß, das eine Verhältnis einzugehen, ohne dem andern zu entsagen. Wenn es auch mit der reinsten Aufopferung geschieht und mit der größten Sittlichkeit durchgeführt wird, so ist es eine unnatürliche Spannung des Gemütes und ein Verhältnis, das sich fast unmöglich eines höheren Segens, ohne den nichts gedeiht, erfreuen kann. Auch vermuten Sie selbst, daß auch die zweite Verbindung nicht das von ihr gehoffte Glück gewährt habe. Es kann fast nicht fehlen. Der erste Zauber der Liebe, wenn man sich dem Wunsche gemäß gleich verbindet, der nicht rauschend verfliegt, sondern sich beglückend in alle Empfindungen verwebt, wird durch das Harren abgestumpft. In der Entfernung bildet sich ein Bild, dem hernach die Wirklichkeit nicht entspricht. Das Verhältnis mit einem Manne, dem das, der Sache und Verbindung angemessene, Eigne versagt ist, läßt auch notwendig, wenn diesen nun das Grab umschließt und er keine störende Empfindung mehr erregt, einen Stachel in der Seele zurück. So ermangelt die innere Ruhe, ohne die kein Glück denkbar ist.

Heute nur soviel, ich schreibe bald mehr, liebe Charlotte. Mit der innigsten Teilnahme, unveränderlich Ihr H.

Dreiunddvierzigster Brief.

Berlin, den 6. April 1825.

Ich habe eine sehr große Freude an Ihrem ausführlichen Briefe vom 20. vorigen Monats gehabt, für die ich Ihnen recht herzlich danke. Ich fuhr am 24. Donnerstags aus und dachte daran, daß ich bei meiner Zurückkunft einen Brief von Ihnen finden müßte, und wirklich lag er auf meinem Tische, als ich zurückkam. Ich erkenne sehr dankbar diese Aufmerksamkeit auf meine Wünsche und diese Pünktlichkeit. Es ist mir sehr erfreulich zu denken, daß die Zeit wohl vorüber ist, die so große Anstrengung von Ihnen forderte; wenn auch Ihre Einnahme dadurch vermehrt ist, so fürchte ich sehr für Ihre Gesundheit, und noch mehr thut es mir weh, Sie so bedrängt und belastet zu sehen, die ich gern in freierer Muße beschäftigt wüßte, so sehr ich auch Thätigkeit und Arbeit ehre. Ich werde mit dem größten Anteile mit Ihrem nächsten Briefe die genauere Uebersicht über Ihre Einnahme und Ausgabe empfangen; ich will, da ich ein so lebendiges und inniges Interesse daran nehme, wissen und im einzelnen wissen, wie es Ihnen in dieser Hinsicht geht, wie gesichert Ihre Lage ist, und ich würde mich unendlich freuen, wenn ich Ihnen passende Vorschläge machen könnte, die in Rücksicht auf Ihre Gemächlichkeit und Muße Gewinn für Sie wären und nach Ihrem Charakter Ihnen annehmlich erschienen. Im Laufe der Zeit kann sich das doch einmal treffen, und so schön Arbeit ist, so erfreulich und wohlthätig ist auch Muße und vor allen für Sie, die Sie so gern in Ideen und Gefühlen leben und durch sinnige und gefühlvolle Naturanlage, durch mehr als irgend gewöhnliche Bildung und durch ursprüngliche Lebensbestimmung der ganz freien Muße entgegengingen, welche der Mann, auch in den höchsten Ständen, nie ganz, die Frau in den höheren immer genießt. So entstand mein Verlangen und so ist meine Absicht dabei. Ich habe es Ihnen in dem Tone des innigsten Zutrauens, den Sie mir erlaubt haben, liebe Charlotte, ohne Umschweife gesagt, ja gefordert. Ich bin mir meines herzlichen Wohlwollens und meiner Empfindungen für Sie in meinen tiefsten Gesinnungen bewußt und weiß, daß, so wie ich handle, es recht und gut ist. Haben Sie eine andre Ansicht, so wundert mich das nicht, weil verschiedene Standpunkte verschiedene Ansichten geben, es vermehrt nur meine Dankbarkeit, meine Zuneigung und meine recht innig empfundene Achtung für Sie, daß Sie dem, zu dem sich Ihre Empfindungen neigen, wie es immer der Charakter echt edler, weiblicher Empfindung ist, auch darum seine Ansicht vorwalten lassen und ihm nachgeben. So hat es mir recht wahre Freude gemacht, daß Sie auch hierin meinem Willen folgen und es aussprechen, daß Sie gehorchen. Denn ich wiederhole Ihnen unverhohlen, wie ich mich Ihnen immer nur ganz wahr zeige, daß ich, wie unbegreiflich es

Ihnen auch sei, nicht bloß die Sache, sondern auch das Wort und alles damit Zusammenhängende ungemein liebe; und daß nicht bloß die Willenlosigkeit und der Gehorsam, sondern auch die willige Aeußerung dieser Gesinnungen für mich eine der liebenswürdigsten Seiten edler, seelenvoller Weiblichkeit ausmacht, der Weiblichkeit, die eine solche Sicherheit Ihrer Würde besitzt, daß sie weiß, daß sie sich durch keine Unterordnung das Mindeste vergeben kann. Sie wünschen zu wissen, wo ich die Jahre 1786 und die folgenden eigentlich lebte. Ich war in Berlin, da wohnte meine Mutter im Winter, im Sommer blieb ich in unsrem Hause in Berlin mit meinem jüngeren Bruder und einem Hofmeister. Wir ritten gewöhnlich nur zum Sonntag nach Tegel. So lebte ich bis 1788 im Herbste. Dann ging ich, auch mit meinem Bruder und demselben Hofmeister, nach Frankfurt an der Oder, wo damals eine Universität war, bis Ostern 1789. Um diese Zeit ging ich mit meinem Hofmeister, aber ohne meinen Bruder, nach Göttingen. Da verließ mich der Hofmeister; erst von diesem Augenblicke, vom 22. Jahre an, lebte ich allein und so sahen Sie mich im Jahre 1789 in Pyrmont, woran ich noch immer mit großer Freude denke. Der mich damals begleitete, stand in keiner Verwandtschaft mit mir und war bloß ein freigewählter Umgang.

Ostern 1790 folgte mir mein Bruder nach Göttingen, aber bald nach Johannis reiste ich mit dem verstorbenen Campe, der mein erster Hofmeister war und von dem ich im dritten Jahre lesen und schreiben gelernt hatte, nach Paris, bei der Rückreise trennten wir uns in Mainz, ich machte allein eine Reise in die Schweiz, kehrte am Ende des Jahres zu meiner Mutter zurück, wurde hier angestellt, nahm aber 1791 meinen Abschied und heiratete. So verstrichen die Jahre, die Sie zunächst, Ihrem gütigen Versprechen nach, beschreiben wollen.

Ich kam neulich nicht dazu, Ihnen noch ein Wort darüber zu sagen, warum gerade Ihnen wohl die Schilderung innerer Zustände vorzüglich gelingt. Der Grund liegt doch darin, daß Sie eine der selteneren und schöneren weiblichen Naturen selbst sind. Ohne eine an Gefühlen, Entschlüssen, Gesinnungen reiche und dabei zart und fein gebildete Seele vernimmt man den Anklang nicht, der aus dem andern in uns hinüber tönt; mit einer solchen aber entdeckt und unterscheidet man in ihm, wie in sich selbst, die leisesten und kaum vernehmbaren Töne. Dies ist ein Vorzug des Charakters, der tiefsten Anlagen, eine Naturgabe, aber ausgebildet durch frühe Stimmung, durch sich selbst regende Uebung, durch Scheu vor allem Unedlen, durch reine Sittlichkeit und einfache aber tief empfundene Frömmigkeit. Dadurch sind Sie überhaupt innerlicher, mehr auf geistige Zustände gerichtet, und dazu gesellt sich das Talent der Darstellung, der Sprache und des Schreibens. So erkläre ich mir die Thatsache, die in allen Ihren Briefen und in jedem Hefte Ihrer Lebenserzählung offenbar ist.

Tegel, den 14. Ich bin seit einigen Tagen hier allein, da ich

meine Familie bei dem stürmischen schlechten Wetter noch in der Stadt gelassen. Es ist wirklich ein einziges Stürmen und Regnen, aber es ist mir doch recht wohl und wird es mir noch mehr sein, wenn erst meine Frau und Kinder wieder mit mir sind. Trotz des schlechten Wetters bin ich gestern und heute spazieren gegangen. Im Walde und um die Zeit des Sonnenuntergangs leidet man weniger vom Sturme. Er wird meistenteils gelinder um diese Tageszeit und im Gebüsche hört man ihn nur in den Wipfeln sausen. Nun für heute genug, leben Sie herzlich wohl, mit unwandelbarer Teilnahme und Zuneigung Ihr H.

Vierundvierzigster Brief.

Tegel, den 1. Mai 1825.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 19. April abgegangenen Brief bekommen und mit großem Vergnügen gelesen. Ich habe dieselben Gesinnungen darin wiedergefunden, auf die ich so großen Wert lege, ja diese Gesinnungen sprechen sich diesmal noch besonders liebevoll aus. Ich will Ihren Brief Punkt vor Punkt beantworten. Sie haben sehr recht, daß ich mich irrte, wenn ich Ihnen schrieb, daß wir uns im Jahre 1789 in Pyrmont gesehen hätten. Es war ein ganzes Jahr früher. Ich war aber erst Ostern desselben Jahres nach Göttingen gekommen. Es war mir aber ganz fremd, daß Sie schon in demselben Jahre verlobt wurden. Ich dachte mir das viel später. Mit Campe aber bin ich nicht im Irrtum. Er war wirklich Hauslehrer oder, wie man damals sagte, Hofmeister bei einem älteren Stiefbruder, den ich hatte, einem Sohn meiner Mutter aus erster Ehe. Er hat mich aber lesen und schreiben gelehrt. Er muß unser Haus etwa 1770 oder 1771 verlassen haben, gerade um Ihre Geburt. So konnten seine Kinderschriften, wie Sie Kind waren, recht gut in Ihren Händen sein. Wie er von uns wegging, wurde er erst Prediger, verließ aber seine Stelle bald und trat mit Basedow im dessauischen Philanthropin zusammen. Seine Reise nach Paris aber, auf der ich ihn begleitete, war im Jahre 1789, also später, als wir uns sahen. Ich bin seitdem, bis an seinen Tod, nie wieder mit ihm zusammengekommen. In diesen Tagen bin ich noch durch einen andern zufälligen Umstand an jene Jahre erinnert worden. In Jacobis nun herausgekommenem Briefwechsel steht ein Brief von ihm an Lavater, dem er mich 1789 empfiehlt. Ich machte damals gerade eine Reise nach der Schweiz. Ich habe eine große Freude daran, in der Vergangenheit zu leben. Von dem Kleinsten, was mir begegnet ist, habe ich wenig vergessen, und ich verweile vor allem gern in Gedanken bei den

Menschen, mit denen ich näher zusammen trat. Gerade in den Jahren, wo wir uns sahen, hatte ich eine Art von Leidenschaft, interessanten Menschen nahe zu kommen, viele zu sehen und diese genau, und mir in der Seele ein Bild ihrer Art und Weise zu machen. Ich hatte mir dadurch früh eine Menschenkenntnis verschafft, die andern sonst wohl viel später fehlt. Die Hauptsache lag mir an der Kenntnis. Ich benutzte sie zu allgemeinen Ideen, klassifizierte mir die Menschen, verglich sie, studierte ihre Physiognomien, kurz machte daraus, so viel es gehen wollte, ein eignes Studium. Indes hat es mir auch für die Behandlung der Menschen im Leben sehr viel geholfen. Ich habe gelernt, jeden zu nehmen, wie er nach seiner Sinnesart genommen werden muß, und was mir recht und dem Verhältnisse gemäß scheint, mit jedem durchzusetzen. Was ich als junger Mensch zur Uebung versuchte, hat mir im männlichen Alter oft sichtbar genutzt. Jetzt kommt es mir längst nicht mehr vor, in dieser Art eine Wirkung auf einen Menschen zu bezwecken. Wenn man meine Jahre erlangt hat, kann man sich teils nicht mehr so in andre Verschiedenheiten finden, teils muß man es nicht wollen. Man muß seine Individualität frei gewähren lassen, mit denen fortwandeln, die sich ihr anpassen und sich nach ihr richten wollen, und die andern nur mit allgemeinem Wohlwollen begleiten. — —

Sie sind also auch von der schnellen, wunderartig plötzlichen Erscheinung des Frühjahrs in diesem Jahre so betroffen gewesen? Ich meine, ich hätte es noch nie so erlebt. In einer einzigen Nacht stand ein großer alter Kirschbaum hier, der den Tag vorher noch nichts als nackte Reiser hatte, mit Blüten bedeckt da.

Die wehmütige Empfindung, gerade in dem Aufleben der Natur, ist sehr begreiflich und ist wohl allen Menschen eigen, die tiefer empfinden und genauer auf sich achten. Sie hindert darum das frühe Teilnehmen an der erwachenden Natur gar nicht. Sie sprießt vielmehr aus der Tiefe dieser Empfindungen selbst, denn jede wahrhaft tiefe Empfindung im Menschen wird von selbst wehmütig. Sehr natürlich. Der Mensch fühlt seine Schwäche, sein dem Wechsel und der Vergänglichkeit unterworfenes Dasein; und indem er nun in diesem ihn scheinbar nur mit Unglück und Widerwärtigkeiten bedrohenden Dasein eine unendliche, ihn rund umgebende Güte erblickt, da die ganze Natur, gerade in diesem ersten Aufkeimen, überzuquellen scheint, um ihn mit Genüssen aller Art zu bereichern, so ist er darüber in seiner innersten Tiefe gerührt, was sich nur in wehmütiger Freude aussprechen kann.

Eine andre Art der Wehmut, und eine schmerzlichere, kann auch, nach Beschaffenheit der verschiedenen Stimmungen, daher entstehen, daß man den Eintritt einer so großen Menge, wenn auch nicht nach menschlicher Art lebender Wesen, in erneuertes Dasein oder erneuerte Regsamkeit nicht ansehen kann, ohne zugleich an ihre

Rückkehr in Winterschlaf und Tod zu denken, die ebenso plötzlich eintreten wird. Daß alles Leben nur ein der scheinbaren Vernichtung Entgegengehen ist, wird einem nie so klar, als in dem regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten. Die ganze Pflanzenwelt nun mit so harmlos zuversichtlicher Freude ins Leben treten zu sehen, als ahnte sie gar nicht das winterliche Ersterben, hat ebenso etwas tief Rührendes, wie das Leben eines noch keine Gefahr ahnenden Kindes.

Leben Sie herzlich wohl. Unwandelbar mit der herzlichsten, unveränderlichsten Zuneigung Ihr H.

Fünfundvierzigster Brief.

Tegel, den 15. Mai 1825.

So sehr ich auch die Natur liebe und gern in ihr weile, bin ich doch, seit ich hier bin, nicht sehr viel ins Freie gekommen. Wenn nicht Besuch kommt, was bei diesen kalten und regnerischen Tagen nicht so häufig der Fall ist, pflege ich von sechs bis acht Uhr abends draußen zu sein. Ich ziehe den Abend dem Morgen besonders wegen des Sonnenuntergangs vor. Nicht leicht versäume ich diesen an irgend einem Tage zu sehen. Ich habe ihn immer werter gehalten als den Aufgang, obgleich das vielleicht nur daher kommt, daß man am Abend, nach vollendeten Geschäften, ruhiger und besser gestimmt ist, sich Natureindrücken zu überlassen. Den ganzen Tag über arbeite ich in meiner Stube, die aber nach der Mittags- und Abendseite die unmittelbare Aussicht nach dem Garten und hohen Bäumen hat. Dieses Arbeiten in selbstgewählten Studien, unabhängigem Denken (denn meine eigentlichen Geschäfte kosten mir verhältnismäßig sehr wenig Zeit) kann ich eigentlich als mein Leben ansehen. Meine Ideen, und dies in Büchern, in Anschauungen, in Erfahrungen, wodurch sie genährt werden, beschäftigen mich eigentlich allein und ausschließend; und ich kann mit Recht sagen, daß ich mein sehr heiteres und glückliches Dasein, wenn nicht allein, doch größtenteils ihnen verdanke. Meine äußere Lage gibt mir eigentlich nur das, daß ich ihnen ruhig nachhängen kann. Das übrige schätze ich wenigstens nicht sonderlich in ihr. Allein als ich auch, wie es so viele Jahre während meines Geschäftslebens der Fall war, diese äußere Muße nicht hatte, habe ich darum nicht minder gefühlt, daß ich meinen Gleichmut, meine beständige Ruhe, aus der natürlich auch Milde gegen Menschen und Verhältnisse entspringt, nur in dieser Richtung aus von aller kleinlichen Wirklichkeit entfernten Ideen schöpfte. Denn wenn sich die Seele in ihrem klaren und bewußten Zustande auch mit etwas an-

drem zu beschäftigen, durch die Umstände genötigt ist, so bleiben jene Ideen doch, wie das Bett, in dem sich ein Fluß bewegt, und teilen der Seele ihre stille Klarheit mit. Die recht frommen Menschen leben eigentlich auch so, und wo in ihnen dieser Zustand von aller Heuchelei und Selbsttäuschung frei ist, wo er in einem echten Hinwandeln in Wahrheit und Demut besteht, da ist der Ruhe wohl kein Zuwachs zu geben, die daraus entspringt. Hat man sich einmal an dieses Leben in Ideen gewöhnt, so verlieren Kummer und Unglücksfälle ihren Stachel. Man ist wohl wehmütig und traurig, aber nie ungeduldig noch ratlos. Ich knüpfe, weil ich einmal diese Gewohnheit gefaßt habe, dieses Nachdenken immer an gelehrte Beschäftigungen, aber ich suche mich immer und an jedem Punkte darin zu freien Ideen zu erheben, die sich dann an alles, was nicht wirklich, und an alles, was in der Wirklichkeit echten und wesenhaften Glanz, Gehalt und Reiz hat, knüpfen. In dieser höheren Region werden die Ideen, die als gelehrte Beschäftigungen nur für wenige bestimmt scheinen, wieder sehr einfach und knüpfen sich an alles allgemein Menschliche an.

Ich freue mich zu denken, daß Sie diesen Brief, wie Sie es immer freut, zum Pfingstfeste bekommen. Mit unwandelbaren Gesinnungen der Ihrige. H.

Sechsundvierzigster Brief.

Berlin, den 21. Mai 1825.

Die Vermählungsfeier der Prinzeß Louise nötigt mich, einige Tage hintereinander in die Stadt zu kommen. Da ich aber das Land sehr liebe, so fahre ich immer spät her, und kehre gleich von hier zurück. So kann ich Ihnen heute nur kurz schreiben. Ich fand Ihren Brief vom 15. hier und danke Ihnen auf das innigste dafür. Es hat mich sehr gefreut, daß ich mich nicht darin geirrt hatte, zu erwarten, daß Sie mir heute schreiben würden. Daß Sie traurig waren und vielleicht noch sind, hat mich geschmerzt; das aber hat mir Freude gemacht, daß Sie es geradezu und offen sagen.

Das Pfingstfest ist vor allen andern dem Gemüte erfreulich, erhebend, von allem Kleinlichen abwendend, zu größeren Hoffnungen anregend und in würdigen Entschlüssen befestigend. Denn eine Befestigung in ernster Thätigkeit und würdiger Beschäftigung geben die Feste immer in ihrem Ursprunge und den Ereignissen, zu deren Andenken sie gefeiert werden. Aber auch die religiösen Beziehungen noch abgerechnet, bilden sie wohlthätige Abschnitte im Jahre, dessen langgedehnte Einförmigkeit sonst notwendig ermüden würde. Das Leben erscheint länger, wenn es auf diese Weise in kleinere Teile

zerfällt, und es ist dies doch mehr als eine bloße Täuschung der Einbildungskraft. Wäre es aber in der That nur eine solche, so muß man auch diese nicht geringschätzen. Die bloße Wirklichkeit wäre unendlich arm ohne den Reiz der Einbildung, die freilich so gut eitle Schrecken als leere Hoffnungen in ihrem Schoße trägt, aber doch viel häufiger, wenn sie auch Täuschungen mit sich führt, ihnen schmeichelnd liebliche als zurückschreckende Farben leiht. Meist ist auch das in unsre Hände gegeben und hängt von der Seelenstimmung ab, auf die man auf vielfache Weise bei sich selbst einwirken kann. Ganz geht das aber freilich nicht. In jedem irgend tiefer bewegten Gemüte ist eine Hauptempfindung, von welcher die übrigen ganz oder mehr oder weniger abhängen. Ist es mit dieser licht und freudig, so wird es auch der Ton der ganzen Seele. Mischt sich dagegen in diese düstere Besorgnis oder nicht in Erfüllung gegangene Erwartung, so wird dadurch auch die ganze Seele umdüstert und verfinstert.

Die Frage, die Sie aufwerfen, ist allerdings eine wichtige moralische Frage, nämlich, wie weit man in der Sicherheit, Gott wohlgefällig zu bleiben, in dem Hingeben an eine geliebte Person gehen könne? Sie haben selbst sehr richtig die Grenzen bestimmt, ich glaube aber wohl, daß sich darüber noch einige Ansichten fassen lassen. Zuerst gehe ich davon aus, daß der Gottheit nichts mißfällig ist, was mit einer edlen, reinen, sittlichen Erkenntnis übereinstimmt. Dies ist gewiß auch Ihre Meinung. Die Gottheit hat daran die sittliche Erkenntnis und besonders das sittliche Gefühl, das noch feinere Unterschiede machend, wohl noch verwirft, was die Erkenntnis nicht mißbilligt. Wollten wir nun noch weiter gehen und glauben, es könne unerlaubte Dinge geben, gegen die die Sittlichkeit nichts sagte, so schiene mir das eine Uebertreibung oder ein Beweis von Mangel an Feinheit des sittlichen Gefühles. Was ein wirklich feines sittliches Gefühl nicht mißbilligt, das halte ich auch nicht für Gott mißfällig. Der Mensch kann nur menschlich urteilen. Ferner kann ich mir nicht vorstellen, daß man fürchten dürfte, in seiner Liebe ein Geschöpf gleichsam Gott gleich zu stellen. Gott will gerade in seinen Geschöpfen durch die Art, wie man für sie fühlt und gegen sie handelt, von uns geliebt sein. Eine abgöttische Liebe ist mehr ein Wort, als daß ihm wirklich ein Begriff entspräche. Kein vernünftiger Mensch kann das höchste Wesen auf irgend eine Weise mit einem schwachen und vergänglichen Menschen vergleichen. Dies kann nur ungeregelte Leidenschaft, und dann würde sich auch gewiß finden, daß diese Leidenschaft, auch gegen das Geschöpf nicht so rein und fleckenlos wäre, daß sie vor einem freien, geläuterten, sittlichen Gefühle vollkommen tadelfrei bestehen könnte. Alles kommt also immer auf diesen Punkt zurück. Indes müssen Sie mich wohl verstehen, liebe Charlotte, daß ich unter

einem sittlichen Gefühle immer ein durch wahre Frömmigkeit geläutertes verstehe. Denn von Religion entfernte Sittlichkeit könnte für sich wohl auf Abwege kommen. Ferne meine ich auch kein dunkles Gefühl. Dieses Gefühl muß sich auf Erkenntnis und besonnene Einsicht gründen, nur gewissermaßen, um noch feiner zu entscheiden, darüber hinausgehen, sowie bei einem Gesange die gefühlte Musik immer noch etwas zu dem trockenen Begriffe der Worte hinzusetzt. Eine Neigung nun, die von einem solchen Gefühle gebilligt wird, braucht sich nicht ängstlich Schranken in Absicht des Grades vorschreiben zu wollen. Welchen Grad sie auch erreichen möchte, bleibt sie eine reine und fromme Neigung, die nicht Geschöpf und Schöpfer verwechseln wird, und von letzterem nicht abführen kann. Daß die Gottheit auch den Gegenstand einer solchen Neigung jeden Tag abrufen kann, ist freilich gewiß. Wenn aber die Neigung so ist, wie ich sie geschildert habe, so wird ein solches Ereignis den, der sie hat, in tiefen Schmerz versenken, aber nicht seiner Selbständigkeit berauben. Denn die Neigung könnte nicht von einem religiös-sittlichen Gefühle gebilligt sein, wenn nicht schon in ihr läge, daß man sich bei einem solchen Falle mit Demut in die Fügungen der Vorsehung ergeben werde. Alles übrige scheint mir nun sich von selbst zu verstehen.

Die Beschäftigung mit der Vergangenheit, das Zurückgehen in dieselbe hat einen überaus großen Reiz. Was ehemals auf die Seele gewirkt hat, gedacht und empfunden worden ist, hat den jetzigen Zustand des Denkens, Empfindens und Wollens mit gebildet.

Der stetige Zusammenhang aller Zustände des Menschen gehört zu den unbegreiflichsten und wunderbarsten in seiner Natur. Man kann sich unmöglich denken, daß Gedanken und Empfindungen gleichsam aufbewahrt im Geiste oder Herzen liegen könnten. Sie müssen also alle nur so zusammenhängen, daß, indem der eine auf gewisse Weise in die Seele tritt, auch der andre wie eine angeschlagene Saite anklingt. Es müssen daher auf diese Weise alle im Menschen längst vergangene Zustände gleichsam in seinem jedesmal gegenwärtigen vorhanden sein, und so bleibt der Mensch in seinem ganzen, durch alle Jahre seines Alters durchgegangenen Wesen, gleichsam immer gegenwärtig, da wirklich, was in jedem Augenblicke in ihm vorgeht, auf eine viel nähere Weise, als man es sich gewöhnlich zu denken pflegt, mit allem Vorigen in Verbindung steht.

Bei dem, was aus tiefer Empfindung entspringt, hat man nie eine Absicht, kann aber von kalten und ruhigen Menschen schwär-

merisch und überspannt genannt werden, weil es ganz aus dem Alltagsleben heraustritt und die Empfindung, ohne daß sie darum im geringsten an Zartheit einbüßen darf, stärker anspannt.

Siebenundvierzigster Brief.

Tegel, den 16. Juli 1825.

Ich wollte Ihnen vorgestern schreiben, liebe Charlotte, allein ich zog vor, erst Ihren Brief abzuwarten, weil ich dachte, daß es Ihnen lieber sein würde, wenn Sie ihn gleich beantwortet fänden, und da ich nun seinen Inhalt kenne, ist es mir doppelt lieb, es gethan zu haben. Denn ich zweifle nicht, daß mein Schreiben Sie zu größerer Klarheit führen wird, und wo Klarheit herrscht, ist auch Ruhe, oder entsteht doch nach und nach von selbst. Ich habe nämlich gestern nachmittag Ihren Brief bekommen und danke Ihnen recht herzlich für alles Liebe- und Vertrauungsvolle, das er enthält und das ich gewiß erkenne und würdige, wie es sich gehört. Sie können sicherlich überzeugt sein, daß ich, weit entfernt, auch nur die leiseste Klage über Sie im tiefsten Herzen zu führen, Sie so klar durchschaue, als dies immer möglich ist, und ganz Ihre seltene, zarte, treue und feste Anhänglichkeit an mich und mit lebendiger Dankbarkeit fühle. Sie sehen auch aus jedem meiner Briefe, daß ich in Ihre Ideen eingehe, Ihre Zweifel löse, Ihre Fragen gern beantworte, und wenn ich das auch nicht gerade aus Erkenntlichkeit thue, sondern aus wahrer Zuneigung, aus freiem Interesse, das ich an Ihnen nehme, so ist es doch Ihnen vielleicht nebenher ein Zeichen meiner Dankbarkeit. Ich vergesse nicht, und kann es nie vergessen, daß Sie mir Ihre ersten Empfindungen durch ein langes Leben bewahrt haben, und ebensowenig, daß Sie mir vertrauungsvoll Ihr reiches Innere aufschließen. Es ist dies ein seltener Schatz für einen Mann, das sagte ich Ihnen schon oft. Es thut mir sehr leid, daß Sie immer über eine schwermütige Stimmung, über tiefe Wehmut klagen, die ich wirklich, wie Sie vermuten, nicht billigen kann, und gegen die Sie, liebste Charlotte, selbst kämpfen müssen. Ich schreibe diese Stimmung, die wohl zum Teil körperlich ist, Ihrer zu angestrengten Arbeit im Winter zu. Wir dürfen nicht vergessen, daß man zu einer so anhaltenden Anstrengung erzogen, ja man möchte hinzusetzen, geboren sein muß. Das waren Sie aber keineswegs. Sie gingen einer freien Muße entgegen, und Verhältnisse gestalteten Ihre jetzige Lage, und in einem Alter, wo bereits die frischen Jugendkräfte entflohen waren. Obwohl ich nun Ihre Ausdauer und Ihren Entschluß ungemein hoch ehre, so thut es mir innig weh, daß es so ist, und eine totale Veränderung Ihrer Lage,

Ersatz für Ihre Verluste, nicht zu erreichen war. Ich, wenn Sie mich recht verstehen, kann Ihre wehmütige Stimmung nicht veranlassen. Sie müssen an jeder Zeile meiner Briefe sehen, daß ich voll inniger Teilnahme, voll liebevollen Wohlwollens für Sie bin, daß ich Sie um kein Haar anders verlange als Sie sind, daß es mich innig freuen würde, Sie glücklich und heiter zu wissen, daß ich gleich entferne, was Sie anders stimmt, und Ihre Heiterkeit, soviel nun einmal mein Wesen, ich möchte hinzusetzen, meine Jahre es möglich machen, mit Freuden befördere. Davon seien Sie auch immer fest überzeugt. Sie werden mich immer gleich finden, und es wäre wirklich recht unglücklich, wenn Sie sich Gedanken über nichts machten, wenn Sie Besorgnisse nährten, zu denen nicht der mindeste Grund ist. Unser Verhältnis scheint mir so klar als immer möglich. Ihre Empfindungen kennen Sie selbst; ich habe aus frühen Jugendjahren, so flüchtig und vorübergehend auch unser Begegnen war, Erinnerung und Anteil ins Alter hinüber bewahrt, habe mich gefreut, Gelegenheit zu finden, diesen Anteil auszusprechen, erhalte ihn gleich lebendig und rege in mir, und habe, wie Sie sehen, eine unverkennbare Freude an der Mitteilung Ihrer Ideen und Empfindungen. Dieses ruhige, schöne, meinem Alter und Neigungen angemessene Verhältnis können wir ungestört solange fortsetzen, als wir miteinander im Leben fortwandeln, es ist von meiner Seite nichts da, was es unterbrechen könnte, und ich weiß nichts, was es von Ihrer Seite hindern könnte. Genügt Ihnen, wie ich denn sicher überzeugt bin, daß es Ihnen genügt, dies, so ist unser Verhältnis so klar und rein, wie es nur immer gedacht werden kann. Sie brauchen auch gar nicht zu denken, daß Sie darin bloß die Empfangende sind; ich habe Ihnen oft gesagt, daß mir Ihre Briefe, Ihre natürlichen, weiblichen Aeußerungen Ihrer Ergebenheit, Ihre Lebensbeschreibung recht große Freude machen und gemacht haben. Glaube ich, daß Sie mir eine besondere machen könnten, so haben Sie ja gesehen, daß ich es Ihnen frei und natürlich geäußert habe. Sagt das Ihnen nicht zu, so trete ich davon zurück, und gewiß ohne Erbitterung, ohne Klage, ohne, wie ich Ihnen sagte, irgend eine Empfindung, die Ihnen unangenehm sein könnte, bloß in dem Gefühle, daß nicht zwei Menschen ganz gleich denken können. Also auch so etwas müssen Sie, liebe Charlotte, nicht schwer aufnehmen. Es gibt schon sehr vieles, was auch das glücklichste Leben schwer machen kann, daß man es nicht willkürlich vermehren muß. Willkürlich ist nun zwar eine solche Mißstimmung nicht, aber man kann doch gegen sie arbeiten. Das erfordert freilich Selbstbeherrschung, aber darauf muß ich auch zurückkommen, daß die allen Menschen nötig ist. So glaube ich, liebe Charlotte, mich so rein ausgesprochen zu haben, daß Ihnen wenigstens in mir nichts dunkel und rätselhaft bleiben kann. Nun muß ich noch eine Stelle Ihres Briefes berichtigen, wo Sie mich ganz mißverstanden haben, indem Sie sagen, daß ich nichts zu meinem Glücke bedürfe als mich. Es ist das allerdings wahr. Aber das kann ich, wie streng ich mich unter-

suche, nicht tadeln, es ist vielmehr in mir die Frucht eines langen und darauf gerichteten Lebens gewesen. Ich lebe nämlich in Gefühlen, Studien, Ideen; diese sind es eigentlich, die machen, daß ich nichts Fremdes bedarf, und sie sind auf unvergängliche Dinge gerichtet, sie lassen mich nicht sinken, wenn mir Erwartungen fehlschlagen, wie ich es oft, wenn mir Unglücksfälle zustießen, erlebt habe. Nur wenn man in diesem Sinne nichts bedarf, kann man möglichst frei von Egoismus sein, denn da man für sich nichts fordert, kann man andern hilfreicher sein. Man genießt auch dann jede Freude mehr, gerade weil sie kein Bedürfnis ist, sondern eine reine, schöne Zugabe zum Dasein. Alles, was dem Bedürfnisse ähnlich ist, hat die Eigentümlichkeit, daß man es viel weniger genießt, wenn man es hat, als es schmerzt, wenn man es entbehrt. Darum aber fühle ich (ich habe es ja mehr als einmal erfahren) den Verlust geliebter Personen wohl eher tiefer als andre, wenn auch mit mehr Fassung und Ruhe. Nur die Wehmut setze ich nicht dem Glücke entgegen, sondern teile das Glück in wehmütiges und heiteres, und setze jenes nicht gegen dieses zurück. So meinte ich das, was Sie anders verstanden, und wenn Sie den Inhalt meiner Briefe im ganzen durchgehen, werden Sie immer dies darin ausgesprochen finden. Dafür, daß einzelne Stellen anders erscheinen könnten, möchte ich nicht einstehen, da man nicht jedesmal alles begrenzen kann, doch glaube ich es kaum. Wenn Sie sagen, daß Ihnen das Wort konsequent nicht sehr angenehm sei, so meinen Sie gewiß das oft mißbrauchte Wort. Die wahre Konsequenz billigen Sie gewiß und halten darauf gewiß ebensoviel als ich. Sie ist ja nur das reine Befolgen für wahr erkannter Grundsätze. Leben Sie nun herzlich wohl, rechnen Sie fest auf die Unveränderlichkeit meiner Gesinnungen, verscheuchen Sie vor allem jede unnütze Besorgnis, erheitern Sie sich. Denken Sie, daß Sie mir Freude damit machen, das thun Sie ja so gerne. Von Herzen Ihr H.

Achtundvierzigster Brief.

Burgörner, den 18. August 1825.

Ich bin seit einigen Tagen hier und habe mich schon sehr an dem Gefühle erfreut, das den Aufenthalt in der Provinz und in einer Gegend, wo man ganz und gar von größeren Städten entfernt ist, begleitet. Ich finde mich immer sehr leicht darin und habe daran ein vorzügliches Gefallen. Es wandelt mich auch nicht die leiseste Neugierde an, und ich kann sehr gut selbst die Zeitungen entbehren. Ich pflege alsdann auch meine Beschäftigungen fast ganz einförmig einzurichten und so viel als möglich bei einem Ideen-

gange zu bleiben. Ich habe von jeher eine große Neigung gehabt, mich in eine Sache zu vertiefen, und habe oft Gelegenheit gehabt, die Vorteile und Nachteile davon an mir selbst zu erfahren. Denn daß diese Vorliebe für eine und dieselbe oft wiederholte Beschäftigung, dieses Grübeln über eine Idee auch seine beschränkenden und daher schädlichen Eigenschaften hat, läßt sich nicht leugnen. Die Vertiefung bringt im Grunde dieselbe Wirkung hervor, als die Zerstreuung, sie läßt vieles nicht bemerken, manches ungeschickt betreiben. Der Unterschied ist nur freilich, daß der zerstreute Mensch sich in nichts zersplittert, und nichts findet, noch besitzt, an dem er zu haften vermöchte, daß aber der Vertiefte immer eins hat, was ihn für die Vernachlässigung des übrigen entschädigt. Am nachteiligsten empfinde ich diesen Hang, sich einer Sache, die dann meistenteils eine innere Idee ist, hinzugeben dann, wenn ich mich in der freien Natur befinde. Ich liebe sie unendlich, und der Genuß, oft selbst einer einfachen Gegend, geschweige denn einer schönen, hat für mich mehr Reiz als fast alles übrige sonst. Aber auch der Eindruck, den die Natur macht, schließt sich immer wieder an den mich innerlich beschäftigenden Gedanken an, und verwandelt sich selbst in eine allgemeine Empfindung; dagegen entgehen mir eine ganze Menge Einzelheiten. Ich würde nie zum Naturbeobachter darum getaugt haben, und hätte sicherlich mitten unter Pflanzen und Steinen sehr vieles unbemerkt vorübergehen lassen, was ich zu andrer Zeit mit Bedauern inne geworden sein würde. Indes möchte ich darum diesen Hang zur Vertiefung nicht fahren lassen und ihn nicht bloß nicht mit dem entgegengesetzten Extrem vertauschen, sondern mich nicht einmal gern mit der Mittelstraße zwischen beiden Extremen, die man sonst wohl als die weisere zu preisen pflegt, begnügen. Man lernt doch das, dem man sich so ganz, so ausschließend, so in fester Beharrlichkeit widmet, besser kennen, und je länger man dabei verweilt, desto mehr scheint an ihm in der Betrachtung hervorzutreten. Man kann in der That nicht sagen, daß die Dinge der Welt dasjenige, was an ihnen zu sehen ist, offen daliegen haben. Der eine sieht, was dem andern entgeht, und es ist, als wenn der Blick, wenn er durch gehörige Vertiefung geschärft wird, erst selbst den Gegenstand erschlösse. Die einfachsten Sachen können darum denjenigen, der einmal diesen Hang hat, sehr lange Zeit, und nicht auf eine leere, nutzlose Weise beschäftigen. Vorzüglich finde ich immer, geht bei dieser anhaltenden Betrachtung, wenn sie nicht bloß Gedanken, sondern Gegenstände der Welt betrifft, dasjenige auf, was die Zeit an ihnen gearbeitet hat, die Spur der Vergangenheit in der Gegenwart, ja oft auch die leise Ahnung der Zukunft, welcher die Gegenwart entgegengeht. Darin liegt auch einer der höchsten Reize. Denn alles, was das Laufen und das ununterbrochene Fließen der Zeit versinnlicht, zieht den Menschen unendlich und unnennbar an. Sehr natürlich, daß er selbst das Geschöpf der Zeit ist, da seine Schicksale auf ihr wie auf einem immer wogenden Meere schweben, da er nie weiß, ob er sich der

Gegenwart sicher vertrauen darf, und ob nicht eine trügerische Zukunft seiner wartet. Das tiefere Eindringen in die Gegenstände, das man dem Hange zur Vertiefung dankt, wäre aber noch der mindeste Vorteil. Denn Sie könnten mir vielleicht mit Recht einwenden, daß es gar wenig Dinge gibt, die ein solches Eindringen verdienen. Das viel Wichtigere dabei ist der Gewinn, den der Geist in sich, aus diesem sich Sammeln auf einen Punkt, aus dieser Genügsamkeit mit wenigen Gegenständen, auf die er sich vereinzelt, zieht. Es entspringt notwendig daraus eine größere geistige Innigkeit, eine höhere Wärme, eine Liebe, mit der man das umfaßt, mit dem man sich gleichsam allein in der Welt fühlt. Dadurch wird auf den Charakter selbst gewirkt, oder vielmehr, da nichts Aeußeres hinzutritt, sondern dieser Hang aus dem Charakter selbst hervorgeht, so entwickelt sich der Charakter dadurch und bildet sich zu einer höheren Würde und gehaltvolleren Schönheit aus. Denn es gibt Ideen, mit denen er gleichsam zusammengewachsen ist, die er nie aufgeben möchte, die ihn wie beständige Leiter, Freunde, Tröster begleiten, und diese Ideen, die so zu ihm treten, sind gerade immer die eigentümlichsten, diejenigen, die ein andrer oft gar nicht, oft erst nach Jahren, verstehen und begreifen kann, was gar nicht darin liegt, daß sie ihm, wie man es auszudrücken pflegt, zu hoch, zu verwickelt wären, sondern nur darin, daß sie so unzertrennbar mit einem andern Individuum verbunden sind. In Ideen dieser Gattung würde ich nie von dem Allerkleinsten, ohne vollkommene Aenderung meiner früheren Ueberzeugung, zurückgehen; es kann nichts geben, was für dieses Zurückgehen Entschädigung gewährte, und welches Opfer auch einer solchen zu tiefer Ueberzeugung gewordenen Idee gebracht werden müßte, so kann es nie, gegen sie selbst gehalten, zu groß sein. Die Festigkeit aber, die darin sich ausspricht, ist keine eigensinnige, sie entsteht nicht einmal allein aus Verstandesüberlegung. Denn ob sie gleich an sich freilich, wie die Ueberzeugung von demjenigen, was von dieser Festigkeit begleitet ist, aus dem Verstande entspringt, so gesellt sich nun in einem Gemüte, das den Hang besitzt, eine Idee und einen sich mit ihr verbindenden Gegenstand ganz und gewissermaßen anschließend zu umfassen, dazu Wärme, Empfindung und eigentliche Liebe. Das ganze Leben wird durch diese Stimmung innerlicher, und wo sie recht einheimisch geworden ist, dauert sie, wie ich in verschiedenen Perioden meines Lebens erfahren habe, auch in derselben Innerlichkeit mitten unter großen äußeren Bewegungen fort. Sie macht alsdann denjenigen, welcher sie besitzt, von allen Aeußerlichkeiten unabhängig. Ueberhaupt wird durch dieselbe das Bedürfnis, sich gerade mit einem äußeren Gegenstande zu verbinden, vermindert. Denn die Liebe, welche die bloße innere Idee erweckt, vertritt schon dessen Stelle. Wo aber etwas Aeußeres mit der Idee zusammentrifft, da ist nun auch die Wirkung doppelt stark und dauernd. Die Ideen, welche so durch das Leben begleiten, sind auch natürlich zugleich dann die, welche am besten vorbereiten, das Leben auch entbehren zu können.

Denn da das Leben vorzüglich nur durch sie Wert hat, sie aber fest mit den tiefsten Kräften des Gemütes und der Seele vereinigt sind, so kann ich mir wenigstens nicht denken, wie nicht mit ihnen gerade auch das Eigenste, was man besitzt, mit einem hinübergehen sollte. Es ist wohl zu hoffen und mit Vertrauen zu erwarten, daß sie klarer, heller, und in neuer vielfacherer Anwendung den Geist umgeben werden. —

Recht herzlich habe ich mich gefreut, in Ihrem Briefe zu erkennen und ausgedrückt zu finden, daß Sie wieder ruhig und heiter werden und aufs neue erkannt haben, daß ich nur beides zu befördern wünsche. Gewiß habe ich nur diese wohlwollenden Gesinnungen für Sie gehabt, wie ich vor einigen Jahren den Briefwechsel mit Ihnen wieder anfing. Ich glaube mir in meinen Gesinnungen stets gleich geblieben zu sein, und Sie können gewiß ferner darauf rechnen. Die Grundsätze, nach denen ich handle, stammen weder aus Eigensinn, noch sind sie ebensowenig auf eigne Wünsche berechnet. Sehr gefreut hat es mich auch, das volle feste Vertrauen, wie sonst bei Ihnen, zu diesen Ihnen mit liebevollem Anteile geweihten Gesinnungen gefunden zu haben. Halten Sie dies unverbrüchlich fest, liebste Charlotte, und nie wird etwas Störendes in unsrem Verhältnisse entstehen.

Daß Sie der Konsequenz gram und feind sind, wenn sie nichts als Eigensinn ist und nur diesen edleren Namen annimmt, darin haben Sie ganz recht. Es ist dies dann nur eine tadelnswerte Scheinheiligkeit. Doch muß man nicht alles Eigensinn nennen, wovon man die Gründe nicht einsieht, oder was auf solchen Gründen beruht, für die man, wenn man sie auch kennt, keinen Sinn hat. Das wäre wieder auf der andern Seite und in einem andern Extreme gefehlt. Noch weniger könnte es Konsequenz genannt werden, wenn man bei Meinungen beharren wollte, die man selbst abgeändert hätte und nicht mehr, wie ehemals, für wahr hält; das wäre nichts als Rechthaberei oder die Schwäche, nicht vor andern bekennen zu wollen, daß man früher unrecht gehabt hat. Wenn man das selbst fühlt, muß man auch keine Schwierigkeit darin finden, es vor andern einzugestehen. Ich halte gar nichts davon, in seinen Grundsätzen, Meinungen und Empfindungen so ein- für allemal abgeschlossen zu sein, und zu denken, daß das nun alles darum so recht wäre, weil man es so lange dafür gehalten hat. Ich prüfe vielmehr immer alles aufs neue und würde es keinen Augenblick Hehl haben, wenn auch das, woran ich sehr gehangen hätte, mir plötzlich anders erschiene. Ich würde dann nicht nur selbst meine vorige Meinung ablegen, sondern es auch ohne allen Anstand bekennen. Gerade aber, wenn man so gestimmt ist, begegnet einem dies bei andern viel weniger, denn man ist dann an sich dem Nachdenken geneigt, und die Grundsätze und Meinungen, die man hat, gründen sich dann auch auf das Nachdenken, solche aber vertauscht man nicht leicht mit andern, wenn man auch sich neuen Prüfungen noch so offen erhält. Sie sagen, daß Sie in den

letzten Wochen zu sehr ernsthaftem Nachdenken über sich geführt worden sind und Ihre Blicke sehr in die Tiefe Ihres Innern gerichtet haben. Sie werden dann dabei erfahren haben, wie wohlthätig es ist. Mir kehrt aus solchen Selbstbetrachtungen, die ich für die höchste und beste Beschäftigung halte, allemal eine große und nicht leicht wieder zu zerstörende Heiterkeit zurück. Man findet entweder, daß der Zustand des Gemütes von der Art ist, wie man nur wünschen kann, ihn zu erhalten, und hat nichts nötig gehabt, als ihn nur besser zu entwirren, mehr Licht und Klarheit in ihm zu genießen — und das ist gewiß der Fall bei Ihnen — oder man muß sich selbst anklagen und unzufrieden mit sich sein; dann ändert man seinen Sinn, nötigt das Gemüt zu dem, was es aus Irrtum oder Schwäche oder sonst einer Verkehrtheit versagte, und genießt gerade wieder in dem Gefühle, sich auf den rechten Weg zurückgebracht zu haben, einer neuen und nun wahrhaft befestigten Heiterkeit. Leben Sie herzlich wohl, bleiben Sie ruhig und heiter und rechnen Sie auf die Gleichheit und Unveränderlichkeit meiner Gesinnungen. H.

Neunundvierzigster Brief.

Burgörner, den 6. September 1825.

Es ist nahe an Mitternacht, da ich meinen Brief an Sie anfange, er kann aber, es ist heute Dienstag, erst am Freitag abgehen. Ich habe immer im Briefschreiben die Sitte, die ich aber nicht unbedingt loben will, mich im Schreiben nicht an die Posttage zu kehren, sondern meiner Neigung zu folgen. Bei vertraulichen Briefen, wie die unsrigen sind, ist das eigentlich nicht gut. Es ist natürlich, solche Briefe sobald als möglich in die Hände desjenigen zu wünschen, dem sie bestimmt sind. Aber mit andern Briefen, die Dinge betreffen, an denen das Gemüt keinen oder wenigen Teil nimmt, ist es nicht übel, sie einige Tage liegen zu lassen. Man kann dann noch vielleicht ändern.

Was Sie über den Einfluß des schnelleren oder langsameren Umlaufes des Blutes auf das Gemüt sagen, ist vollkommen wahr und darf bei Beurteilung andrer nicht aus der Acht gelassen werden. Indes ist es eine schöne Eigenschaft im Menschen, und ein ihm von dem Schöpfer ausschließlich vor den übrigen Erdgeschöpfen eingeräumter Vorzug, daß er immer fühlt, daß er durch den Gedanken und durch den Entschluß jeden körperlichen Einfluß, wie stark er sein möge, hemmen und beherrschen kann. Es sagt dem Menschen eine innere Stimme, daß er frei und unabhängig ist, sie rechnet ihm das Gute und das Böse an, und aus der Beurteilung seiner selbst, die immer stärker und strenger sein muß, als die andrer,

muß man jene ganz körperlichen Einflüsse völlig hinweglassen. Es sind zwei verschiedene Gebiete, das der Abhängigkeit und das der Freiheit, und durch den bloßen Verstand läßt sich der Streit beider nicht lösen. In der Welt der Erscheinungen sind alle Dinge dergestalt verkettet, daß man, wenn man alle Umstände bis auf die kleinsten und entferntesten immer genau wüßte, beweisen könnte, daß der Mensch in jedem Augenblicke gezwungen war, so zu handeln, wie er gehandelt hat. Dabei hat er aber doch immer das Gefühl, daß er, wollte er in das hemmende Rad greifen und sich von dieser ihn umstrickenden Verkettung losmachen, es vermöchte. In diesem Gefühle seiner Freiheit liegt seine Menschenwürde. Es ist aber auch das, wodurch er gleichsam aus einer andern Welt in diese eintritt. Denn im Irdischen allein kann nichts frei und im Ueberirdischen nichts gebunden sein. Der Widerstreit ist nur dadurch zu lösen, daß es eine Herrschaft des ganzen Gebietes der Freiheit über das ganze Gebiet der Abhängigkeit gibt, die wir nur im einzelnen nicht begreifen können, die aber die Verkettung der Dinge vom Uranfange so leitet, daß sie den freien Beschlüssen des Willens entsprechen muß.

Wie ich mir Ihren körperlichen Zustand denke, liebe Charlotte, so hängt er auch sehr von der Seele ab. Suchen Sie daher vor allem sich zu erheitern und von allen Seiten zu beruhigen. Es ist dies freilich leichter zu sagen, als zu thun, aber viel vermag es doch, wenn man sich nur alles, was einem besorglich scheint, recht klar macht und vollständig auseinandersetzt und alles in sich zurückruft, worin man mit dem Geschicke zufrieden sein oder es vielleicht sogar dankbar preisen kann. Gelingt es dem Geiste, die Krankheit oder Kränklichkeit ganz aus sich zu entfernen und bloß in den Körper zu bannen, so ist unendlich viel gewonnen, und so erträgt sich danach körperliches Uebel mit Fassung und wirklicher, nicht scheinbarer Ruhe, und erträgt sich nicht bloß, sondern hat sehr oft auch noch etwas die Seele schön und sanft Reinigendes. Ich selbst bin zwar mehrere Male und ein paarmal sehr gefährlich krank gewesen, aber an dauernder Kränklichkeit, eigentlich schwacher Konstitution, habe ich nie gelitten. Ich bin aber oft mit Personen umgegangen, Männern und Frauen, in denen dieser Zustand der tägliche war, und die nicht einmal irgend wahrscheinliche Hoffnung hatten, sich je anders als durch den Tod herauszuwickeln. Zu diesen Menschen gehörte Schiller vorzüglich. Er litt sehr, litt dauernd, und wußte, wie auch eingetroffen ist, daß diese beständigen Leiden nach und nach seinen Tod herbeiführen würden. Von ihm aber konnte man wirklich sagen, daß er die Krankheit in dem Körper verschlossen hielt. Denn zu welcher Stunde man zu ihm kommen, wie man ihn antreffen mochte, so war sein Geist ruhig und heiter und aufgelegt zu freundschaftlicher Mitteilung und interessantem und selbst tiefem Gespräche. Er pflegte sogar wohl zu sagen, daß man besser bei einem gewissen, doch freilich nicht zu angreifenden Uebel arbeite, und ich habe ihn in solchen, wirklich sehr unerfreulichen Zuständen

Gedichte und prosaische Aufsätze machend gefunden, denen man diesen Ursprung gewiß nicht ansah.

Wenn sich Schwäche mit Wallung des Blutes, Unruhe oder gar Beängstigung vereinigt, und dieses Leiden mehrere Jahre dauert, so begreife ich freilich wohl, daß es Ueberdruß am Leben überhaupt hervorbringen kann, diesem aber sollte man doch mit allen Kräften immer entgegenarbeiten. Ich will nicht einmal darauf zurückgehen, daß dies offenbar sogar gebotene Religionspflicht ist, aber das Leben ist schon, selbst wenn es am längsten währt, gegen die unendliche Zeit, wo man wenigstens keinen Begriff im voraus von der Art des Daseins hat, so kurz, daß man nicht mit seinen Wünschen die Schranken noch näher rücken, sondern sich vielmehr, so gut es irgend gehen will, darin betten muß, und gewiß ist es fast noch wichtiger, wie der Mensch das Schicksal nimmt, als wie sein Schicksal ist. Es ist eine sprichwörtliche Redensart, daß jeder sich das seinige schafft, und man pflegt das so zu nehmen, daß er es sich durch Vernunft oder Unvernunft gut oder schlecht bereitet. Man kann es aber auch so verstehen, daß, wie er es aus den Händen der Vorsehung empfängt, er sich so hineinpaßt, daß es ihm doch wohl darin wird, wie viel Mängel es darbieten möge.

Erhalten Sie mir Ihr liebevolles Andenken und seien Sie des meinigen unbezweifelt gewiß. Meine Gedanken begleiten Sie öfter, als Sie es wohl denken. Der Ihrige. H.

Wenn Sie mir den 20. hierher schreiben, trifft mich Ihr Brief noch hier. Später in Berlin.

Fünfzigster Brief.

Burgörner, den 26. September 1825.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 4. d. M. angefangenen und am 6. geschlossenen Brief empfangen, und sage Ihnen meinen wärmsten Dank für alles Gute und Liebevolle, was er für mich enthält. Ich habe nur mit Bedauern bemerkt, daß Sie wieder in diesem Briefe über eine wehmütige Stimmung und eine Oede, Dürre und Freudenlosigkeit klagen, und mich bitten, Sie zu tragen und wie eine Kranke anzusehen und Nachsicht mit Ihnen zu haben. Deswegen, liebe Charlotte, brauchen Sie kein Bedenken zu hegen. Sie bedürfen auf keine Weise der Nachsicht bei mir, da mir gar nichts in diesem Tone mißfällig ist, sondern es mich nur schmerzt, daß Sie durch eine solche Stimmung leiden. Entschuldigen Sie sich also ja nicht deshalb. Ich wünschte, daß Sie heiter, wohlgestimmt, mit Ihrer Lage und Thätigkeit zufrieden wären und den letzten Teil Ihres Lebens glücklich durchlebten. Aber ich begreife wohl,

wie eine Reihe widriger Schicksale das Gemüt gleichsam einschüchtern und herabstimmen können, und wenn einmal es so in Ihnen ist, so ist mir das Vertrauen teuer, mit dem Sie sich mir so zeigen, wie Sie jedesmal sind. Ich glaube allerdings, daß der Mensch viel thun kann, um solche Stimmungen abzuwehren, oder wenn sie sich einstellen, sie in heitere umzuwandeln. Aber ich bescheide mich gern, daß, was einem unter gewissen Umständen möglich und selbst nicht ungemein schwer ist, von andern und unter verschiedenen Umständen kaum geleistet werden kann. So kann von Mißfallen nie die Rede sein, sondern nur von aufrichtigem Anteile an diesem Zustande. Ich bin indes in mir überzeugt, daß er nicht lange dauern, sondern bald vorübergehen wird. Wenn Sie mir erlauben, Ihnen einen Rat zu geben, so achten Sie in solcher Zeit nur wenig auf sich und Ihr Inneres, und suchen Sie sich mehr äußerlich zu beschäftigen. Ich meine damit nicht sowohl Ihre eigentliche Arbeit, als andre selbstgewählte eigne Beschäftigung, auch mit Lesen und Schreiben, und übergebe das übrige der Zeit. Sie bemerken selbst sehr richtig, daß dies das beste und wirksamste Mittel gegen solche Stimmungen ist. Ich begreife übrigens sehr gut, von welchem Zustande Sie eigentlich sprechen. Sie bezeichnen ihn, sowie Sie sich überhaupt immer sehr treffend ausdrücken, ganz richtig durch eine unfruchtbare, dürre Stimmung. Es unterscheidet sich diese ganz und gar von einem einzelnen Kummer, selbst von dem Schmerze einer allgemeinen unglücklichen Liebe. Diese greifen das Gemüt allerdings heftiger an und zerstören es mehr, aber sie bringen auch eine große, gegen sie ankämpfende Kraft in Aufregung; dieser Kampf hebt die Seele, indem er sie betrübt, und die Entscheidung ist kurz und lebendig. Die unfruchtbare Stimmung hingegen müßte etwas finden, was sie von außen höbe und in Bewegung und Thätigkeit setzte, und dies findet sich um so schwerer, als diese öde Stimmung ihm selbst den Eingang wehrt. Indes gibt es zwei Gegenstände, welche doch auch in solchen Stimmungen immer in der Seele willkommene Aufnahme finden: die Freude an der Natur, und die Beschäftigung mit Ideen. Sie werden mich hier fragen, was für Ideen ich meine, sowie Sie schon in Ihrem Briefe sagen, daß ich Sie darüber in Ungewißheit gelassen habe. Einzelne, bestimmte Ideen verstehe ich darunter gar nicht, sondern die Beschäftigung mit innerem, tiefem Nachdenken selbst. Dieses Nachdenken kann von allem ausgehen und sich an alles heften, nur sein Ziel, sein Endpunkt, zu dem es allemal gelangt, ist immer nur ein und dasselbe, nämlich das menschliche Schicksal im ganzen und seine Lösung in dem Augenblicke, wo alles Irdische zurücktritt und seinen Wert verliert und nur das rein Geistige übrig bleibt, dasjenige, was man nur insofern noch menschlich ansehen kann, als der Mensch auch zu dem Höchsten bestimmt ist. Bei Privatereignissen des Lebens, bei Weltbegebenheiten, die unter unsren Augen vorgehen, bei Erinnerungen an beide aus vergangener Zeit, folgt der Geist immer gern den oft verwickelten Ursachen nach, erforscht die schon sichtbaren oder noch zu erwartenden

Folgen, und verweilt endlich bei dem Gedanken, wieviel zuletzt auf der wahrhaft richtigen Wagschale daran noch Wert haben, und welcher dies sein wird. Wenn ich also von Beschäftigungen mit Ideen, Vertiefung in sie, Richten auf einen Punkt rede, so meine ich damit nicht einzelnes, aber das Beschäftigen mit Nachdenken selbst, das Entkleiden der Dinge von ihrem Scheine, das Prüfen seiner selbst und andrer, und das Sammeln aller Gedanken auf das, was allein seine Vortrefflichkeit in sich selbst trägt, was auch im vergänglichen Menschen nicht untergehen kann, weil es nicht aus dem Menschen stammt, und was nach richtigem Maßstabe erwogen allein verdient, daß der Mensch sich ihm ganz und bedingungslos hingebe.

Gelehrte oder auch nur wissenschaftliche Betrachtungen begreife ich eigentlich darunter nicht. Diese können allerdings den Stoff zu jenem Nachdenken sammeln und zubereiten, sie können dasselbe leiten, berichtigen, läutern, allein der letzte Zweck kann nicht in ihnen liegen. Das wahrhaft heilbringende Nachdenken bedarf nur der eignen, in sich selbst gesammelten Gemütskräfte, es kann es jeder erreichen, da die Endfäden des menschlichen Schicksals, an die es alles anknüpft, doch von jedem Menschen aufgenommen werden müssen, und die Ideen, die dabei in Anregung kommen, in jedem, dem Gebildeten wie dem Ungebildeten, vorhanden sind, nur in verschiedenen Graden der Klarheit und Bestimmtheit, da sich diesem Nachdenken zu widmen, nicht sowohl tiefe Verstandeskräfte erfordert werden, als nur ein durch Vertreibung aller unrichtigen Begierden, durch Entfernung alles Nichtigen, durch Gleichgültigkeit gegen Genuß und äußeres Glück und durch Selbstbeherrschung starkes und geläutertes Gemüt. Ueberhaupt aber hat die Beschäftigung der Verstandeskräfte auf den inneren Menschen denselben wohlthätigen Einfluß, den die Sonne auf die Natur ausübt. Sie zerstreut die Wolken des Gemütes, erleuchtet und erwärmt und hebt den Geist allmählich zu einer kraftvollen Ruhe. Wenn ich durch irgend etwas verstimmt bin (was mir freilich kaum dreimal des Jahres begegnet), oder wenn ich krank bin, heilt mich von beiden immer am sichersten eine den Kopf einseitig anstrengende Arbeit. Unter dem, was Sie in Ihrem Briefe Freudenlosigkeit nennen, verstehen Sie, glaube ich, nicht den Zustand, wo sich keine Freude im Leben einfindet, sondern den, wo die Seele für die Freude nicht mehr oder weniger empfänglich ist. Sie fragen mich: ob ich je einen solchen Zustand gekannt habe? Er ist mir in meinem ganzen Leben fremd gewesen. Menschen, die in einer gewissen leichten Befriedigung aller Wünsche leben, wie es mir selbst meistenteils ergangen ist, pflegen leicht den Sinn für Freude und Genuß zu verlieren und eine Gleichgültigkeit dagegen zu erhalten. Dies ist bei mir nie der Fall. Ich kann vielmehr mit Wahrheit und mit inniger Dankbarkeit sagen, daß ich täglich die Erfahrung erneuere, daß für den, der sie herauszunehmen versteht, fast in jedem Dinge in der Natur ein Gegenstand der Freude liegt. Es schadet auch meiner Empfindung nicht, dieselbe

oft hintereinander zu genießen. Es ist vielmehr, als würde sie dadurch nur lebendiger und der Seele eigentümlicher.

Ich hoffe in den ersten Tagen einen Brief von Ihnen zu empfangen, und lasse darum den meinigen noch ungeschlossen, auch weil ich warte und auch hoffe, Sie schreiben mir offen und vertrauungsvoll über Ihre innere, wehmütige Stimmung und deren Grund, den ich endlich gehoben wünsche. Zu lange hat sie schon gedauert.

Ich will doch lieber meinen Brief abgehen lassen und nicht, wie ich willens war, erst den Ihrigen abwarten, da ich Sie in einer Stimmung weiß, worin Ihnen mein Zuspruch wohlthuend sein wird, da er Ihnen gewiß meine innige Teilnahme ausdrückt, womit ich Ihnen unwandelbar angehöre. Ihr H.

Einundfünfzigster Brief.

Ich habe Ihren Brief vom 20. erhalten, liebe Charlotte, wie eben der meinige an Sie abgegangen sein konnte. Ich schreibe Ihnen aber auf der Stelle, ob es nur wenig heute sein kann. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie mir, wie ich es von Ihnen erwartete, offen und freimütig sagen, wie es Ihnen ist. Ja, liebe Charlotte, ich habe seit mehreren Wochen alles erkannt, was in Ihrer Seele vorging, und es war ein falsches Urteil von mir, daß ich meinte, in einem so tiefen Gemüte, als das Ihrige, würde sich das in sich verlieren. Sie legen mir alles, was in dieser letzten Zeit Sie so wehmütig bewegte, klar und deutlich dar. Sie können das schmerzliche Gefühl nicht überwinden, daß Sie mir „die kleine Freude, die ich wünschte", nicht zurückgeben konnten, „für tausend Freuden, die Sie empfingen", wie Sie sich liebevoll ausdrücken. Sie bedauern zugleich, „daß Sie sich selbst der höheren Bildung beraubten, der Sie teilhaftig geworden sein würden, hätten Sie sich meiner Leitung unbedingt überlassen können"; Sie führen, ohne sich im geringsten rechtfertigen zu wollen, als ein betrübtes Hindernis eine schmerzliche Erregbarkeit eines durch große und langjährige Leiden zerstörten Nervensystems an; endlich lassen Sie weislich liebevoll erkennen, was ich immer ahnte, daß Sie, immer noch auf mehr Stärke hoffend, das Zurückkommen und spätere Eingehen in meine Wünsche nicht haben aufgeben wollen, aber doch auch nicht haben versprechen können. Durch das alles sei die tief-wehmütige Stimmung entstanden, die sich Ihrer gänzlich bemächtigt habe. Liebe, gute Charlotte, ich habe alle diese Empfindungen seit mehreren Wochen in Ihnen erkannt, und ich darf sagen, ganz gewürdigt, meine tief empfundene, wahre Achtung ist dadurch noch erhöht. Es sind die natürlichen Regungen in einer edlen weiblichen

Seele, Sie sind ihrer wert, und ich danke Ihnen aus innigem Herzen dafür, daß Sie mich wert halten, mir so ohne Rückhalt Ihr Inneres aufzuschließen. Hören Sie nun aber auf meine Bitte: ich wiederhole Ihnen, was ich Ihnen mehrmals gesagt habe, daß keine meiner Empfindungen für Sie verändert ist, alle Ihnen zugewendet sind in liebevoller Teilnahme, in Rat und That, sowie Sie beides wollen. Es wäre in der That recht traurig, wenn Sie das nicht endlich wieder in ein vertrauungsvolles Herz aufnehmen wollten. Ihre frühere, schöne, heitere Zufriedenheit muß endlich zurückkehren. Gern will ich Ihnen Beistand leisten, wie bisher, aber Sie müssen auch das Ihrige thun, vor allem sich nicht länger mit Wahnbildern quälen, denen Sie sich hingegeben haben, mit Ihrem sonst so gläubigen, frommen Herzen, das gewohnt ist, nicht nur seine Handlungen, sondern auch seine Empfindungen vor einem höheren, unsichtbaren Richter zu prüfen. Hören Sie, erwägen und befolgen Sie meine Bitte und meinen Rat, Sie machen mir dadurch eine große Freude. Leben Sie herzlich wohl und verzeihen Sie meine Kürze. Ich bin im Begriffe, von hier abzureisen. Ihren nächsten Brief richten Sie nach Berlin. Ihr, Ihnen mit unwandelbarer Zuneigung angehörender H.

Nachschrift. Sie erwähnen im letzten Briefe einer Idee, die sehr ansprechend ist, und die Sie eine Hypothese nennen, wobei Sie gern und oft verweilen. Sie wissen, wie gern ich mich mit Ideen beschäftige und wie mich die Ihrigen interessieren. Ich bitte Sie, setzen Sie mir Ihre Gedanken recht ausführlich auseinander, auf ein besonderes Blatt und recht bald. Es wird mir große Freude machen. Ich möchte, wie ich Ihnen schon oft sagte, alles genau kennen, was in Ihrer Seele aufsteigt und Sie bewegt, und Sie halten mich wert eines Vertrauens, das ich sehr dankbar erkenne und als eine hohe Gabe empfange.

Zweiundfünfzigster Brief.

Tegel, den 17. Oktober 1825.

Ich bin seit Anfang Oktober hierher zurückgekommen und habe Ihren Brief vom 4. bald nach meiner Rückkunft bekommen, und danke Ihnen, liebe Charlotte, ganz besonders und aufs herzlichste für den ganzen Inhalt, der ganz meinen Erwartungen entsprochen hat, Ja, ich wußte und rechnete fest darauf, daß Sie mir die Freude machen würden, auf meine Bitten und Vorstellungen einzugehen, nun will ich auch nicht länger dabei verweilen, weil ich das am besten halte, sondern zu andern Gegenständen übergehen. Das aber muß ich noch sagen, daß ich mit Freude und inniger

Teilnahme sehe, daß es auch besser mit Ihrer Gesundheit geht und Sie einige Aenderungen in Ihrer Lebensdiät vornehmen. Auch ist es mir sehr lieb, daß Sie einmal einen Arzt befragt haben. Folgen Sie nun auch seinem Rate, wo es Ihnen nicht sehr zuwider ist. Die Krankheit des Gemütes, die ich Ihnen aber nicht zugebe, schwindet gewiß bald und von selbst. Eine so gesunde und klare Seele, wie die Ihrige ist, wird eingebildete Uebel durch ernste und angestrengte Selbstbehandlung leicht heilen, da ja Gott dem Menschen darum den freien Willen gegeben hat, um in sich aufzunehmen und aus sich auszuscheiden, was die besonnene Vernunft dazu angemessen hält.

Gewiß haben Sie in den letzten September- und ersten Oktobertagen auch die Schönheit des östlichen Sternenhimmels bemerkt? Drei Planeten und ein Stern erster Größe standen nahe beisammen, Mars und Jupiter im Löwen, die Venus später als Morgenstern nahe dem Sirius. Ich bemerke es nur, damit, im Falle Sie den herrlichen Anblick versäumt hätten, Sie noch nachholen können. Am schönsten war es zwischen drei und vier Uhr morgens zu sehen. Ich bin mit meiner Frau fast alle Morgen aufgestanden und wir haben lange am Fenster verweilt und haben uns jedesmal nur mit Mühe von dem schönen Anblicke losreißen können. Ich habe von meiner Jugend an sehr viel auf die Sterne und das Beschauen des gestirnten Himmels gehalten. Meine Frau teilte, wie die meisten, so auch diese meine Neigung mit mir, und so habe ich mein ganzes Leben hindurch, zuzeiten mehr, zuzeiten weniger, in sternhellen Nächten zugebracht. Selten ist aber ein Jahr und eine Jahreszeit so günstig dazu gewesen, als dieser wunderbar schöne, helle und reine Herbst. Ich kann nicht sagen, daß an den Sternen mich so die Betrachtung ihrer Unendlichkeit und des unermeßlichen Raumes, den sie einnehmen, in Entzücken setzt, dies verwirrt vielmehr nur den Sinn, und in dieser Ansicht der Zahllosigkeit und der Unendlichkeit des Raumes liegt sogar sehr vieles, was gewiß nur auf menschlicher, nicht ewig zu dauern bestimmter Ansicht beruht. Noch weniger betrachte ich sie mit Hinsicht auf das Leben jenseits. Aber der bloße Gedanke, daß sie so außer und über allem Irdischen sind; das Gefühl, daß alles Irdische davor so verschwindet, daß der einzelne Mensch gegen diese in den Luftraum verstreuten Welten so unendlich unbedeutend ist, daß seine Schicksale, sein Genießen und Entbehren, worauf er einen so kleinlichen Wert setzt, wie nichts gegen diese Größe verschwinden; dann daß die Gestirne alle Menschen und alle Zeiten des Erdbodens verknüpfen, daß sie alles gesehen haben vom Anbeginn an, und alles sehen werden, darin verliere ich mich immer in stillem Vergnügen beim Anblicke des gestirnten Himmels. Gewiß ist es aber auch ein wahrhaft erhabenes Schauspiel, wenn in der Stille der Nacht, bei ganz reinem Himmel

die Gestirne, gleichsam wie ein Wellenchor, herauf- und herabsteigen und gewissermaßen das Dasein in zwei Teile zerfällt. Der eine Teil, wie dem Irdischen angehörend, in völliger Stille der Nacht verstummt, und nur der andre heraufkommend in aller Erhabenheit, Pracht und Herrlichkeit. Dann wird der gestirnte Himmel, aus diesem Gesichtspunkte angesehen, gewiß auch von moralischem Einflusse. Wer, der sich gewöhnt hat, in dergleichen Empfindungen und Ideen zu leben und oft darin zu verweilen, könnte sich leicht auf unmoralischen Wegen verirren. Wie entzückt nicht schon der einfache Glanz dieses wundervollen Schauspieles der Natur? Ich habe schon oft daran gedacht, daß Ihnen gerade, liebe Charlotte, ein kleines Studium der Astronomie besonders zusagen müsse; wenn Sie es wünschen, will ich Ihnen gern einige Anleitung geben und Ihnen Bücher nennen, die Ihnen behilflich sein können.

Sie fragen mich, ob ich allein, oder mit den Meinigen in Burgörner gewesen bin? Wir waren noch in diesem Sommer mit allen unsren Kindern und noch andern Verwandten in Burgörner, so daß im ziemlich großen Hause kein Zimmer zu viel war. Meine Tochter aus Schlesien kam aber erst später, und mein jüngster Sohn hatte uns früher verlassen. Ich aber bin nicht immer dort gewesen. Einmal bin ich meiner Tochter entgegengereist, sie abzuholen, dann habe ich auf zwei andern Gütern meiner Frau einige Tage allein zugebracht. Ich kann wohl sagen, daß ich beides, das Familienleben und die Einsamkeit genieße. Ich wünsche mich nie aus dem ersten in die letzte, aber bin ich allein, so füllt sich meine Zeit und mein Sein auch gehörig durch mich selbst aus. Indes kann man nicht leicht einfacher, glücklicher und heiterer in seiner Familie leben, als ich, da alle mit mir zufrieden sind und ich mit allen. Es ist nie eine Uneinigkeit, nie eine Verstimmung und keine Störung, als die etwa Krankheit macht. Daher ist von diesem Leben auch wenig zu sagen, da es gar wenig reich an Begebenheiten ist. Von Krankheiten sind wir, gottlob! frei geblieben. Meine Frau, die zuzeiten viel zu leiden hat, aber bei großer Geistesstärke und Willensklarheit wenig davon in ihre Aeußerungen übergehen läßt, ist seit einiger Zeit viel besser, und viel kräftiger in der That und im Aussehen gewesen. Hier haben mich meine Töchter mit ihren Männern herbegleitet, aber mein ältester Sohn ist mit seiner Frau nach Schlesien zurückgegangen, wohin meine zweite Tochter auch bald zurückkehrt. So ist das Aeußere meines Lebens gewesen, und so ist es. Es ist nie meine Art gewesen in Briefen davon gern zu sprechen, und daher hatte ich auch vergessen Ihnen zu sagen, ob ich allein gereist sei oder nicht. Ich halte einmal nichts vom Erzählen, Ereignisse und Begebenheiten scheinen mir nur der Gefühle und Gedanken wegen, die sie hervorbringen, interessant. Auch im

Gespräche erzähle ich nie, wo ich nicht muß, und trage nichts in meiner Familie, was mich und andre betrifft, herum, um es mitzuteilen. Es hat mir immer eine gewisse Ideenarmut geschienen, wenn man schriftlich oder mündlich aufs Erzählen kommt, wiewohl ich's in andern nicht tadle. Ich bin auch nie der Meinung gewesen, daß es zur Freundschaft gehört, sich mitzuteilen, was einem Frohes oder Schmerzliches begegnet. Es mag dies wohl auch Freundschaft heißen und sogar sein, aber es gibt wenigstens, gottlob! eine höhere, auf Reinerem und Höherem beruhende Freundschaft, die dessen nicht bedarf und, weil sie mit etwas Edlerem beschäftigt ist, darauf nicht kommt.

Was ich Ihnen, liebe Charlotte, schon lange bestimmt hatte, werden Sie nächster Tage erhalten, nämlich eine Rolle Kupferstiche vom hiesigen Hause nebst einem Grundrisse und Erklärung, so daß Sie dadurch eine anschauliche Idee von meiner hiesigen Existenz erhalten, da ich doch am meisten hier bin. Diese Kupferstiche gehören zu einem allgemein architektonischen Werke, und ich konnte sie mir bisher nicht einzeln verschaffen. Aber nun werde ich einen Weg dazu finden. Wenn Sie also eine Rolle mit Kupferstichen erhalten, so ist es von mir. Ich gehe noch einmal Ihren letzten Brief durch und verweile bei einer Stelle, die mir viel Vergnügen gemacht hat, und die ich mehr als einmal gelesen habe. An das zarte Verhältnis unsrer dauernden Freundschaft knüpfen sich so manche schöne und, wenn man sie weiter verfolgt, höhere und selbst erhebende Ideen. Ich gehe zuerst davon aus, daß Sie mir diese Empfindungen von früher Jugend her gewidmet, und zart gesondert erhalten haben, bis ins Alter, ohne irgend eine Absicht, Wunsch oder Forderung daran zu knüpfen. Es gibt also schon hier, unter allem irdischen Wechsel, den Beweis von Dauer, Unvergänglichkeit, und man möchte sogar sagen Unendlichkeit; auf der andern Seite, von Festhalten des Unveränderlichen, von Würdigung des wahrhaft Wertvollen in würdiger Erfassung eines höheren Gutes, in Wegweisung kleinlicher, engherziger Beschränkung. Denn gerade diese Engherzigkeit, der man so oft begegnet, und worin sich der, der sie nährt, meist gefällt, beweist die sinnliche Unlauterkeit der Gefühle derer, die dergleichen Schranken bedürfen, um sich dahinter zu verstecken. Die wahre Liebe, die ihrer höheren Abstammung treu bleibt und gewiß ist, erwärmt gleich der Sonne, soweit ihre Strahlen reichen, und erhellt verklärend alles in ihrem lauteren Glanze. Endlich erhebt eine solche Erscheinung die Seele in Hoffnung und Glauben. Begleiten uns schon hier in unsrer Endlichkeit und Unvollkommenheit dauernde Treue und Liebe, besitzen wir schon hier unentreißbare Güter, die mit uns hinübergehen, die wir nicht zurücklassen werden, wie sollte uns nicht die Hoffnung beseelen und erheben, daß wir im Ueberirdischen in höherer Klarheit wieder

finden, was uns schon hier beseligen konnte, als freie Himmelsgabe. Zählen und rechnen Sie, teure Charlotte, aber auch fest auf die gleiche und unwandelbare Gesinnung, womit ich Ihnen angehöre. Ihr H.

Dreiundfünfzigster Brief.

Berlin, den 30. Oktober 1825.

Ich schreibe Ihnen heute nur wenige Zeilen, um die Kupferstiche von Tegel nicht ohne Begleitung abgehen zu lassen. Die Bestimmung der einzelnen Zimmer steht zum Teil auf dem Plane. In dem als Bibliothek bezeichneten und den Kabinetten nach dem Garten zu daneben wohne ich. Sonst sind im rez-de-chaussée nur Leutestuben. In dem Stockwerke eine Treppe hoch ist, wie es auch bezeichnet ist, über der Küche das Eßzimmer. Auf der entgegengesetzen Seite des Hauses, in dem runden Ausbaue nach dem Hofe hin, schlafen wir. Die übrigen Räume dieses Stockes bewohnt meine Frau mit meiner unverheirateten Tochter, und zugleich sind es die Gesellschaftszimmer. Der zweite Stock ist für meine Kinder, und sind mehr hier, als da Platz haben, so räumen wir ihnen Platz im ersten Stockwerke. Leben Sie herzlich wohl. Wie immer, Ihr H.

Vierundfünfzigster Brief.

Berlin, den 8. November 1825.

Sie werden, liebe Charlotte, die Kupferstiche von mir erhalten haben, und ich weiß zum voraus, daß sie Ihnen Freude machen werden. Sie sind so genau, daß sie ein sehr bestimmtes und deutliches Bild des Hauses geben müssen, wenn man sie durchgeht. Ich habe den Ort sehr gerne, bin aber doch im Grunde nicht viel da. In diesem Jahre verlebte ich kaum vier Monate dort. Im Winter habe ich mehrere Gründe, in der Stadt zu sein, obgleich meiner Frau und mir das Leben auf dem Lande auch dann sehr zusagen würde. Im Sommer nötigen oder veranlassen mich wenigstens die Angelegenheiten der andern Güter, auch diese zu besuchen. So kommt man, bei aller anscheinenden Freiheit, doch nicht immer dazu, das zu thun, was einem das liebste wäre. An Tegel hänge ich aus vielen Gründen, unter denen doch aber der hauptsächlichste die Bildsäulen sind, teils Antiken in Marmor, teils Gipse von

Antiken, die in den Zimmern stehen, und die ich also immer um mich habe. Wenn man Sinn für die Schönheit einer Bildsäule hat, so gehört das zu den reinsten, edelsten und schönsten Genüssen, und man entbehrt die Gestalten sehr ungern, an denen sich das Vergnügen, wie unzählige Male man sie sieht, immer erneuert, ja steigert. So reizend auch Schönheit und Gesichtsausdruck an lebenden Menschen sind, so sind beide doch an einer vollendeten Statue, wie die antiken sind, soviel mehr und soviel höher, daß es gar keine Vergleichung aushält. Man braucht, um das zu finden, gar keine besonderen Kenntnisse zu besitzen, sondern nur einen natürlich richtigen Sinn für das Schöne zu haben und sich diesem Gefühle zu überlassen. Die Schönheit, welche ein Kunstwerk besitzt, ist natürlich, weil es ein Kunstwerk ist, viel freier von Beschränkung, als die Natur, sie entfernt alle Begierde, alle auch auf noch so leise und entfernte Weise eigennützige oder sinnliche Regung. Man will sie nur ansehen, nur sich mehr und mehr in sie vertiefen, man macht keine Ansprüche an sie, es gilt von dieser Schönheit ganz, was Goethe so schön von den Sternen sagt: „Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihres Lichts." Sie werden auf der Zeichnung des Hausflurs einige Statuen bemerken, unter andern einen weiblichen Körper ohne Kopf und Arme. Dieser steht nicht mehr da, sondern ist jetzt mit andern Statuen in meiner Stube. Ich besitze ihn schon lange, und hatte ihn auch in Rom immer bei mir. Es ist eine der vollendetsten antiken Figuren, die sich erhalten haben, und es gibt nicht leicht eine andre Bildsäule, einen so reinen Begriff streng weiblicher Schönheit. Alle Figuren, die Sie in dem Flur gezeichnet sehen, stehen jetzt in den Stuben. Nur das runde Gefäß in der Mitte ist im Flur geblieben. Es wird Sie gewundert und Sie werden nicht erraten haben, was es ist. Es ist eine antike Brunneneinfassung von Marmor mit einem Basrelief rund herum, welches ein Bacchusfest vorstellt. Man sieht noch den Einschnitt, den nach und nach der Strick, an dem man die Eimer heraufzog, im Marmor gemacht hat. Der Himmel weiß, durch welche Umstände dieses Stück in Rom in eine Klosterkirche gekommen war. Die Legende sagt, es sei derselbe Brunnen, in dem der heilige Papst Calixtus den Märtyrertod gelitten habe. Man hielt sogar das Wasser für heilbringend. Indes wollte der Papst den Marmor verkaufen, und so erhielt ich ihn. Es kostete anfangs Mühe, die Erlaubnis zu erhalten, ihn aus Rom auszuführen. Aber der Papst, der vorige, war mir sehr gewogen und gab mir die Erlaubnis. In dem Saale über meiner Stube, der die hauptsächlichsten Kunstwerke enthält, stehen drei sehr schöne Säulen, von äußerst seltenem Marmor, und ein Medusenhaupt von Porphyr, die mir der Papst geschenkt hat. Die zierlichste unsrer Antiken, eine kleine bekleidete Nymphe, die eben Wasser zu schöpfen geht, steht in einer Nische im Salon, dicht am Antiken-Saale. Ich erzähle Ihnen, liebe Charlotte, diese Details, weil sie Ihnen ein Bild von dem Inneren des Hauses geben werden. Gemälde sind

gar nicht im Hause, wir haben die, welche wir besitzen, hier in Berlin.

Ich habe mich recht herzlich gefreut, in Ihrem letzten Briefe die ruhige, heitere, vertrauende Stimmung wieder zu finden, die Ihnen immer eigen war. Erhalten Sie sich nur ja in dieser Stimmung, und geben Sie keinen trüben Gedanken wieder Raum. Ich weiß wohl, daß das leichter gesagt als gethan ist, und fühle allerdings, daß Ihre Lage Ihnen viel zu wünschen übrig läßt, aber außerdem, daß Sie eine schöne und seltene Genügsamkeit besitzen, haben Sie doch in Ihrer Lage selbst eins, was Ihnen ein erhebendes Gefühl und eine große Genugthuung gewähren muß. Sie können sich nämlich sagen, daß alles, was Ihre Lage auch wieder Gutes und Beruhigendes hat, Ihr Werk ist, daß Sie sich durch sich selbst ein unabhängiges Dasein geschaffen und wieder gesichert haben. Die Charakterseiten, die dazu im Inneren gehörten, das Talent und die Thätigkeit, die im Aeußeren hinzukommen mußten, gewähren einen Lohn in sich, ganz abgesondert noch von dem, was dadurch hervorgebracht wird. Was mir nur immer leid thut, ist, daß eigentlich Ihr ganzes Wesen eine andre Art von Beschäftigtsein bedürfte. Man muß allerdings annehmen, daß auch äußere Lagen, die ganz heterogen erscheinen, wieder Charakterseiten ausbilden, die ohnedies vielleicht unentwickelt blieben, und darauf kommt es am Ende doch vor allem an. Ich lobe und billige sehr, daß Sie Einrichtungen getroffen, wodurch Ihnen, was Sie vor allem bedürfen, mehr Stille gesichert wird. Das Entbehren dessen, was unser innigstes Bedürfnis fordert, ist härter als äußere Entbehrungen, besonders für Sie.

Sie wollen meine Meinungen über Walter Scott, und fragen mich, was Sie lesen sollen. Da weiß ich Ihnen aber schwer Rat zu geben. Ich lese schon an sich wenig deutsch, und unter diesen meist solche wissenschaftliche Bücher, die doch nicht für Sie sein würden, ich bin also eigentlich darin ein schlechter Ratgeber. Sie bemerken, daß Sie, ob die Mode es wolle, Scotts Romanen keinen rechten Geschmack abgewinnen können, daß die Kerker-, Räuber- und Wirtshaus-Szenen und die schaudererregende Richtung seiner Phantasie sehr unangenehme Eindrücke auf Sie machen und hinterlassen; daß ein paar seiner Bände Ihnen nicht eine erhebende Idee geben, daß Sie seinen Romanen keine längere Dauer versprechen als den Lafontaineschen. Wenn ich auch nicht ganz Ihrer Meinung sein kann, will ich Sie doch auch nicht ganz widerlegen; ich begreife, daß sie den geschilderten Eindruck auf Sie machen und Sie nicht alle lesen werden. Einige habe ich auf dem Lande den Abend bei meiner Frau vorlesen hören, und sie haben mir viel Vergnügen gemacht. Ich empfehle Ihnen vor allen den Astrologen, den Kerker von Edinburg und Ivanhoe. Es ist eine schöne Lebendigkeit und eine sehr richtige Zeichnung und Durchführung der Charaktere in diesen Romanen, und sie haben noch das Anziehende, daß sich mehrere derselben genau an wirklich geschichtliche Ereignisse

anschließen, und eine in große Details eingehende Schilderung von Sitten und Gebräuchen verschiedener Zeitalter enthalten. Geschichtsbücher würde ich immer als Lektüre vorziehen, und ich denke mir oft, daß, wenn ich einmal das Schicksal haben sollte, wie es Personen, die ihre Augen viel gebraucht haben, häufig geht, ganz schwache Augen zu bekommen, oder ganz blind zu werden, wo das eigne Studieren nicht mehr geht, daß ich mir, sage ich, da würde lauter Geschichtsbücher vorlesen lassen. In der Geschichte interessiert nun einen mehr das Entferntere, den andern mehr das Nahe. Wenn Ihnen das letzte das liebste wäre, so sind seit einigen Jahren eine Menge interessanter Memoiren in Frankreich erschienen. Ich habe äußerst wenige davon gelesen, aber doch viel davon gehört, und anziehend sind diese Schriften gewiß. — Ich sehe nun mit Vergnügen dem neuen Hefte Ihrer Lebenserzählung entgegen und es macht mir lebhafte Freude, daß Sie diese Arbeit fortsetzen wollen. Ich wiederhole Ihnen von ganzem Herzen, liebe Charlotte, die Versicherung meiner herzlichen und immer gleichen Gesinnungen. Ihr H.

Fünfundfünfzigster Brief.

Berlin, den 1. Dezember 1825.

In der Zwischenzeit, wo ich Ihnen, liebe Charlotte, nicht schrieb, habe ich Ihr letztes Heft nebst Ihrem Briefe empfangen und gelesen, und danke Ihnen für beides, besonders Ihre Lebenserzählung, auf das herzlichste. Es hat mir dasselbe Vergnügen gewährt als die vorhergehenden, und recht eigentlich das Vergnügen dieser in mir erneuert. Es ist gerade die interessanteste Epoche des weiblichen Alters, welche Sie in diesem Hefte schildern, und darum ist das Interesse, das es erregt, noch lebhafter, wenn es auch eigentlich noch leer an dem ist, was man Begebenheiten zu nennen pflegt. Das Heranwachsen eines menschlichen Wesens, die innere, sich immer mehr und deutlicher entfaltende Eigentümlichkeit, ihr Durchlaufen verschiedener Stufen, die alle aneinander gereiht sind und eine zur andern führen, dies alles ist selbst eine Begebenheit, und gerade für den, der es richtig aufzufassen und zu würdigen versteht, eine größere und interessantere, als irgend ein Wechsel äußerer Umstände, den man gewöhnlich mit diesem Namen zu belegen pflegt, und der dann doch am Ende nur als ein äußerer Anstoß wirkt. Diese innere Begebenheit nun, denn so kann man es nennen, ist auch in diesem Hefte einfach und natürlich dargestellt, und so, daß man zugleich sieht, daß sie mit Freiheit und Scharfblick aufgefaßt ist. Dabei sieht man Sie sich doch immer auch in Ihren damaligen Umgebungen bewegen, lernt die Personen kennen, die mit Ihnen

in Verbindung standen, und hat also ein anschauliches Bild interessanter menschlicher Eigentümlichkeiten in einer nun schon lange vergangenen Zeit. Wenn dieses Bild schon von ganz fremden und unbekannten Menschen Interesse erwecken würde, so gesellt sich zwischen Ihnen und mir freundschaftlicher Anteil dazu, und so werden Sie mir, wie ich Ihnen oft sagte, durch die Fortsetzung dieser Hefte recht großes Vergnügen machen, für das ich Ihnen recht lebhaften und aufrichtigen Dank fühle. Die Schilderung Ihrer damaligen Freundin Henriette L. ist Ihnen sehr gelungen, und alles, was sich um sie, ihr geheimes Verhältnis und ihr sichtbares Leben dreht, erhöht um so mehr das Interesse dieses Heftes, als Sie damals einen so innigen Anteil an ihr nahmen und daher sie auch nicht ohne großen Einfluß auf Sie blieb. Es ist aber sehr hübsch, daß dies nicht sowohl ein Einfluß derart, wie die Freundin selbst von Natur sein mochte und sich im Leben gestaltet hatte, sondern bei weitem mehr ein Einfluß Ihrer eignen Empfindungen für die Freundin auf Sie selbst ist. Jene war dazu nur die Veranlassung. Sie haben sehr recht sich zu wundern, daß bei so großer Verschiedenheit eine solche Zuneigung und Vertraulichkeit unter Ihnen beiden herrschen konnte. Allein es ist auch sichtbar, daß das, was Sie an die Freundin band und ihre Gegenwart Ihnen zu einem so hohen Genusse steigerte, einesteils der romantische Eindruck der geheimnisvollen Leidenschaft derselben, und Ihr Bestreben, diese zu schützen, anderenteils das Bild war, was die äußere Erscheinung der Freundin, die Sie aber mit Augen des Geistes und des Gefühles aufnahmen, auf Sie machte. Beides war gleich rein und edel in Ihnen empfunden. Ich glaube aber mit Ihnen, daß das letzte wirklich wahres Gefühl, weibliche Liebe in Ihnen war. Die Sehnsucht nach dieser Empfindung steigt in der Jugend in beiden Geschlechtern, in dem einen so, im andern anders dunkel und unverstanden auf, und wenn das Schicksal es nicht so fügt, daß sie gerade den Gegenstand trifft, der ihr angemessen ist, so geht sie in andre verwandte Gefühle über und leiht aber dann diesen mehr ihre Farbe, als daß sie die ihrige annimmt. Nun kam aber allerdings bei Ihnen dazu, daß Sie das größte Lebensglück in Freundschaft und in dem Besitze einer Freundin ahnten und ersehnten, daß dies aufs höchste gesteigert war durch das frühe Lesen der übrigens ganz von Ihnen unverstandenen Clarisse, so trugen Sie ein solches Ideal in der Seele, und Ihre Freundin Henriette war die Form, worin Sie es übertrugen. Eigentliche Freundschaft konnte unter Ihnen beiden nicht leicht stattfinden. Sie erfordert wirkliche Uebereinstimmungen in den Hauptcharakterseiten, und wenn, wie es doch nach Ihrer eignen Erzählung unter Ihnen war, große Verschiedenheiten der Art, die Dinge anzusehen und zu empfinden, vorhanden sind, bleibt es immer ein vergebliches Bemühen, in sehr große Nähe zu treten oder sich darin zu erhalten. Schwerlich gelingt dies wenigstens unter Personen von gleichem Alter, wie Sie waren, es müßte denn die eine das innere Bedürfnis fühlen, sich der andern,

als der höheren, ganz unterzuordnen. Die Liebe aber empfängt nicht sowohl den Eindruck von dem Gegenstande, als sie den letzteren vielmehr selbst in den Glanz kleidet, der ihr angemessen ist. Was Sie in den Zügen der Freundin, ihrem Wesen sahen, lag wohl in den ersten Anlagen in ihr, wurde aber von Ihnen anders, als es in der Wirklichkeit geworden war, aufgefaßt und in einen Zauber gehüllt, der eigentlich nur Ihrer Empfindung angehörte. Die Eigentümlichkeit, geliebte Personen gern schlafen zu sehen, hat etwas überaus Ansprechendes. Aber der Schlaf ist auch charakteristisch. Wie reizend in holder Unschuld sind Kinder, wie engelgleich in ihrer blühenden Farbe! Wie bange und quälend ist der Schlaf und der Ausdruck des Gesichtes eines nicht schuldlosen Gewissens.

Leben Sie herzlich wohl, mit dem liebevollsten Anteile Ihr

H.

Sechsundfünfzigster Brief.

Berlin, den 25. Dezember 1825.

Ich habe seit Abgang meines letzten Briefes zwei von Ihnen empfangen, liebe Charlotte, einen vom 6., den andern vom 20. d. M., und danke Ihnen recht herzlich dafür. Es hat mich sehr gefreut, daß die Kupferstiche von Tegel Ihnen Freude gemacht haben, ich hatte das gewünscht und erwartet, aber nicht, daß Ihnen das Haus ein so stattliches Schloß scheint. Das alte Gebäude, aber kleiner als das jetzige, wie Sie sehen, war ein Jagdschloß des großen Kurfürsten, das nachher an meine Familie kam. Wegen dieses Besitzes, seiner Kleinheit, und da es noch ein mir nicht gehörendes Dorf Tegel gibt, heißt es in der Gegend das Schlößchen Tegel. Jetzt fangen die Leute an, es Schloß zu nennen. Ich habe das nicht gern. In Schlesien habe ich ein mehr als noch einmal so großes altes Schloß mit Turm und Gräben, ich nenne es aber das Wohnhaus. Das Tegelsche Haus aber ist bequem und eigentümlich. Das dankt es dem Baumeister, dem ich freie Hand gelassen. Mein größtes Verdienst bei dem Hause ist, daß ich nicht meine eignen Ideen in den Bau gemischt habe.

Wir sind nun wieder am Schlusse eines Jahres. Schreiben Sie mir, ich bitte Sie, den 3. Januar, wo wir dann ein neues begonnen haben. Das jetzige ist mir heiter und glücklich, aber ungeheuer schnell verflossen, so daß es mir ist, als hätte ich lange nicht soviel darin gethan, als ich mir vorgesetzt hatte, und als auch eigentlich wohl ausführbar gewesen wäre. Daß ich die herzlichsten Wünsche für Sie, auch besonders beim Wechsel des Jahres hege, das wissen Sie, gute, liebe Charlotte. Möge vor allem Ihre, doch oft leidende, Gesundheit sich stärken und Ihre innere heitere

Ruhe sich erhalten. Auf die Unveränderlichkeit meiner Teilnahme für Sie, und aller Gesinnungen, auf die Sie so gütig Wert legen, können Sie mit Zuversicht immer rechnen. Ich möchte Ihnen immer nach allen meinen Kräften, wo sich Gelegenheit zeigt, mit Rat und That nützlich sein, und es würde mich ungemein freuen, wollten Sie sich mit mehr Vertrauen noch als Sie thun, im Innerlichen und Aeußerlichen an mich wenden. Sie werden mich in allem immer gleich finden.

Ich klagte erst über das schnelle Verfliegen der Zeit, und wie ich es sagte, so ist es in Absicht der Arbeiten, die mich beschäftigen, auch wahr. Sonst aber kann ich nicht sagen, daß mich diese Schnelligkeit beunruhigt, oder mir lästig ist. Ich scheue das Alter nicht, und den Tod habe ich, durch eine sonderbare innere Stimmung, vielleicht von meiner Jugend an, nicht bloß als eine so rein menschliche Begebenheit angesehen, daß sie einen, der über Menschenschicksale zu denken gewohnt ist, unmöglich betrüben kann, sondern eher als etwas Erfreuliches. Jetzt ist meine Rechnung mit der Welt längst abgeschlossen. Ich verlange vom langen Leben weiter nichts, ich habe keine weit aussehenden Pläne, nehme jeden Genuß dankbar aus der Hand des Geschickes, würde es aber sehr thöricht finden, daran zu hängen, daß das noch lange so fortdaure. Meine Gedanken, meine Empfindungen, sind doch eigentlich der Kreis, in dem ich lebe und durch den ich genieße, von außen bedarf ich kaum etwas, und diese Gedanken und Empfindungen sind zu sehr mein, als daß ich sie nicht mit mir hinübernehmen sollte. Niemand kann den Schleier wegziehen, den die Vorsehung gewiß mit tiefer Weisheit über das Jenseits gezogen hat. Aber gewiß kann die Seele nur gewinnen an innerer Freiheit, an Klarheit aller Einsicht in das Tiefste und Höchste, an Wärme und Reinheit des Gefühles, an Reichtum und Schönheit der umgebenden Welt. Ein einziger Blick in die unermeßliche Ferne des Sternenhimmels bringt mir das mit einer inneren Stärkung, von der nur derjenige einen Begriff hat, dem sie zu teil geworden ist, vor das Gefühl, und so erscheint mir das Ende des Lebens, so lange es von Krankheit und Schmerz frei ist, die ja aber auch Kindheit und Jugend treffen, vielleicht der schönste und heiterste Teil.

Für diese Jahreszeit fürchte ich immer die zu große Anstrengung für Sie doppelt, bei den wenigen Tagesstunden. Schonen Sie, liebe Charlotte, Ihre Augen, arbeiten Sie nicht zu tief in die Nacht, schonen Sie sich überhaupt, und denken Sie daran, daß mich der Gedanke beunruhigt, daß gerade Sie, mit Fähigkeit und Bedürfnis im Höheren zu leben, sich für das Leben so abmühen. Sie klagen nicht darüber, und wenn Sie es thäten, würde es mich vielleicht weniger rühren. — Auch wünsche ich, Sie könnten bald mit freierer Muße an Ihre Lebenserzählung denken, die mir so viel Freude macht. Es schien Ihnen, als Sie diese Hefte anfingen, als würden Sie nie endigen. Nun haben Sie doch aber schon Ihre ganze Kindheit geschildert, und so, wenn Sie mit Liebe zu der Arbeit

fortfahren, wird sich auch nach und nach das Uebrige daran reihen. — — — — — — — — — — — — — —

Sie sagen mir, daß Sie über manche Ihnen sehr wichtige Wahrheiten und Meinungen die meinige und meine Ansichten haben möchten. Ich bin dazu mit Freuden immer bereit. Sagen Sie mir immer ohne Umstände, was in Ihrer Seele aufsteigt. — —

Denken Sie beim Schlusse des Jahres meiner, und seien Sie versichert, daß ich mit der aufrichtigsten Teilnahme und Zuneigung Ihrer gedenke. Der Ihrige. H.

Siebenundfünfzigster Brief.

Berlin, den 14. Februar 1826.

Ich danke Ihnen recht herzlich, liebe Charlotte, für Ihren langen und ausführlichen Brief vom 25. und 29. Januar. Er hat mir eine ganz besondere Freude gemacht, und mein Dank ist daher wirklich ein recht lebhaft empfundener. Ihre Blätter sprechen nicht allein wieder in gleicher Wärme die liebevollen Gesinnungen aus, auf die ich einen so großen Wert lege, sondern sie sind auch in der ruhigen Stimmung und Heiterkeit geschrieben, die ich besonders gern habe. Es ist dies auch nicht bloß eine Eigenheit meiner Gesinnung oder meiner Jahre, diese heitere Ruhe allem andern vorzuziehen, sondern es ist doch wirklich wahr, daß, wo sie gestört ist, die Harmonie des Lebens nicht mehr rein und voll erklingt. Ich meine nämlich die innere Harmonie, die die notwendige Bedingung des glücklichen Lebens, ja die wahre Grundlage desselben ist. Wo diese Störung durch Kummer, durch Unruhe, durch irgend ein inneres Leiden, welcher Art es sein möge, entsteht, begreift sich das von selbst. Aber ich möchte sagen, auch wo diese Ruhe durch Kummer und betrübende Ursache, durch Sehnsucht, durch Stärke eines Gefühles in Schwanken gerät, ist der Seelenzustand, wenn er auch augenblicklich süß sein mag, doch nicht so schön, so erhebend, so der innersten und höheren Bestimmung, nach und nach, und soviel es dem Menschen hier gegeben ist, sich in die Ruhe und Unveränderlichkeit des Himmels einzuwiegen, angemessen. Alles Heftigere und Leidenschaftliche trägt mehr Irdisches an sich. Doch bin ich weit entfernt, darum selbst wahre Leidenschaft, wenn sie wirklich aus der Tiefe des Gemüts stammt und auf einen guten Zweck gerichtet ist, gewissermaßen zu verurteilen. Was ich ausspreche, mag auch mehr eine Abendansicht des Lebens sein, und überhaupt war ich nie leidenschaftlich, und habe früh die Maxime gehabt, was davon die Natur in mich gelegt hatte, durch die Herrschaft des Willens zu besiegen, was mir auch, wenn auch mit Anstrengung, nicht miß-

lungen ist. Wie dem aber sei, so halte ich die Ruhe und die sie hervorbringende und aus ihr fließende Stimmung immer für wohlthätiger und beglückender als eine bewegtere, welcher Art sie sei, und da ich den innigsten Anteil an Ihnen und Ihrem Glücke nehme, so reicht mir das hin, am liebsten diese Stimmung in Ihren Briefen ausgedrückt zu finden. — Sie erwähnen in Ihrem letzten Schreiben nicht, liebe Charlotte, ob Sie darauf denken, weiter an Ihrer Lebensbeschreibung zu arbeiten. Ich hoffe es indes. Jedoch wissen Sie einmal für allemal, wie ich darüber denke. Ich wünsche, daß Sie dieselbe fortsetzen und zu Ende führen, ich lese sie immer mit großem Interesse und lebhaftem Vergnügen, allein ich will Ihnen auch nicht lästig damit werden, wenn Sie überhaupt nicht, oder zu einer bestimmten Zeit nicht Freude hätten, sich damit zu beschäftigen. Daß ich, wie Sie sagen, den Briefwechsel mit Ihnen angefangen hätte, um Sie genauer kennen zu lernen, kann ich nicht sagen. Ich bin aber immer gern in die Vergangenheit zurückgegangen, und in der Erinnerung an Sie und meine Bekanntschaft mit Ihnen und in meinem früheren Briefwechsel lag Grund des Wiederanknüpfens genug, um keines andern zu bedürfen. Allein das ist gewiß, daß durch Fortdauer desselben Stärke der Teilnahme und der Freude am wieder aufgenommenen Briefwechsel sehr bestätigt und erhöht werden mußte durch die Offenheit, mit der Sie mir gestatteten, in Ihr Inneres und in die Schicksale Ihres Lebens zu sehen. Ich bin Ihnen immer auf das aufrichtigste und lebhafteste für die Art dankbar gewesen, mit der Sie es thaten, und gewiß können Sie, wie Sie danach erscheinen müssen, nur unendlich gewinnen. Von Ihnen und von jedem, der sich der Reinheit seiner Gesinnungen und Gefühle bewußt ist, versteht sich das von selbst. Aber ich möchte auch allgemein behaupten, daß, wenn man das Gewebe von Empfindungen, Gedanken und Gesinnungen eines Menschen ganz kennte, sich viele Unebenheiten ausgleichen würden, und immer sehr vieles, was man, einzeln und abgesondert betrachtet, verurteilt, oder doch mit Strenge mißbilligt, leicht tragen und selbst entschuldigen würde.

Sie erwähnen in Ihrem Briefe, daß Sie die Cadet de Vauxsche Heilmethode gebraucht, setzen aber hinzu, daß Sie solche nicht ganz durchgeführt haben. Das glaube ich wohl, denn die Kur ist, wie man versichert und wie man es sich auch von selbst denken kann, entsetzlich angreifend, so daß es wohl nicht viel Leute gibt, die sie ganz ausgebraucht haben. Sie meinen doch die Kur, die darin besteht, daß man so lange, bis das Uebel vergeht, heißes Wasser, so heiß, als man es ertragen kann, trinkt, und zwar in sehr kurzen Zwischenräumen. Ich bitte Sie, schreiben Sie mir genau, wie Sie es gebraucht, wie viel, in welcher Zeit und Zwischenräumen Sie getrunken, und wie Sie sich während des Trinkens befunden haben. Daß es Ihnen eine Zeitlang geholfen, nachher aber wieder das Uebel sich erneuert hat, sehe ich leider aus Ihrem Briefe. Ich bin überzeugt, daß diese Kurart ungemein wirksam ist, und habe auch hier

mehrere Beispiele erzählen hören, wo sie hartnäckige Uebel ganz geheilt hat. Allein es läßt sich darum doch nicht sagen, daß sie unbedingt jedem helfen wird.

Sie bemerken, daß es mit dem Berufen doch nicht ohne allen Grund ist. Obwohl ich indes diesen Aberglauben nicht habe, ist er sehr alt und wohl unter den meisten Völkern verbreitet. Mich können Sie immer glücklich nennen, ohne daß ich daraus eine üble Ahnung ziehe. Ich erwähnte nur, daß mir der mir wohlbekannte Aberglaube dabei eingefallen wäre. Diesem Aberglauben liegt indes doch wohl eine tiefere Idee zu Grunde. Das Preisen des Glückes, freilich noch mehr, wenn es der Beglückte selbst thut, ist wohl überall als ein Ueberheben über den unsteten Gang der menschlichen Dinge, oder als etwas Anmaßendes, der Demut und Scheu Entgegenlaufendes, angesehen worden. Daran hat sich der Begriff geknüpft, daß diesem Ueberheben die Strafe nachfolgt, an die sich die häufige Erfahrung eines solchen Wechsels der Dinge gesellt hat. In furchtsamen, oder von solcher Scheu sich zu überheben durchdrungenen Gemütern hat das also ein Streben hervorgebracht, sein Glück lieber zu verbergen, wenigstens nicht laut werden zu lassen, das Schicksal nicht daran zu erinnern, daß es wohl Zeit sei, nun auch einen Wechsel eintreten zu lassen. In Beziehung auf andre hat sich der Begriff des Neides, der Schadenfreude hineingemischt, man hat befürchtet, es sei dies Anpreisen wohl nicht redlich gemeint, habe wohl gar die heimliche Absicht, eine Umwandlung herbei zu führen. Dadurch ist das Anpreisen auch als ein Zaubermittel angesehen worden, und daher muß man wohl das allerdings alberne Verwahrungsmittel des „Unberufen" herleiten. Vor geläuterten, auch religiösen Ideen fällt das alles über den Haufen. Wer sein oder andrer Glück aus reiner Freude daran, mit Dankbarkeit gegen den Ursprung desselben rühmt, ist gewiß Gott wohlgefällig und setzt sich dadurch, wenn dieses nicht sonst in unerforschlichen Plänen liegt, keiner Umwandlung als Strafe aus. Vielmehr ist es eine schöne Empfindung, fremdes Glück ohne Neid zu preisen und sich des eignen als einer unverdienten Gabe zu freuen.

Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Sie heute einen Brief an mich werden abgehen lassen; da ich diesen aber erst in drei Tagen erhalten kann, so denke ich mir, daß es Ihnen lieber ist, daß ich den gegenwärtigen nicht, bis dieser ankommt, aufhalte. Es wird mir angenehm sein, wenn Sie mir etwas von Ihrem Geschäfte sagen. Sie wissen, wie ich an allem teilnehme, was Sie betrifft, also auch daran aufrichtig und herzlich, und wünsche ich, daß es recht im Detail sei. Ich bitte Sie, mir zunächst den 28. Februar zu schreiben. Nun leben Sie wohl, liebe Charlotte. Mit den Gesinnungen unveränderlicher Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Achtundfünfzigster Brief.

Berlin, den 3. März 1826.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihre beiden Briefe vom 13. und 26. v. M. zur Beantwortung vor mir liegen. Sie können sich kaum vorstellen, wie viel Freude mir der ruhige und vertrauungsvolle Ton macht, der in beiden herrscht, und der ein treuer Abdruck Ihrer Gesinnung und Seelenstimmung ist. Es hat mich auch sehr gefreut zu sehen, daß es doch mit Ihrer Gesundheit leidlich zu gehen scheint. Es ist sehr viel, daß Ihnen die Cadet de Vauxsche Kur zum zweitenmal nicht nur möglich, sondern ausführbar geworden ist. Ich weiß Personen, denen das warme Wasser soviel Erbrechen verursacht hat, daß sie das Trinken haben aufgeben müssen. Andern hat es das Blut so zum Kopf getrieben, daß beinahe ein Schlagfluß zu fürchten gewesen ist. Doch kenne ich auch Beispiele von Männern und Frauen, die ohne zu große Beschwerde das Trinken haben, wie Sie, durchsetzen können, und die dann ganz geheilt worden sind. Ich habe übrigens keinen besonderen Grund, nach dem Gebrauche, den Sie von dieser Kur gemacht haben, zu fragen. Ich bat Sie nur, mir darüber zu schreiben, weil mich alles interessiert, was Sie und Ihre Gesundheit betrifft, und weil auch diese Heilmethode meine Aufmerksamkeit auf sich zog, da sie so vielseitig besprochen worden ist, und ich gleich eifrige Anhänger und Widersacher derselben gefunden habe. Es genügt mir daher auch dasjenige vollständig, was in Ihrem Briefe darüber enthalten ist, und ich danke Ihnen sehr für die Mitteilung. Bei Ihnen wirkt nun aber die einfache und regelmäßige Lebensart, die Sie führen, gewiß sehr zur leichteren Besiegung aller Krankheiten mit, und damit verbinden Sie eine Ausdauer, die man gewiß selten findet. Es ist unglaublich, wie viel es thut, wenn der ganze Körper in einer steten und immer ununterbrochen fortgesetzten Ordnung bleibt und von dem Wechsel der Eindrücke frei ist, der doch immer die körperlichen Funktionen mehr oder weniger stört. Durchgängige Mäßigkeit ist gewiß doch am Ende dasjenige, was den Körper am längsten erhält und am sichersten vor Krankheiten bewahrt. Bei Ihnen, liebe Charlotte, tritt nur ein Uebermaß ein, wovor ich Sie so gern sicher wüßte, das nämlich der Arbeit. Ich habe mit lebhafter Freude gesehen, daß Sie darauf bedacht sind, sich mehr Hilfe und eigne Ruhe zu verschaffen. Sie haben aber sehr recht und ich habe deutlich erkannt, daß auch der Teil der Arbeit, den Sie sich vorbehalten haben, noch über einzelne Kräfte ist. Wenn Sie durch dieselbe, wie Sie mir sagen, stets genötigt sind, bis tief in die Nacht bis 1—2 Uhr zu arbeiten, und doch um morgens 6 Uhr wieder auf zu sein, so ist das gewiß eine zu große Anstrengung. Ich bleibe zwar auch immer, bis auf wenige Ausnahmen, bis 1 Uhr nachts auf, und jetzt, wo ich Ihnen schreibe, ist es nahe an Mitternacht. Aber ich bin es

aus langer Zeit gewohnt, stehe auch morgens vor 8 Uhr nicht auf, und suche vor dem Schlafengehen in den letzten Stunden nur leichte, nicht anstrengende Beschäftigungen. Gewöhnlich schreibe ich nur Briefe und besorge meine Geschäfte. Eigentlich wissenschaftliche, oder sonst anstrengende Arbeit behalte ich mir immer für den Tag, meistenteils für den Morgen vor. Die ganze Schilderung, die Sie mir von Ihrer schönen, und unter den Verhältnissen, die eine entschiedene Wahl verlangten, wohl gewählten Arbeit und dem Ertrage derselben machen, hat mich mit dem größten Interesse erfüllt. Es ist wirklich bewundernswürdig zu sehen, daß, wie Sie es auf dem kleinen Blättchen mir zur Uebersicht zusammengestellt haben, vom Jahre 1820 bis 25, also in sechs Jahren, Ihre Einnahme verdreifacht ist. Es macht nicht nur Ihrer Ausdauer und Thätigkeit, sondern auch Ihrem Talente und Geschmacke die größte Ehre. Das, was Sie aber jetzt erstreben müssen, ist, daß Sie selbst nicht mehr mitzuarbeiten brauchen, sondern sich auf die Anordnung und Aufsicht beschränken können, sonst laufen Sie doch Gefahr, an Gesundheit und Erwerb zugleich zu leiden. Ich bitte Sie recht sehr, diesen Punkt zum Hauptgegenstande Ihres aufmerksamen Nachdenkens zu machen.

Es ist sehr lieb und gut von Ihnen, daß Sie meine Briefe des letzten Jahres wieder der Reihe nach durchgelesen haben. Es thut mir aber leid, daß Sie bei denen verweilt haben, die Ihnen mißfällig waren. Das war ohne Nutzen. Es war ein reines Mißverstehen, das wir beide können ganz ruhen lassen. Wichtiger und nach Ihren Gesinnungen für mich beruhigend muß es Ihnen sein, daß sich in mir gegen Sie nichts von dem, was vorher war, geändert hat, daß sich nichts ändern wird, daß Sie meiner lebhaftesten Teilnahme und Anhänglichkeit immer gewiß sind. Ohne Ihnen dies als einen Vorwurf zu sagen, ist es doch gewiß, und ich sehe es aus Ihren Briefen durchscheinen, daß Sie sich noch immer manchmal Sorge und Kummer deshalb ohne Ursache machen, das thut mir leid, ob ich die Gesinnung zu ehren weiß, da es die stille Heiterkeit hindert, die Sie doch jetzt haben könnten. Auf mich, meinen Anteil, meine Bereitwilligkeit Ihnen zu helfen, können Sie rechnen und sicher rechnen, da in meinem Alter unmöglich mehr etwas Leidenschaftliches, was immer unsicher ist, liegen kann, und in meinem Charakter nichts Launenhaftes liegt, noch je gelegen hat. Wie ich gegen Sie bin, so bleibe ich. Auch sehe ich mit Rührung, daß Ihr Kummer noch immer zuweilen der ist, mir in Ihren Aeußerungen mißfällig gewesen zu sein. Nichts davon liegt in meiner Ihnen in der innigsten Teilnahme zugewendeten Seele. Wollen Sie mir aber einen Beweis geben, daß Sie mir gern einen Gefallen erzeigen, so lassen Sie diese Sache ruhen und erwähnen derselben nicht wieder. Sie können mir auch offen alles sagen, ich nehme am Kleinsten wie am Größten teil, und werde Ihnen immer mit Ruhe, Vernunft und herzlicher Teilnahme in allen Dingen raten, sie mit Ihnen prüfen und Ihre innere Zufriedenheit, wie Ihr äußeres Wohlsein

nach meinen Kräften befördern. In unsrem Briefwechsel thue ich es mit Fleiß, daß ich Ihre Gedanken aufnehme, die meinigen entwickle und ausspreche, ob beide übereinstimmen oder nicht. Es ist das der Hauptvorzug eines Briefwechsels, der keinen äußeren Gegenstand betrifft, sondern nur Mitteilung von Gedanken und inneren Stimmungen enthält. Aber ich habe darum gar nicht die Anmaßung, daß ich gerade immer recht habe, und selbst wo ich es glaube, fordere ich nicht, daß Sie es finden sollen; vielmehr ist mir jeder Widerspruch immer erwünscht. So, liebe Charlotte, sehen Sie mein Verhältnis zu Ihnen an, und gewinnen und bewahren Sie ungestörtes Vertrauen, Zufriedenheit und Heiterkeit, verbunden mit der Ruhe, die jedem Alter, vorzüglich aber, wie ich an mir selbst fühle, dem höheren so wohlthätig ist.

Ich muß in Geschäften auf einige Wochen, ich weiß nicht wie lange, nach Schlesien reisen. Ich bitte Sie, mir den 26. d. M. zu schreiben, unter der gewöhnlichen Adresse nach Ottmachau bei Neiße in Oberschlesien. Abzugeben an Herrn A. M. Leben Sie herzlich wohl. Mit den liebevollsten Gesinnungen der Ihrige. H.

Neunundfünfzigster Brief.

Ottmachau, den 10. April 1826.

Ich bin heute hier angekommen, liebe Charlotte, und habe Ihren lieben Brief vorgefunden, der hier gewiß schon lange gelegen hat. Denn obgleich ich den 29. März aus Berlin abgereist bin, so habe ich mich, ehe ich hierher kam, an mehreren Orten aufgehalten. Zuletzt war ich acht Tage lang bei einer Verwandten, die noch eine Gespielin meiner Kindheit ist und als Witwe mit ihren zwei Söhnen, davon einer verheiratet ist, ein großes Schloß im Gebirge bewohnt. Es ist ein angenehmer Ort, durch die Natur und die Bewohner, und ich bin sehr angenehm dort gewesen. Das Wetter war allerdings, wie auch Sie von Ihrer Gegend sagen, rauh und naß, aber die letzten drei Tage auch so schön, daß heute eine ordentliche Sommerwärme war. Ich fuhr schon um 5 Uhr aus, und als ich aus dem tiefen Thale, wo das Schloß meiner Verwandten liegt, langsam hinauffuhr, sah man die Strahlen der Sonne immer heller, bis sie endlich ganz dastand und die sehr schöne Gegend so überglänzte, daß man die Ränder der fernsten Bergspitzen sah. Allein heute abend ist alles bewölkt; eine so große Wärme kann sich in dieser Jahreszeit nicht halten. Ich bin diesen ganzen letzten Winter nicht oft, ja vielmehr höchst selten, kaum ein paar Tage auf dem Lande gewesen, und so ist es mir ganz neu, jetzt auf einmal ganz allein in tiefer Einsamkeit zu sein. Denn ich habe niemand von

meiner Familie mitgenommen und wohne mit einem Bedienten, der aber weit von mir ist, ganz allein im Hause. Es ist eine Grabesruhe. Mir mißfällt die indes niemals, vielmehr sagt sie meinen innersten Neigungen und Empfindungen zu, und ich bleibe dann noch lieber bis spät in die Nacht auf, gleichsam als wollte ich die Einsamkeit des Ortes noch durch die Einsamkeit der Nacht vermehren.

Den jungen Rosen kenne ich recht gut und liebe ihn sehr, er ist liebenswürdig, fleißig und talentvoll zugleich, und wirklich schon jetzt ein gelehrter junger Mensch. Er wird einmal sehr viel leisten. Es würde mir recht angenehm gewesen sein, wenn er Ihren Neffen zu mir gebracht hätte. Ich habe es immer zum Grundsatze gehabt, daß man in jedem Alter und jeder Lage sehr zugänglich sein muß, und ich weise auch Unbekannte nie zurück. Man hat gegenseitig Vorteile davon, ein lebender Mensch ist immer ein Punkt, an den sich wieder andres anschließt, und wo man nicht berechnen kann, wo und wie es sich wieder zu etwas Erfreulichem gestaltet. Leute aber, die sich mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigen, haben immer, auch wenn sie im Anfange ihrer Laufbahn sind, ein höheres Interesse als andre, und man geht mit ihnen leicht auch in Dinge ein, die einem nach seiner eignen Lebensweise und Bildung fremd sind. Denn am Ende hängt doch, wäre es auch nur in den höchsten und allgemeinsten Punkten, alles, was mit Ideen ausgemessen werden kann, zusammen, und die Berührung mit Personen verschiedenartiger Ausbildung, wenn diese nur irgend einen bedeutenderen Grad erreicht hat, wirkt vorzugsweise belebend auf den Geist und verhindert die Einseitigkeit, der man sonst selten, und selbst dann nicht entgeht, wenn man auch im Leben sich mit Menschen aller Stände gemischt hat und reich an wechselnden Erfahrungen gewesen ist.

Sie haben unrecht, liebe Charlotte, wenn Sie sagen, daß ich jetzt gegen Sie einen zu höflichen, gleichsam alles billigenden Ton annehme. Meinem Gefühle nach ist das nicht der Fall, und daß ich nicht jede Ihrer Meinungen teile, oder in alle Ihre Ideen eingehe, hat Ihnen noch mein letzter Brief bewiesen, wo ich ganz verschiedener Meinung mit Ihnen war. Dies zeigt Ihnen deutlich, daß ich Ihre Ansichten und Ideen prüfe. Oefter freilich kommt es vor, daß ich wirklich auch selbst, und gänzlich nach eigner Prüfung, mit Ihren Meinungen übereinstimme, und dann sage ich es allerdings gern und erwähne der Uebereinstimmung besonders, weil ich mir nicht nur denke, sondern es auch weiß, daß sie Ihnen Freude macht. So ist es in dem, was den Gehalt Ihrer Meinungen, Empfindungen und Wünsche betrifft. Die Form ist wenigstens gewiß von allem Zwange der Höflichkeit frei, von aller Absichtlichkeit, aber der Wunsch kleidet sich in Bitte, und der Widerspruch, wo er eintritt, schleift wenigstens das ab, was er Schroffes und Eckiges haben könnte. Das alles ist natürlich in einem Verhältnisse, dessen Grundlage Gleichheit der Persönlichkeit ist. Der wahre, aufrichtige

und herzliche Anteil, den ich, liebste Charlotte, an Ihnen und Ihren Schicksalen nehme, bürgt schon dafür, daß diese Herzlichkeit sich auch im Ausdrucke wiedergibt und die Kälte vermieden wird, welche eine gewisse Höflichkeit allerdings mit sich führt. Diese Kälte ist mir, wenn nicht das Verhältnis zu den ganz und absolut gleichgültigen gehört, in der Seele verhaßt, und ich verstatte ihr nur in Geschäften und im alltäglichsten Gesellschaftsleben Raum. Außer diesen Sphären, die es außerdem gut ist, sofern es immer gehen mag zu halten, dulde ich diese Kälte, die noch dazu immer mit Leerheit verbunden ist, gewiß nicht. Aber in der Art der Höflichkeit, die gerade dem Vertrauungsvollen und Herzlichen nichts nimmt, gehe ich allerdings vielleicht weiter als andre. Das ist mir angeboren, und wenn mich jemand mit meinen Töchtern sähe, würde er, außer am Du nennen, auch nicht gleich merken, daß ich der Vater wäre. Ich meine es darum nicht weniger vertrauungsvoll, habe auch keine Grundsätze darüber, aber wüßte es kaum anders zu machen.

Ich will hier schließen. Für Ihr nächstes Schreiben weiß ich Ihnen leider in diesem Augenblicke keine bestimmte Adresse zu geben. Hier bleibe ich zu kurz, um noch einen Brief zu empfangen; es thut mir sehr leid, daß ich diesmal länger Ihre Briefe entbehren werde. Ich bitte Sie, mir zu schreiben, aber erst den Brief abzuschicken, wenn ich Ihnen wieder schreibe. Dies geschieht unmittelbar nach meiner Ankunft in Berlin, oder auch früher, wenn ich meine Ankunft sicher berechnen kann.

Mit den Gesinnungen der herzlichsten Anhänglichkeit der Ihrige.

H.

Sechzigster Brief.

Glogau, den 9. Mai 1826.

Meine Reise, liebe Charlotte, hat sich über meine Erwartung verzögert, ich bin aber nun auf der Rückreise nach Berlin und schreibe Ihnen von hier, da ich früher, als ich dachte, hier angekommen bin und doch nicht weiter reisen mag, sondern hier übernachten will. Es ist sehr lange her, daß ich keinen Brief von Ihnen erhalten habe. Es war mir, so sehr leid es mir that, unmöglich, Ihnen einen Ort anzugeben, wo mich Ihre Briefe mit Gewißheit gefunden hätten. Mein Aufenthalt war wechselnd, und obgleich ich vierzehn Tage in Ottmachau war, sah ich auch das nicht voraus, sondern meine Geschäfte zogen sich nur so von einem Tage zum andern hin. Jetzt bitte ich Sie, liebe Charlotte, mir den 23. d. M. zu schreiben, da trifft mich der Brief gewiß in Berlin, wohin Sie wie gewöhnlich adressieren. Ich hoffe, daß alsdann nicht wieder eine solche Unterbrechung unsres Briefwechsels stattfinden soll, da

ich immer sehr ungern Ihre Briefe und Nachrichten entbehre. Ich fürchte, daß Ihnen das kalte und unfreundliche Wetter Uebelbefinden zugezogen hat. Es war hier wenigstens — ich meine in Schlesien — sehr rauh und gar nicht der Jahreszeit gemäß. Aus Berlin höre ich dieselben Klagen, aber seit drei, vier Tagen hat es sich geändert, und heute war ein warmer, schöner Sonnenschein, der mich von früh bis abends im Fahren begleitet hat. Himmel und Erde boten einen sonderbaren Kontrast dar. Die Luft war ruhig, der Himmel blau, nur mit leichten Wolken hie und da bedeckt, die Sonne selten, nur auf Augenblicke, versteckt. Dagegen hatte die Erde keinen so friedlichen Anblick. Ich mußte auf einer Fähre über die Oder gehen, und mein Weg führte mich auch stundenlang an dem Ufer des Stromes hin, den ich erst hier verlassen habe. Vorgestern und gestern war der Fluß ungewöhnlich gestiegen, große Felder waren überschwemmt, Dörfer wurden ausgeräumt, die Menschen waren überall in Bewegung, der Flut zu wehren, die Dämme zu erhöhen und Vorkehrungen aller Art zu treffen. Menschen konnte nicht leicht ein Unglück begegnen, da die weite Wasserfläche, außer in der Strömung selbst, ruhig und still war. Es sah wunderbar aus, wie das Gebüsch aus dem Wasser hervorblickte. Seit dem Jahre 1813 hat man keine so große Flut hier gehabt. Die unfreundliche kalte Jahreszeit hat vermutlich den Schnee in den hohen Gebirgen vermehrt und die Wärme einiger darauf folgenden Tage zu schnellem Schmelzen gebracht. So erklärt man sich wenigstens hier das schnelle, unbegreifliche Anschwellen des Wassers. Die Zeitungen erwähnen diese Ueberschwemmungen gewiß, und Sie werden darin davon lesen. Es ist aber wohl möglich, fällt mir ein, wie ich dies schreibe, daß Sie, liebe Charlotte, keine Zeitungen lesen. Ich würde dies wenigstens sehr begreiflich finden, schon wenn ich Sie nach mir beurteile. Ich habe wirklich seit dem 29. März, wo ich Berlin verließ, keine Zeitung angesehen, wenn ich ein paar Blätter ausnehme, die mir zufällig in die Hand gefallen sind. Mein Leben kann innerlich und äußerlich recht gut fortgehen, ohne daß ich in Berührung mit dem bin, was man Weltbegebenheiten nennt. Wenn die wirklich großen sich ereignen und die Kunde davon gewiß ist, erfährt man es, ohne die Zeitungen zu lesen, und alle kleinen aufzusammeln, oder die großen von ihrem Entstehen an zu verfolgen, oder dem Schwanken der Nachrichten über sie monatelang nachzugehen, hat kein erhebliches Interesse für mich und ermüdet bald meine Geduld. Auch in den Weltbegebenheiten und den Ereignissen, die ganze Staaten erleben, bleibt doch immer das eigentlich Wichtige dasjenige, was sich auf die Thätigkeit, den Geist und die Empfindung einzelner bezieht. Der Mensch ist einmal überall der Mittelpunkt und jeder Mensch bleibt doch am Ende allein, so daß nur, was in ihm war und aus ihm ausgeht, auf ihn Wichtigkeit ausübt. Wie der Mensch im Leben auf Erden mitempfindend, wirksam, teilnehmend, immer sich gesellig entwickelnd ist, so macht er den größeren Weg, der über die Grenzen der Irdischkeit hinausreicht, doch allein, und keiner kann

ihn da begleiten, wenn auch freilich in allen Menschen die Ahnung liegt, jenseits des Grabes die wiederzufinden, die vorangegangen sind, und die um sich zu versammeln, die nach uns übrig bleiben. Kein gefühlvoller Mensch kann dieser Ahnung, ja dieses sicheren Glaubens entbehren, ohne einen großen Teil seines Glückes und gerade den edelsten und reinsten, aufzugeben, und auch die heilige Schrift rechtfertigt ihn. Ja, man kann ihn in einigen Schriftstellen als eine ausgemachte und zu den trostreichen Lehren des Christentums wesentlich gehörende Wahrheit aufgestellt finden. Allein, das ändert in dem, was ich erst sagte, nichts ab. Ich meinte nämlich, daß hier auf Erden alles, was sich auf andre, und im ganzen auf künstlich eingerichtete Institute bezieht, doch nur insofern dem Menschen wahren Gewinn bringt, als es in den einzelnen eingeht. Alles Erhöhen der Bildung, alles Verbessern der Dinge und der Einrichtungen auf Erden, alle Vervollkommnung der Staaten und der ganzen Welt selbst besteht nur in der Idee, insofern es sich nicht im einzelnen Menschen ausspricht, und darum nehme ich in allen, auch den größten Weltbegebenheiten immer den einzelnen, seine Kraft zu denken, zu empfinden und zu handeln heraus. Die Allgemeinheit der Begebenheit macht nur, daß sie zugleich auf viele so wirkt, oder durch ein solches Wirken vieler entsteht, und die Größe der Begebenheit, daß sie außerordentliche und ungewöhnliche Kräfte in Bewegung setzt oder zu Urhebern hat. Dadurch verknüpft sich denn auch das Privatleben mit dem öffentlichen. Was man in diesem an dem einzelnen Menschen bemerkt, findet sich auch, nur anders, durch andre Triebfedern in Bewegung gesetzt, zu andern Handlungen anregend, in jenen. Es ist nur der Schauplatz, der sich ändert; das Schauspiel, der Gegenstand, an dem man sich erfreut, ist derselbe. Sieht man so die öffentlichen Ereignisse an, so gewinnen sie, wenigstens in meinen Augen, ein höheres und lebendigeres Interesse. So aber können die Zeitungen sie eigentlich gar nicht, oder nur höchst selten liefern. — Bei dem, was ich vorher von dem Wiederfinden nach dem Tode sagte, fällt mir ein rührender Vers ein, den ich vor einigen Tagen beim Spazierengehen auf einem Dorfkirchhofe fand. Eine Frau, die Mutter und Großmutter gewesen war, war mit ihren Kindern und Enkeln redend und für sie betend eingeführt, und das Gebet schloß mit den Worten: „Behüte sie, Gott, vor Ungemach, und bringe sie mir stille nach!" Dieser Ausdruck hat etwas ungemein Naives und Ergreifendes. Ich vermute, daß die beiden Verse schon in älteren Gesangbüchern vorkommen, die in der Regel schönere und kräftigere Lieder, als die neueren haben, und so sind sie Ihnen vielleicht bekannt. Ich habe eine eigne Neigung zu Kirchhöfen, und gehe nicht leicht an einem vorüber, ohne ihn zu besuchen. Vor allem liebe ich sie, wenn sie mit großen und alten Bäumen bepflanzt sind, auch nur einer oder der andre solcher Bäume darauf steht. Das grünende Leben verbindet sich so schön mit den schlummernden Toten. Die schönsten Kirchhöfe sah ich in dieser Art in Königsberg in Preußen. Sie

haben ganze Reihen der schönsten, größten und kräftigsten Linden. Ich brachte einen Teil des Jahres 1809 in Königsberg zu und versäumte nicht leicht einen schönen Sommernachmittag, auf einem dieser Kirchhöfe herumzugehen. In Rom liegt der der Fremden, die nicht katholisch sind, auch sehr schön, und hat auch eine antike Pyramide, auch ein Grabmal, die zufällig dastehen.

Wenn ich nach Berlin komme, bleibe ich nur kurze Zeit da, und gehe dann nach Tegel, teils weil ich den Ort liebe und von dem umgeben bin, was ich liebe, teils der ungestörten Ruhe wegen, in der ich dort wieder arbeiten kann. Auf der Reise und bei wechselndem Aufenthalte thut man immer wenig und hat nur eine solche Geschäftigkeit, bei der man für den Geist eigentlich immer unthätig ist.

Leben Sie wohl, liebe Charlotte, mit herzlicher Teilnahme und unveränderlicher Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Einundsechzigster Brief.

Berlin.

Ich bin sehr wohl, aber unendlich beschäftigt, da ich Arbeiten, die ich schon seit Jahren vorbereitet habe, endlich zu endigen denke. Ich habe mir für die nächsten Jahre einen regelmäßigen Plan darüber gemacht und werde ihnen jetzt, wie ich es seit einigen Wochen thue, alle meine freie Zeit widmen.

Die Witterung ist so schön, wie sie selten bei uns, in unsrem nördlichen Klima ist; man fühlt sich dann geistig wie körperlich heiter und mehr als gewöhnlich aufgelegt zu geistigen Beschäftigungen. Es ist gewiß ein beneidenswürdiger Vorzug der südlicheren Himmelsstriche, sich einer größeren Gleichheit der Temperatur zu erfreuen. In andrer Hinsicht ist diese Gleichheit der Natur wieder freudenloser und vielleicht gar in geistiger Hinsicht nachteilig. Die Ankunft des Frühlings ist keine solche reine und mit Ungeduld erwartete Begebenheit, da ihm der Winter gar nicht so unähnlich ist. Dies wirkt natürlich auf die Seele, und wenn man annehmen kann, wie ich es wenigstens für sehr wahr halte, daß jede leidenschaftliche oder doch tiefere Empfindung ihren ursprünglichen Grund in Eindrücken der äußeren großen Natur, auch ohne daß wir es selbst im einzelnen bemerken, hat, so kann einen es wohl bedünken, daß die Sehnsucht gar nicht so in der Seele und dem Gemüte südlicher Völker tiefe Wurzeln schlagen könne, wie unter uns, wo seit

unsrer Kindheit jedes Jahr die große und tiefe, aus der dumpf verschließenden Starrheit des Winters nach dem neu sprießenden und grünenden Erwachen der Natur zurückführt. Dies muß dann aber, da nichts in der Seele allein steht, auch auf die ganze Empfindungsart zurückwirken, und so mag es entstehen, daß auch in unsren Dichtern alles mehr in kontrastierenden Farben, mehr mit Schattenmassen, die das Licht bekämpfen, aufgetragen wird, daß vieles freilich düsterer, finsterer ist, aber auch alles tiefer, ergreifender und bei jeder noch so kleinen Veranlassung mehr aus dem Lichte der äußeren Natur in das Dunkel und in die Einsamkeit des inneren Gemütes zurückführend erscheint. Die Stärke der Empfindung und der Leidenschaft, die dort als Glut flammt, hat hier eine andre Art des Feuers, ein mehr innerlich geheim kochendes und langsam verzehrendes. Diese Empfindung, diese Sehnsucht wird noch dadurch vermehrt, daß wir in diesen wenig Reize darbietenden Himmelsstrichen auf jene immer wie auf ein Paradies hinblicken, das uns, wenigstens auf längeren und beständigen Wohnsitz, versagt ist. Das bringt in allen, hauptsächlich mit geistigen Dingen beschäftigten Menschen eine zweite große Sehnsucht hervor, die nur wenigen fremd ist. Denn wer sich hier auch noch so wohl fühlt und auch nie einen andern Himmelsstrich gesehen hat, kann doch nichts andres, als empfinden, daß es schönere gibt und in jeder Art von der Natur reicher begabte. Es kann damit immerhin verbunden sein, daß er doch nicht seinen Aufenthalt mit einer Reise vertauschen würde, er kann in Dingen, die er wieder dort entbehren müßte, eine Entschädigung finden, allein darum ist das Anerkennen, daß ihm das minder Schöne zu teil geworden ist, immer gleich gewiß, und davon kann eine Sehnsucht, wenigstens auf Augenblicke, nicht getrennt sein. Auch ist sie in allen deutschen und englischen Dichtern und spricht sich gleich aus, wie der Zusammenhang Gelegenheit dazu darbietet. Es hat, wenn man das viel Größere mit dem viel Geringeren vergleichen dürfte, eine Aehnlichkeit mit der Sehnsucht nach einem mehr von sinnlichen Schranken befreiten Dasein, die in jeder höher gestimmten Seele wirklich vorhanden ist, ohne daß man doch darum gerade das Leben augenblicklich zu verlassen wünscht.

Die Einseitigkeit ist etwas ganz Relatives, und im Manne, der sich nach einer großen Menge von Gegenständen hinwenden soll, kann sie wohl zu fürchten sein. Frauen aber haben, wie man es recht eigentlich nennen kann, das Glück, vielen Dingen ganz fremd bleiben zu können, sie gewinnen meistenteils gerade dadurch, daß sie den Kreis ihres Erkennens und Empfindens zu kleinerem Umfange und größerer Tiefe zusammenziehen, und es ist also bei ihnen in der Art, wie beim Manne, Einseitigkeit nicht schädlich. Ich erinnere mich, früher zwei Frauen gekannt zu haben, die, mit allen

Mitteln versehen, sich in dem bewegtesten Leben zu regen, aus reiner Neigung und ohne Unglücksfälle eine solche Einsamkeit bewahrten, daß es auch dem einzelnen schwer wurde, ihnen zu nahen, und die dadurch gewiß nicht das Mindeste an Interesse eingebüßt hatten.

Sie berühren mit Widerwillen manche Laster in gewissen Beziehungen und Folgen und wollen meine Ansichten darüber. Ich gestehe, daß ich die Ansicht nicht liebe und nicht sonderlich billigen kann, wo man die Sittlichkeit so in einzelne Tugenden zerlegt, welche man einzelnen Lastern gegenüberstellt. Es scheint mir eine durchaus verkehrte und falsche. Ich wüßte nicht zu sagen, wer unter den Hoffärtigen, Geizigen, Verschwenderischen, Wollüstigen mir der am meisten Verhaßte sei. Es kann es nach Umständen jeder sein; denn es kommt auf die Art an, wie es jeder ist. Ich gehe in meiner Beurteilung der Menschen gar nicht darauf, sondern auf die Gesinnung, als den Grund aller Gedanken, Vorsätze und Handlungen, und auf die gesamte Geistes- und Gemütsstimmung. Wie diese pflichtmäßig oder pflichtwidrig, edel oder unedel ist, das allein entscheidet bei mir. Haben zwei oder drei Menschen in demselben Grade eine unedle, selbstsüchtige, gemeine Gemütsart, so ist es mir sehr einerlei, in welchem Laster sich diese äußert. Das eine oder andre kann schädlicher oder unbequemer sein, aber alle diese Untugenden sind dann gleich schlecht und erbärmlich. Und ebenso ist es mit den Tugenden. Es kann einer gar keine Unsittlichkeit begehen, manche Tugend üben, und dagegen ein andrer z. B. durch Stolz oder Heftigkeit oder sonst fehlen, und ich würde doch, wenn der letztere, was sehr gut möglich ist, eine höhere und edlere Gesinnung hegt, ihn vorziehen. In der Gesinnung aber kommt es auf zwei Punkte an, auf die Idee, nach und aus welcher man gut ist, und auf die Willensstärke, durch die man diese Idee gegen die Freiheit oder Leidenschaftlichkeit der Natur geltend macht. Die erbärmlichen Menschen sind die, die nichts über sich vermögen, nicht können, was sie wollen, und die, welche selbst, indem sie tugendhaft sind, niedrige Motive haben, Rücksichten auf Glück und Zufriedenheit, Furcht vor Gewissensbissen oder gar vor künftigen Strafen. Es ist recht gut und nützlich, wenn die Menschen auch nur aus diesen Gründen nicht sündigen, aber wer auf Gesinnung und Seelenzustand sieht, kann daran keinen Gefallen haben. Das Edle ist nur dann vorhanden, wenn das Gute um des Guten willen geschieht, entweder als selbst erkanntes und empfundenes Gesetz aus reiner Pflicht oder aus dem Gefühle der erhabenen Würde und der ergreifenden Schönheit der Tugend. Nur diese Motive beweisen, daß wirklich die Gesinnung selbst groß und edel ist, und nur sie wirken auch wieder auf die Gesinnung zurück. Tritt, wie das bei gutartigen Gemütern immer der Fall ist, die Religion dazu, so kann auch sie auf zweierlei Art wirken. Die Religion

kann auch nicht in ihrer wahren Größe gefühlt, noch von einem niedrigen Standpunkte aus gewonnen werden. Wer Gott selbst nur in Rücksicht auf sich dient, um wieder dafür Schutz, Hilfe und Segen von ihm zu erhalten, um gleichsam von ihm zu fordern, daß er sich um jedes einzelne Lebensschicksal kümmern soll, der macht doch wieder sich zum Mittelpunkte des Alls. Wer aber die Größe und väterliche Güte Gottes so mit bewundernder Anbetung und mit tiefer Dankbarkeit in sein Gemüt aufgenommen hat, daß er alles von selbst zurückstößt, was nicht mit der reinsten und edelsten Gesinnung übereinstimmt wie der Gedanke, daß, was Pflicht und Tugend von ihm fordern, zugleich der Wille des Höchsten und die Forderung der von ihm gegründeten Weltordnung ist, der hat die wahrhaft religiöse und gewiß tugendhafte Gesinnung.

Ihrer fortgesetzten Lebenserzählung sehe ich, nach dem, was Sie mir sagen, in den nächsten Tagen mit großer Freude entgegen. Leben Sie herzlich wohl. Mit unveränderlicher, anteilvoller Anhänglichkeit, der Ihrige H.

Zweiundsechzigster Brief.

Tegel, den 10. September 1826.

Ich habe, liebste Charlotte, Ihre Briefe nebst dem mit Ungeduld erwarteten neuen Hefte Ihrer Lebensgeschichte empfangen und danke Ihnen recht herzlich dafür. Es sind allerdings wenige Blätter, sie umfassen einen kurzen, aber inhaltreichen Zeitraum, aber ich habe sie nicht nur mit großem Interesse, sondern mit inniger Teilnahme gelesen.

Sie hatten mir schon einmal gesagt, daß, als ich Sie in Pyrmont kennen lernte, Sie eigentlich schon versprochen waren, nur noch nicht öffentlich. Es fiel mir damals sehr auf. Ich hatte, wie wir uns sahen, keine Ahnung davon. Die Art, wie diese Verbindung sich anknüpfte, hat etwas ganz Eignes und Sonderbares. — Allein, was man in solchen Fällen auch denken und sagen mag, es scheint allerdings, wie Sie sehr richtig bemerken, ein ewiges Verhängnis im Zusammenhange zu walten, worin niemand dem Schicksale entgehen kann, was ihn für seine höhere Bestimmung entwickeln soll, worauf es doch eigentlich ankommt. Ich teile ganz Ihre Meinung, daß es nicht denkbar ist, daß die Vorsehung das, was wir Glück und Unglück nennen, einer Berücksichtigung würdige. So trostlos das auf den ersten Blick scheint, so erhebend ist es zugleich, einer höheren Ausbildung wert gehalten zu werden. Es ist in

solchen Schicksalen, wie das Ihrige war und sehr früh begann, ein wunderbarer Zusammenhang. Auch wenn man nicht von andern gestoßen und getrieben wird, wenn man nicht einmal sich selbst recht deutlich machen kann, was einen innerlich stößt und treibt, nähert man sich doch einem Ziele oder zieht eine Fügung über sich heran, von der man beinahe das Gefühl hat, es sei besser, man stieße sie zurück. Wirklich haben Sie auch weniger gethan, sich in das Schicksal, das sich für Sie bereitete, zu verwickeln, als Sie nur sich haben aus Liebe zu Ihrer Freundin gehen lassen und nicht entgegen gearbeitet. Es ist ungemein häufig der Fall, daß Verbindungen ohne alle Neigung, ja selbst gegen die Neigung, aus allerhand Gründen, mit Empfindungen eingegangen werden, die man oft gar nicht in sich tadeln kann, die aber doch bei einem solchen Schritte nicht leitende sein sollten. In mir und nach meiner Weise kann ich mir das zwar wenig begreiflich machen. Mir wäre es durchaus unmöglich gewesen, auch nur den Gedanken einer solchen Verbindung zu fassen, wenn ich nicht wirklich die tiefe Ueberzeugung der Empfindung gehabt hätte, daß die, mit der ich mich verbände, die einzige sei, mit der ich ein solches Band eingehen könnte. Der Gedanke der Ehe, selbst auf eine recht gute und verträgliche Weise mit gegenseitiger Achtung und Freundschaft geschlossen, aber ohne das tiefe und das ganze Wesen ergreifende Gefühl, das man gewöhnlich Liebe nennt, war mir immer zuwider, und es wäre meiner ganzen Natur entgegen gewesen, sie auf eine solche Weise zu schließen. Es ist zwar wahr, daß die so, wie ich es da von mir sage, geschlossenen Ehen die einzigen sind, in welchen die Empfindungen bis zum Grabe im gleichen Grade, nur in den Modifikationen, welche Jahre und Umstände herbeiführen, dieselben bleiben. Es ist indes doch recht gut, daß diese Art, die Sache anzusehen, nicht die allgemeine ist, da sonst wenig Ehen zustandekommen würden. Auch gelingen so viele Ehen, die anfangs recht gleichgültig geschlossen werden, so daß sich dagegen nicht viel sagen läßt. In Ihrem Falle war es offenbar das Gefühl für Ihre Freundin, das Sie leitete, und das war allerdings ein edles und aus dem besten und reinsten im menschlichen Herzen sprießendes. Gerade das aber zeigt sich recht oft, daß die besten, edelsten, aufopferndsten Gefühle gerade die sind, die in unglückliche Schicksale führen. Es ist, als würden durch eine höhere und weise Führung die äußeren Geschicke absichtlich in Zwiespalt mit den inneren Empfindungen gebracht, damit gerade die letzteren einen höheren Wert erlangen, in höherer Reinheit glänzen, und dem, der sie hegt, eben durch Entbehrung und Leiden teurer werden sollten. So wohlthätig die Vorsehung waltet, so kommt es ihr nicht immer und durchaus auf das Glück der Menschen an. Sie hat immer höhere Zwecke und wirkt gewiß vorzugsweise auf die innere Empfindung und Gesinnung.

Die Geschichte der geisterartigen Warnung ist sehr sonderbar — sie wurde Ihnen in dem Momente, wie Sie zuerst bestimmt Ihre Zustimmung zu einer Verbindung niederschrieben, die Sie in

unendliche Leiden verwickelte. Noch sonderbarer, da sie zugleich eine Todesanzeige Ihrer Mutter war.

Daß Sie wirklich sich haben so rufen hören, ist nicht abzuleugnen. Es ist auch ebenso sicher, daß kein sterblicher Mensch Sie gerufen hat in der totalen, abgeschiedenen Einsamkeit, worin Sie die warnende Stimme vernahmen. In sich haben Sie die Stimme gehört, wenn sie gleich Ihr äußeres Gehör zu vernehmen schien, und in Ihnen ist die Stimme erschallt. Es gibt gewiß viele, die das nur als eine Selbsttäuschung erklären würden, die denken, daß der Mensch auf natürlichen Wegen, ohne alle Verknüpfung des Irdischen mit dem Geisterreich, bloß durch die innere Bewegung, die in seinem Gemüte, seiner Einbildung, seinem Blute selbst waltet, so etwas äußerlich zu vernehmen glaubt. Daß es so sein kann, bisweilen so ist, möchte ich nicht leugnen, wohl aber, daß es nicht auch anders sein kann, und bei gewissen Menschen unter gewissen Umständen anders gewesen ist. Sie sagen: Ihrer Seele habe sich in späterer Zeit und nach und nach die Meinung bemächtigt, die Jung-Stilling in seiner Theorie der Geisterkunde (ich habe sie nicht gelesen) aufstelle, daß die uns Vorangegangenen, heller sehenden, mit Liebe uns umgebenden, uns oft gern schützenden, warnend uns erkennbar zu werden suchten, und dies gern, um tiefere Eindrücke zu bewirken, an bedeutende und wichtige Ereignisse knüpften, wo es nur darauf allein ankomme, daß sie sich mit uns in Rapport zu bringen vermöchten, was allein davon abhänge, in welcher Entbundenheit der geistige Zustand von den äußeren Sinnen sich befinde. In diesem entbundenen Zustande, worin sich gewiß niemand eigenwillig bringen kann, glauben Sie vielleicht in jener Stimmung gewesen zu sein, wo Sie über alle gewöhnlichen Rücksichten hinaus Ihre Entschließungen niedergeschrieben haben. Diese Ihre Bemerkungen sind tief gedacht und empfunden. Es gibt unleugbar ein stilles, geheimnisvolles, mit irdischen Sinnen nicht zu fassendes Gebiet, das uns, ohne daß wir es ahnen, umgibt, und warum sollte da nicht auf Augenblicke der Schleier reißen und das vernommen werden können, wozu in diesem Leben keine vernehmbare Spur führt? Sie wurden hier in dem Augenblicke gewarnt, wie Sie einen bis dahin nur Ihnen bekannten Gedanken niederschreiben wollten, einen Federzug thun, der Ihr Leben in vielfache und unglückselige Verwickelung ziehen sollte, Sie wurden mit der Stimme gewarnt, die bald nicht mehr sein sollte, und es wurde, wie Sie bemerken, um sicherer Sie zum Nachdenken zu führen, der Moment bedeutend bezeichnet, da Ihre Mutter gerade in demselben Momente acht Tage nachher starb. Das war offenbar nicht von dieser Welt. Es war eines der Zeichen, die selten, aber doch bisweilen kund werden, von dem, was eine im Leben unübersteigbare Kluft von uns trennt. Ich danke Ihnen sehr, daß Sie dies nicht übergangen haben.

Es ist unverkennbar, sichtbar und begreiflich, daß Sie sich zu sehr angestrengt haben, um der übernommenen Bestellung zu ge-

nügen. Obwohl ich Ihre Ausdauer sehr hoch ehre, thut es mir zugleich leid; schonen Sie sich, ich bitte Sie. Ich würde gern dazu beitragen. Ich möchte Sie einer größeren Muße teilhaftig wissen, woran Sie von allen Seiten Anspruch haben — ich fürchte immer, Sie werden eine größere Ausdehnung Ihres Unternehmens nicht durchführen können, es gehört dazu mehr merkantilischer Geist und jüngere Kräfte und Jahre. Es ist gewiß besser, in dem beschränkten Wirkungskreise wie bisher zu bleiben. Ich bitte Sie, mir den 26. d. M. zu schreiben. Für heute Adieu, liebste Charlotte. Mit unwandelbarem Anteile und Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Dreiundsechzigster Brief.

Tegel, im Oktober 1826.

Ihr ausführlicher Brief vom 16. September ist schon mehrere Tage in meinen Händen. Er hat mir sehr viel Freude gemacht, und es ist mir sehr angenehm gewesen, daraus zu ersehen, daß der meinige Ihnen Stoff zu regem Nachdenken und zu tröstenden, erhebenden und heiteren Empfindungen gegeben hat. Ich selbst lebe wenig oder gar nicht in äußeren Dingen, es begegnet mir, außer in wissenschaftlichen Dingen, die eigentlich ausschließlich meine Thätigkeit in Anspruch nehmen, selten etwas von andern, woraus ich etwas für mich zu nehmen wüßte. So entsteht, was ich von Grundsätzen, Maximen und Lebensansichten in mir trage, im genauesten Verstande aus mir, und so begreife ich, daß, wie Sie von einigen in meinem letzten Briefe enthaltenen Ideen sagen, andern in meiner Vorstellungsweise manches neu sein kann. Es ist darin durchaus kein Verdienst einer höheren oder tieferen Ansicht, es entspringt nur aus der Abgeschlossenheit, in der ich, wie ich im buchstäblichen Verstande sagen kann, außer wissenschaftlichen Beschäftigungen, bloß mit mir selbst lebe und bloß mit mir selbst beschäftigt bin. Wer mit mir lebt, würde diese Aeußerung vielleicht in einer Art von Widerspruch finden mit meinem Leben. Denn meine äußere Lage bringt es mit sich, daß ich doch viel Leute sehe, daß ich, teils mit ihnen, teils entfernt von ihnen, für mich in ihre Lage und Bedürfnisse eingehe, und mich also momentan, auch wenn sie mir nicht näher stehen, mit ihnen beschäftige. Allein ich habe eine Gewohnheit darin erlangt, daß mich das in meinem inneren Leben wenig oder gar nicht stört, oder nur unterbricht, ja daß oft, indem ich ein langes Gespräch führe, meine innere Ideenreihe darum immer ganz entfernt vom Gespräche fortgeht, ohne daß ich deshalb zerstreut erscheine.

Sie fragen mich, liebe Charlotte, wie ich das meinte, wenn ich sagte, daß die Stimme, die Sie an jenem Novemberabende rief,

eigentlich in Ihnen erschallte, da Sie dieselbe doch deutlich hinter sich vernahmen. Recht ordentlich zu erklären ist so etwas eben nicht, ich möchte hierin auch meine Ansicht nicht für die ausgemacht wahre ausgeben, aber ich habe über alles, was man Geister und Geistererscheinungen nennt, einen Glauben, der, wenn ich so sagen darf, den Glauben und Unglauben daran gewissermaßen miteinander vereinigt. Ich glaube, daß Menschen solche Erscheinungen in Tönen und Gesichten und auf jede Weise haben können, und daß dies gar nicht Einbildungen einer bloß erhitzten Einbildungskraft, Täuschungen und sozusagen wachende Träume sind. Ich würde es kaum sonderbar finden, wenn mir selbst etwas dieser Art begegnete. Ich halte also diese Erscheinungen für etwas Wirkliches, durch eine überirdische Macht Hervorgebrachtes, nur daß man freilich sehr genau prüfen muß, ob in dem einzelnen Falle die Erscheinung wirklich eine von der gewöhnlichen Ideenverbindung verschiedene und keine bloße Abirrung dieser Ideenverbindung, oder bloße Vorstellung der Phantasie war. Dagegen glaube ich nicht, daß solche Töne oder Gesichte ebenso außer demjenigen vorgehen, welcher sie vernimmt, als wie wenn ein leiblicher Mensch ruft oder auftritt. Daher bin ich auch etwas ungläubiger gegen solche Geschichten, wo ein Geräusch von mehreren gehört wird. Sind es nur zwei, so kann die Gleichheit der inneren Seelenstimmung wohl gleichzeitige innere Erscheinungen hervorbringen. Für innerlich halte ich also Erscheinungen, von denen nicht wirkliche Beweise des Gegenteils da wären, aber so für innerlich, daß sie im Innern immer auch durch eine überirdische Macht eingeführt und geweckt werden, und daher der Mensch, der sie erfährt, weil ihn das Bewußtsein überirdischer Gegenwart und von nicht aus ihm kommender Einwirkung ergreift, sie notwendig außer sich setzt. Wie viel auch schon über diese Sache gestritten worden ist, so kann man doch nicht ableugnen, daß etwas wirklich Innerliches von dem, dem es begegnet, als durchaus äußerlich betrachtet werden kann, und der höheren überirdischen Macht ist die Hervorbringung einer Erscheinung ebenso möglich, wenn sie in der That eine gewissermaßen körperlich äußere, als wenn sie eine idealisch innere ist.

Der Gedanke einer verfolgenden Macht würde mir immer fremd sein. Ich habe mich niemals mit den Vorstellungen vertragen können, die eines solchen, allem Guten feindseligen, am Bösen Gefallen findenden Wesens Dasein annehmen. Im Neuen Testamente halte ich die dahin einschlagenden Stellen nur für bildliche, sich an die Vorstellungen des Judentums anschließende Ausdrücke, für das Böse, das der Mensch, auch wenn er gut ist und sich ganz schuldlos glaubt, doch immer in sich zu bekämpfen hat. Es gibt unleugbar Personen, welchen mehr Widerwärtiges, als Glückliches begegnet, und auch die sehr Glücklichen haben kürzere oder längere Perioden, wo der Verlauf der Umstände ihnen nicht zusagt und sie gegen den Strom zu schwimmen genötigt sind. Dies liegt aber, auch wo es gar nicht eigne Schuld oder Folge unrichtig

berechneter Verfahrungsweise ist, in der natürlichen Verkettung der Umstände, wo das allgemein Notwendige oder Unvermeidliche dem Interesse des Einzelnen zuwider ist. Sehr oft, und dies ist mir bei weitem wahrscheinlicher, kann es auch Fügung der mit weiser und immer wohlthätiger Strenge heilsam züchtigenden und prüfenden Vorsehung sein; denn die Züchtigung überirdischer und übermenschlicher Weisheit setzt nicht gerade immer Schuld voraus. Es kann in den Wegen und Pfaden der über alle menschliche Vernunft hinausreichenden Einsicht liegen, auch ohne Verschulden, zur bloßen heilsamen Zurückführung auch den ganz Schuldlosen zu züchtigen. Auch ist der Beste, wenn er nur die Selbstprüfung mit gehöriger Strenge anstellt, nicht von Flecken rein, und es können in seinen bewußtlosen Empfindungen solche liegen, die ihn zur Schuld führen würden, wo aber der Schuld durch die heilsam angebrachte Züchtigung vorgebeugt wird. Der Mensch selbst ist zu kurzsichtig und sein Blick zu trübe, dies einzusehen, allein die in der Höhe waltende Macht durchschaut es, und weiß es zu lenken und zum Besten zu kehren. Alles dieses pflege ich mir zu sagen, oft ohne äußere Veranlassung, allein auch besonders da, wo, wie's auch mir geschieht, das Schicksal den Wünschen entgegenwirkt und eine Periode der Widerwärtigkeit oder des wahren Unglücks eintritt. Ich werde dann vorsichtiger als sonst im Handeln, und ohne mich im geringsten beugen oder betrüben zu lassen, suche ich durchzusteuern, so gut es gehen will. Wenn ich sage, ohne mich zu betrüben, so meine ich damit nicht, daß mich die einzelnen Unfälle nicht betrüben sollten (was unvermeidlich ist), sondern nur, daß ich ihr Eintreten überhaupt, die Wendung von Glück zum Gegenteil nicht als etwas Feindseliges, sondern als etwas Natürliches, mit dem Weltgang und der menschlichen Natur eng Verbundenes, oft sogar Heilbringendes nehme. Nach dieser in mir festgewordenen Ansicht kann ich an eine verfolgende oder gar nur neckende Macht nicht glauben. Ich gestehe, daß ich einen solchen Glauben nicht einmal bei andern dulden oder unangefochten lassen könnte. Es ist eine finstere, beengte Vorstellung, die der Güte der Gottheit, der Größe der Natur und der Würde der Menschheit widerspricht. Dagegen hat der Glaube an eine, unter Zulassung und Leitung der höchsten, untergeordnete, schützende Macht etwas Schönes, Beruhigendes und den reinsten und geläutertsten Religionsideen Angemessenes. Ich möchte ihn daher niemand rauben, der durch seine Natur angeregt wird, ihn zu haben und zu hegen. Mir ist er jedoch nicht eigen, und er gehört auf alle Fälle zu denjenigen religiösen Vorstellungen, die nicht allgemein geboten sind, sondern bei denen es auf die individuelle Neigung und Stimmung ankommt.

Es wird mich sehr freuen, wenn Sie Zeit und Stimmung haben, Ihre Lebenserzählung fortzusetzen. Leben Sie herzlich wohl und rechnen Sie fest auf die Dauer der Gesinnungen, die Ihnen immer von mir gewidmet bleiben. Ihr H.

Vierundsechzigster Brief.

Berlin, den 8. November 1826.

Sie sehen an der Ueberschrift dieses Briefes, liebe Charlotte, daß ich das Land verlassen habe und wieder in die Stadt gezogen bin. Es wäre dies schon eine Woche früher geschehen, wenn nicht außergewöhnliche Abhaltungen eingetreten wären. Ich verlasse das Land immer ungern, auch der Winter hat seine Freude, und ich entbehre ungern den Anblick der Marmor- und Gipsgestalten, die mich in Tegel umgeben. Indes hindern mich andre häusliche Umstände, den ganzen Winter auf dem Lande zu bleiben, und im Grunde lebe ich hier viel mehr noch an meine Stube gebannt, da ich auf dem Lande öfter im Freien bin. Auch haben wir unsre Gemälde in der Stadt. Denn um nicht beides zugleich zu vermissen, lassen wir die Gemälde das ganze Jahr hier, sowie die Bildhauerwerke fest in Tegel stehen.

Ihr lieber Brief hat mir große Freude gemacht, weil er in den Inhalt meines letzten eingeht und demselben Gründe und Behauptungen entgegenstellt. Es ist sehr natürlich und begreiflich, daß unsre Ansichten bisweilen auseinander gehen müssen, es liegt das zuerst im Geschlechte, dann in der Lebensweise und den einmal angenommenen Gewohnheiten. Ein Mann, und noch mehr einer, der oft in Verhältnissen war, in denen er gegen Gefahr und Ungemach nur bei sich Schutz und Rat suchen konnte, muß mehr von der Selbständigkeit erwarten und mehr auf sie dringen. Er muß sich mehr zutrauen, mehr ertragen, Schmerz und Unglück (von denen kein Mensch frei ist, und zu denen Geschäfte und für andre übernommene Verantwortlichkeit auch empfindlichere Gelegenheiten darbieten, als in einfacheren Lagen vorkommen können) mit mehr Gleichgültigkeit ansehen, um sie mehr durch sich selbst bezwingen zu können. Indes müssen Sie nie denken, daß dies die Teilnahme an fremdem Unglücke schwächt, oder daß es hindert zu begreifen, daß jeder die verschiedenartigen Ereignisse des Lebens nach seiner Weise und seiner Eigentümlichkeit aufnimmt. Sind Sie aber auch in vielem von dem, was mein voriger Brief enthielt, andrer Meinung mit mir, so stimmen wir ganz in dem Wunsche überein, eine Anzeige des bevorstehenden Todes zu haben. Bis jetzt denke ich mir den Tod als eine freundliche Erscheinung, eine, die mir in jedem Augenblicke willkommen wäre, weil, wie zufrieden und glücklich ich lebe, dieses Leben noch immer beschränkt und rätselhaft ist, und das Zerreißen des irdischen Schleiers darin auf einmal Erweiterung und Lösung mit sich führen muß. Ich könnte darum stundenlang mich nachts in den gestirnten Himmel vertiefen, weil mir diese Unendlichkeit fernher flammender Welten wie ein Band zwischen diesem und dem künftigen Dasein erscheint. Ich hoffe, diese Freudigkeit der Todeserwartung soll mir bleiben, ich würde

mich dessen, da sie tief in meiner Natur (die nie am Materiellen, immer nur an Gedanken, Ideen und reiner Anschauung gehangen hat) gegründet ist, sogar gewiß halten, wenn nicht der Mensch, wie stark er sich wähne, sehr vom augenblicklichen Zustande seiner körperlichen Gesundheit und selbst seiner Einbildungskraft abhinge. Ich wähne mich aber nicht einmal stark, sondern fordere nur unbedingt von mir es zu sein. Ich würde daher, bliebe ich wie jetzt gestimmt, den Tod ohne Schrecken herannahen sehen, und mein Bemühen würde nur sein, mit Besonnenheit den Uebergang in einen andern Zustand, solange es möglich ist, schrittweise zu verfolgen. Darum würde ich auch für mich einen langsameren Tod nicht für ein Unglück erachten, obgleich ein schneller sowohl für den Sterbenden selbst, als für die Zurückbleibenden Vorzüge hat. Ich trage mich auch seit einer Reihe von Jahren, und nach einer Begebenheit, die mich, als ich in Rom war, traf und sehr ergriff, mit dem Glauben, oder, wenn dies zu viel gesagt ist, mit der Ahnung, daß ich nicht anders sterben werde, als bis eine bestimmte Erscheinung es mir vorher verkündet. Wie das nun sein wird, will ich erwarten, aber erwünscht wäre mir, wie Ihnen, die Vorandeutung.

Sie schreiben, daß Sie jahrelang vorausgesehen, daß Ewald früher als Sie sterben würde. Das schlossen Sie wohl bloß aus der Beschaffenheit seiner Gesundheit, oder hatten Sie andre Anzeichen? — Die biblischen Stellen, die Sie anführen, waren mir, als ich sie nachschlug, wohl bekannt. Sie sind allerdings tröstend, weil sie Hoffnung gewähren, Vertrauen hervorrufen, und auf Liebe, die sich erbarmt, zählen lassen. Ich meine aber, diese Ansicht läßt sich sehr gut mit derjenigen vereinigen, die ich in meinem Briefe aussprach. Denn jene Stellen, sie mögen nun, wie doch wohl eigentlich der Fall ist, von einem künftigen Leben reden, oder vom gegenwärtigen, verweisen doch alle auf eine ferne Zukunft. Indes dauert die Empfindung des Unglücks und der Schmerzen fort, und da in dieser Zwischenzeit können, außer jener Aussicht auf die Umänderung des Geschickes, die von mir berührten Gründe, die Sie die philosophischen nennen, von großer Wirksamkeit sein. Es ist aber auch nicht ganz richtig, diese Gründe bloß und ausschließlich philosophische zu nennen. Es liegt in der religiösen Gesinnung, die menschlichen Schicksale als einen zusammenhängenden, von der höchsten Weisheit angeordneten Plan anzusehen, in welchen eben diese Weisheit auch menschliches und unverschuldetes Unglück aufgenommen hat, und wie man dies, philosophisch oder religiös, nehme, so ist es allerdings, da jener Plan in beiden Ansichten die tiefste Ehrfurcht weckt und gebietet, ein Trost und ein erhebender Gedanke mitten im Schmerze und Unglücke, auch mit diesen Leiden in jenen unendlichen Plan zu gehören. Ich muß aber doch, wenn ich meine innere Empfindung erschließe, sagen, daß gerade die von Ihnen angeführten Stellen nicht diejenigen sein würden, bei denen ich Trost suchen würde. Sie gehören in die Reihe der Verheißungen, Hoffnungen, und in dieser Art in der Zukunft zu leben, ist

nie mein Sinnen und Trachten gewesen. Ich habe immer mehr gesucht, mich gleich selbst in der Gegenwart zu bearbeiten, daß daraus so viel mögliche innere Besiegung des Unglückes hervorgeht. Gerade in dieser Hinsicht aber ist das Lesen der Bibel eine unendliche und wohl die sicherste Quelle des Trostes. Ich wüßte sonst nichts mit ihr zu vergleichen. Der biblische Trost fließt, wenn auch ganz verschieden, doch gleich stark, auf eine doppelte Weise im Alten und Neuen Testamente. In beiden ist die Führung Gottes, das Allwalten der Vorsehung, die vorherrschende Idee, und daraus entspringt in religiösgestimmter Gesinnung auch gleich die tiefe innere, durch nichts auszurottende Ueberzeugung, daß auch die Schicksale, durch welche man selbst leidet, doch die am weisesten herbeigeführten, die wohltätigsten für das Ganze und den dadurch Leidenden selbst sind. In dem Neuen Testamente hernach ist ein solches überschwängliches Vorwalten des Geistigen und des Moralischen, es wird alles so einzig auf die Reinheit der Gesinnung zurückgeführt, daß, was den Menschen sonst innerlich und äußerlich betrifft, wenn er jenem mit Ernst und Eifer nachstrebt, vollkommen in Schatten zurücktritt. Dadurch verliert auch das Unglück und jedes Leiden einen Teil seiner drückenden Einwirkung, und es schwindet auf jeden Fall alle Bitterkeit davon. Die unendliche Milde der ganzen neutestamentlichen Lehre, die Gott fast nur von der erbarmenden Seite darstellt, und in der überall die aufopfernde Liebe Christi für das Menschengeschlecht vortritt, lindert, wie ein wohltätiger Balsam, verbunden mit Christi Beispiel selbst, jeden Körper- und Seelenschmerz. Im Alten Testamente kann sich dies allerdings nicht finden. Aber da erscheint wieder und doch auch immer mehr tröstend als schreckend, die Allmacht und Allweisheit des Schöpfers und Erhalters der Dinge, die durch die Größe und Erhabenheit der Vorstellung über das einzelne Unglück hinaushebt.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, mir den 21. d. M. zu schreiben, und muß diesmal wünschen, daß es nicht viel später sei, weil ich in den ersten Tagen des Dezembers verreise und dann Ihren Brief, der mir nachgeschickt werden müßte, später erhielte.

Leben Sie herzlich wohl. Mit den Gesinnungen, die, wie ich weiß, Sie lieben, und die nie in mir ändern werden, Ihr H.

Fünfundsechzigster Brief.

Tegel, den 6. Dezember 1826.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren inhaltreichen Brief vom 19. v. M., den Sie am 21. geschlossen haben, bekommen und mit großem Interesse gelesen, und danke Ihnen recht herzlich dafür. Sie sagen,

daß mein letzter Brief Ihnen einige Tage später zugekommen, als es nach dem Datum hätte sein sollen. Der Fehler liegt gewiß am unrichtigen Abgeben. — — — — Verzeihen Sie, daß ich hierüber etwas weitläufig geworden bin. Es ist ein- für allemal geschehen, und es ist mir wichtig, daß Sie nicht durch solche Verspätung beunruhigt werden.

Sie bemerken in Ihrem Briefe, daß vor dem Erscheinen Christi ein Umgang zwischen der Gottheit und einigen gleichsam bevorrechteten Personen stattgefunden, durch das Christentum aber jeder, der in seinen Schoß aufgenommen sei, ein näheres Verhältnis zu dem höchsten Wesen erhalten habe. Ich halte dieses für ungemein richtig. Zwar möchte ich nicht sagen, was eigentlich von jener engeren und persönlichen Gemeinschaft der Erzväter mit Gott, wie sie das Alte Testament schildert, zu halten sei. Diese Erzählungen des ersten Teils der Schrift haben in jeder Rücksicht, welches auch ihr Ursprung sein möge, eine so ehrwürdige Heiligkeit, daß man dem Zweifel an der Wahrheit keinen Raum gibt, wohl aber ungewiß bleiben kann, was Eigentümlichkeit der Vorstellungs- und Darstellungsweise, bildlicher oder eigentlicher Ausdruck sei. Denn bei so alten Ueberlieferungen, und die sich doch auch wiederum vermutlich Jahrhunderte lang mündlich fortgepflanzt haben, ehe sie aufgezeichnet worden sind, läßt sich der wahre Sinn von der äußeren Einkleidung schwer und wenig unterscheiden. Das aber ist eine gewisse und tröstliche und im höchsten Grade heilsame Wahrheit, daß durch das Christentum alle Segnungen der Religion eine durchaus allgemeine Wohlthätigkeit erlangt haben, daß alle innere und äußere Bevorrechtung aufgehört, und jeder ohne Unterschied Gott so nahe zu stehen glauben kann, als er sich ihm durch seine eigne Kraft und Demut im Geiste und in der Wahrheit zu nähern vermag. Es ist überhaupt in allem, im Religiösen und Moralischen, der wahrhaft unterscheidende Charakter des Christentums, die Scheidewände, die vorher die Völker wie Gattungen verschiedener Geschöpfe trennten, hinweggeräumt, den Dünkel, als gäbe es eine von der Gottheit bevorrechtete Nation, genommen, und ein allgemeines Band der Nächstenpflicht und Nächstenliebe um alle Menschen geschlungen zu haben. Hier ist nun nicht mehr von bildlichen Darstellungen und nicht mehr von den Wundern die Rede. Es herrscht hier die geistige Gemeinschaft, welche die einzige ist, deren der Mensch wahrhaft bedarf, und zugleich diejenige, der er immer durch Vertrauen und Wandel teilhaftig werden kann. Ich gestehe daher auch, daß ich nicht in die Idee eingehen kann, als wäre oder als könnte nur noch jetzt eine engere Gemeinschaft zwischen Gott und einzelnen sein, als die allgemeine, der schlichten Lehre des Christentums angemessene, in die jeder durch Reinheit und Frömmigkeit der Gesinnung tritt. Es wäre ein gefährlicher Stolz, sich einer solchen andern und besonderen teilhaftig zu glauben, und das Menschengeschlecht bedarf dessen nicht. Frömmigkeit und Reinheit der Gesinnung und Pflichtmäßigkeit des Handelns, selbst schon Streben nach beiden, da das

vollendete Erreichen keinem gelingt, sind alles, den Menschen, einzeln und in der Gesamtheit, Notwendige, und alles dem höchsten Wesen, wie wir es uns denken müssen, Wohlgefällige. — Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 26. Dezember nach Hadmarsleben bei Halberstadt, und bemerken auf dem Kouverte, daß der Brief bis zu meiner Ankunft aufgehoben wird Hadmarsleben ist ein Gut meiner Frau, wo ich mich einige Tage aufhalten werde. Mit der herzlichsten und unveränderlichsten Teilnahme der Ihrige. H.

Sechsundsechzigster Brief.

Rudolstadt, den 2. Januar 1827.

Das neue Jahr hat begonnen und ich wünsche Ihnen, liebe Charlotte, von ganzem Herzen Glück dazu. Mögen Sie es heiter, sorglos und vor allem in ungestörter Gesundheit durchleben. Ich hoffe, daß die Erfüllung dieser Wünsche wahrscheinlich ist. — — — — — — — — — — — — — — — — —
Was Ihre übrige Zufriedenheit betrifft, so ist sie Ihnen größtenteils durch die stille Beschäftigung gesichert, die Sie sich durch Ihren Geist und durch die Gefühle Ihres Herzens zu geben wissen, und was ich durch unsren Briefwechsel oder sonst zu Ihrer größeren Heiterkeit beitragen kann, das werde ich auch in diesem Jahre, wie immer, mit herzlicher Freude thun. Meine Gesinnungen für Sie sind keiner Aenderung fähig und Sie können mit Sicherheit auf die gleiche Fortdauer derselben rechnen. Ich bitte Sie, mir auch die Ihrigen unverändert zu erhalten, da ich nie aufhören werde, einen großen Wert darauf zu legen. Unser Verhältnis hat einen so frühen Ursprung und hat sich auf eine so seltene Weise erhalten und erneuert, daß ich es immer zu den merkwürdigen und sehr erfreulichen Ereignissen meines Lebens rechnen werde. Niemand kann leicht der Vergangenheit größere Rechte einräumen, die Erinnerung daran mehr ehren und lieber in die Tage der Jugend zurückgehen, als ich. —

Ein Jahr scheint ein so kleiner Abschnitt des Lebens und ist es auch gewissermaßen, da Tage, Wochen und Monate so unglaublich schnell verschwinden. Es ist aber doch wieder ein so wichtiger Abschnitt, da auch der längst Lebende nicht so viele dieser Abschnitte zusammensetzt. Es fängt auch freilich mit jedem Tage gewissermaßen ebensogut, als mit dem ersten Januar, ein neues Jahr an, aber es ist dennoch nicht abzuleugnen, daß das Schreiben einer neuen Jahreszahl immer etwas in sich trägt, das den Bedächtigen und gern Ueberlegenden in Nachdenken versetzt. Es ist überhaupt sehr meine Art, mich von Epoche zu Epoche zusammenzufassen und irgend etwas Neues in meinen Vorsätzen zu beginnen, und ich habe oft

gefunden, daß es immer seinen Nutzen hat, wenn auch nicht immer alle Vorsätze in Erfüllung gehen oder durchaus dauerhaft sind. Es gibt auch mehr oder minder günstige Jahre, und das beweist sich, wie ich oft im Leben bemerkt habe, manchmal an gewissen Anzeichen, wenn sie auch augenblicklich unbedeutend und vorübergehend scheinen, in den ersten Tagen, wo die neue Jahreszahl beginnt. Sie werden das vielleicht etwas abergläubig finden, aber es ist doch nicht so ganz und so sehr. Die Unfälle, die den Menschen betreffen, kommen weit mehr, als man es denken sollte, aus ihm selbst. Es gibt ein geheimes und unbemerktes Einwirken des Menschen auf die Dinge, was man ihm nicht schuld geben kann, weil es nicht innerhalb seines Bewußtseins liegt, aber was doch von ihm kommt. Ist nun die Stimmung innerlich eine ungünstige, düstere, von Heiterkeit fern, so bringt sie auch so etwas im Aeußeren hervor; wenn man das Leben nicht leicht, oder doch wenigstens ruhig und gleichmütig mit einer gewissen Kälte, als wäre einem Glück und Unglück ziemlich gleich, aufnimmt, so stellt es sich nicht bloß insofern noch drückender und lastender, daß man es schwerer empfindet, sondern es begegnet einem, meiner Erfahrung nach, auch mehr Widerwärtiges. Auf große Dinge mag das, wie ich wohl glauben will, keinen Einfluß haben, aber auf die kleineren, die doch auch überwunden sein wollen, scheint es mir nicht abzuleugnen zu sein. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Der Ort, von dem ich Ihnen, liebste Charlotte, schreibe, wird Ihnen wohl dem Namen nach, sonst aber wahrscheinlich nicht bekannt sein. Er liegt so, daß man selten und nur durch besondere Veranlassungen hinkommt, und in dem halb gebirgigen Lande ist auch der Zugang rauh und unwegsam. Ich bin allein hier, ohne jemand der Meinigen, und gehe übermorgen wieder fort. Die verwitwete Fürstin ist eine der Frauen, wie man sie sehr selten findet. Ich kenne sie seit meiner Verheiratung. Wir heirateten in derselben Zeit, und ich war unmittelbar nach meiner Verheiratung mit meiner Frau, mit der sie sehr freundschaftlich verbunden ist, einige Wochen hier, so daß mir der Ort auch wegen dieser Erinnerung sehr lieb ist. Die Fürstin war sehr jung, ungemein liebenswürdig und schön. Als ich mit meiner Frau später in Rom war, kam sie mit dem Fürsten auf einige Monate hin, und wir lebten auch da viel miteinander. Bald nachher wurde sie Witwe, und während der Minderjährigkeit des Prinzen Regentin des Landes. Sie führte in den schwierigsten Zeiten diese Regentschaft mit großer Klugheit und stets mit der Güte und Wohltätigkeit, durch welche Fürsten, besonders in kleinen Ländern, sich von ihren Unterthanen auch persönlich verehrt und geliebt machen können. Seit der Fürst die Regierung übernahm und die Erziehung der andern Kinder vollendet ist, lebt sie bloß sich selbst, arbeitet und studiert für sich, sie besitzt sehr viele Kenntnisse, vorzüglich aber das, was man nicht ohne eignen tiefen und umfassenden Geist erwirbt. Ihre Briefe sind gleich geist- und eelenvoll, und im Gespräche äußert sich dasselbe noch lebendiger und

immer mit der größten Einfachheit und Bescheidenheit. Sie ist daher auch eigentlich kaum gekannt, nur bei den wenigen, die der Zufall ihr näher gebracht hat. Sie ist sehr religiös, verbindet das aber so schön mit dem tiefsten und freiesten philosophischen Nachdenken, daß die Religiosität ihr dadurch nur noch mehr eigen wird. Sie leidet jetzt sehr an den Augen, was sie unglücklicherweise sehr am Lesen und Schreiben hindert. Sie hat dabei noch einen andern, ganz wunderbaren Zufall, nämlich daß sie seit mehreren Jahren durchaus nicht fahren kann. Sie hat das Unglück gehabt, damals durch ein wunderbares Ungefähr unmittelbar vor ihrem Schlosse sehr gefährlich umzuwerfen. Sie hat dabei nichts gebrochen, aber einen so heftigen Stoß und eine so gewaltsame Erschütterung bekommen, daß ihr seitdem, so oft sie versucht hat in den Wagen zu steigen, kurz darauf übel wird und sie in Ohnmacht fällt. Sie hat also ganz auf alles Fahren verzichtet und entfernt sich nur so weit von ihrem Wohnorte, als sie zu Fuß gehen kann. Vermutlich haben die Nerven des Rückgrates gelitten, und geraten durch die Erschütterung, die der Wagen doch immer gibt, in eine krankhafte Stimmung, die sich dem Gehirne mitteilt. Rudolstadt selbst ist eine der schöneren und sehr schönen Gegenden Deutschlands, ich habe es in allen Jahreszeiten gesehen, und es ist sogar jetzt mitten im Winter sehr schön, obgleich dann bloß ernst und feierlich, durch den prächtigen Kreis schöner und naheliegender Waldgebirge. Ganz vorzüglich ist die Ansicht vom Schlosse, das auf einem bedeutend hohen Berge liegt. Der Fürst hat aber ein andres Schloß, etwa drei Meilen von hier, das alte Stammhaus der Familie Schwarzburg. Das liegt noch eigentümlicher, mitten in Wäldern auf einer mäßigen Anhöhe, die eine schöne Wiese voll Wildbret und einen rauschenden Bergbach, die Schwarze, vor sich hat, aber in sehr kleiner Ferne von hohen, meist mit Tannen bewachsenen Bergen umgeben ist. Ich war dort einmal vor vielen Jahren mit der Fürstin und ihrer Familie eine Woche im Sommer und fand es ungemein schön. Wenn die edle Fürstin jetzt dieses Schloß besuchen will, geht sie zu Fuß in zwei, drei Tagereisen dahin.

Ihren lieben Brief werde ich erst in mehreren Tagen empfangen, es thut mir immer sehr leid, auch habe ich gern einen Brief von Ihnen bei mir, wenn ich selbst schreibe; aber meine Reise hat sich gegen meinen Willen verlängert. Ich bitte Sie, mir jetzt so zu schreiben, daß Ihr Brief den 25. oder nur wenige Tage später in Berlin eintrifft. Leben Sie wohl, beste Charlotte. Mit der herzlichsten und unveränderlichsten Teilnahme der Ihrige. H.

Siebenundsechzigster Brief.

Berlin, den 28. Januar 1827.

Ich habe, liebste Freundin, Ihre beiden Briefe richtig empfangen, obgleich den ersten vom 20. Dezember v. J. sehr spät, da ich meinen Reiseplan nicht, wie ich ihn machte, ausgeführt habe, und gar nicht nach Hadmarsleben gekommen bin. Er ist mir hierher nachgeschickt worden. Nun bleibe ich bis zur Mitte des Sommers hier und in Tegel, und unser Briefwechsel ist bis dahin gegen Störungen dieser Art gesichert. Es hat mich sehr gefreut, zu sehen, daß Ihre Gesundheit wenigstens leidlich ist und daß die Veränderung der Witterung und der viele Sturm, der sonst reizbaren Konstitutionen zu schaffen macht, Ihnen nicht sehr nachteilig geworden ist. Ich liebe den Winter zwar gar nicht und habe von Kindheit an für die angebliche Schönheit eines Wintertages keinen Sinn gehabt. Die Kälte ist mir insofern gleichgültig, als ich mich ihr nie anders als so verwahrt aussetze, daß sie mir nichts anhaben kann, und als ich mir sogar im Zimmer den traurigen und einförmigen Anblick des Schnees durch Gardinen verschließe. In der Stadt ist es mir überhaupt heimlicher, wenn ich von meinem Zimmer aus nichts davon erblicke. Es ist da nur die Nacht schön, wo der Mensch und das gewöhnliche Treiben des Gewühls verschwinden und der gestirnte Himmel den Anblick der reinen Natur gibt. Am Tage freut der Anblick aus dem Fenster nur auf dem Lande. Diese Gewohnheit, mich in der Stadt auf den Genuß der Nacht zu beschränken, habe ich schon sehr früh gehabt. Schon als ganz junger Mensch saß ich, so oft ich die Stadt bewohnen mußte, die Tage über, wenn ich nicht in Gesellschaft war, in meinem Zimmer, durchstrich aber fast regelmäßig, sogar im strengen Winter, mehrere Stunden lang des Nachts die einsamen Straßen. Es freut mich ungemein, daß Sie die gleiche Neigung mit mir für den gestirnten Himmel haben. Wem dieser innere Sinn nicht erschlossen ist, entbehrt eine sehr große und eine der reinsten und erhabensten Freuden, die es gibt. Auch eignet sich dieser höhere Genuß recht eigentlich für Ihr Gemüt und Ihr Stillleben. Mit großem Interesse habe ich wieder bei dem Ueberblicke Ihrer arbeitenden Beschäftigung verweilt, den Sie so gut sind, mir allemal beim Abschlusse des alten und Beginne des neuen Jahres zu geben. Es hat mich aber geschmerzt, zu sehen, daß Sie bei sehr großer und übermäßiger Anstrengung weniger Gewinn davon gehabt haben, als die früheren Jahre. Solche Bemerkungen thun mir immer unendlich weh. Wie sehr ich Fleiß und Arbeit liebe, wie hoch ich beides besonders an Ihnen, gute, liebste Charlotte, ehre, so möchte ich Sie doch am Abende Ihres Lebens nach einem heißen Mittage gern in einer ruhigeren Lage wissen, und darum kann ich es auch nicht billigen, wenn Sie Ihrem Geschäfte noch eine größere Ausdehnung zu geben bemüht sind. Glauben Sie mir, teure Char-

lotte, daß ich Ihr Zartgefühl empfinde und ganz würdige, aber sprechen Sie sich mit Vertrauen über Ihre äußere Lage aus. Sie halten mich ja wert, mir das Höhere, Ihr Inneres, zu zeigen, woran ich eine wahre und große Freude habe. Sie können sich in Wahrheit gegen niemand aussprechen, der einen größeren Anteil an allem nähme. — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

In einer Korrespondenz, wo weder von wissenschaftlichen Gegenständen, noch von Geschäften die Rede ist, berührt man Begriffe, Ideen, Gesinnungen und Empfindungen, und teilt sich offen mit, was in dem Geschriebenen besser, was weniger zu billigen wäre. Es versteht sich, daß so etwas immer nur die eigne Meinung ist, die auch eine irrige sein kann. Man kann aber nun einmal nur aus der eignen Meinung heraus so lange urteilen und schreiben, bis man sie durch eine bessere berichtigt findet.

Die Vorsehung begünstigt gewiß nicht einzelne, sondern die tiefe Weisheit ihrer Ratschläge dehnt sich auf die Zurechtweisung und Veredlung aller aus.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Zulassung des Bösen in der Welt, die Straflosigkeit des Lasterhaften, sowie das Unglück der Guten in der Welt sind von jeher Aufgaben gewesen, die der Mensch bald so, bald anders in der Weltregierung zu lösen versucht hat.

Mir ist es immer als das sicherste Mittel vorgekommen, sich in inniger Demut auf die unerforschliche, aber sichere Weisheit der göttlichen Ratschläge und auf die natürliche Betrachtung zu beschränken, daß wir in diesem Leben nur einen so kurzen Teil des menschlichen Daseins übersehen, daß derselbe gar kein Urteil über das Ganze zuläßt.

Sie bemerken sehr richtig, daß ein Wintertag doch auch seine Freuden habe. Einförmig ist der Schnee freilich, aber auch rein, und wie ein Bild unberührter Fleckenlosigkeit, wenn er frisch gefallen und noch unbetreten ist. In der Schweiz sehen jene weißen Decken an den hohen Gebirgen, die nicht leicht ein Menschenfuß erreicht, sehr schön aus. Ihr Vergleich mit einem Leichentuche ist mir aufgefallen. Er war mir neu. Aber wenn nun der Schnee ein

Leichentuch wäre, ist es keine unerwünschte Erinnerung. Die Natur liegt wie in Todesstarrheit im Winter, und wenn die große Natur in ihrem regelmäßig wiederkehrenden Laufe die Erinnerung an den Tod herbeiführt, erscheint er dem Geiste und der Einbildungskraft nur wie eine notwendige Verwandlung, eine Enthüllung eines neuen, vorher nicht geahnten Zustandes.

Ich muß mich neulich nicht deutlich ausgedrückt haben, wenn Sie, liebe Charlotte, glauben, ich hätte gewissermaßen bestritten, daß die allwaltende Vorsehung die Schicksale der Menschen auch ganz im einzelnen leite. Auch nach meiner festen Ueberzeugung kann darauf der Mensch mit Sicherheit bauen, es liegt in der Idee des Weltschöpfers und Welterhalters, es geht aus vielen Stellen der Bibel, des Alten und Neuen Testamentes hervor, und ist nicht nur eine sichere und fest gegründete, sondern auch tiefe und trostreiche Wahrheit, über welche kein Zweifel bleibt, und Sie haben gewiß recht, wenn Sie sagen, der Glückliche bedarf den Glauben, um nicht übermütig zu werden, der nicht Glückliche aber als Halt, und der Unglückliche, um nicht zu erliegen. Wenn auch jeder auf seine Weise sich diese göttliche Teilnahme und Fürsorge denkt, so sind das nur unbedeutende Verschiedenheiten der individuellen Ansicht. Die Hauptsache bleibt immer, daß eine Allweisheit und Allgüte die Ordnung der Dinge regiert, zu der wir gehören, daß unsre kleinsten und größten Schicksale darin mit verwebt sind, daß daher alles, was geschieht, gut, und uns, sei es auch schmerzhaft, wohlthätig sein muß, endlich daß sein Wohlgefallen an uns, und wo nicht aus andern gleich weisen Gründen Ausnahmen eintreten, auch der Segen oder Unsegen, der uns trifft, von der Pflichtmäßigkeit unsrer Handlungen, noch mehr aber von der Reinheit unsrer Gesinnung abhängt. Darin können unsre Meinungen nicht von einander abweichen. Was ich sagte, bezog sich nur auf das, was Ihr früherer Brief enthält, wo Sie anzunehmen schienen, daß die Gottheit gleichsam einen Unterschied unter den Menschen zu machen scheine und manche durch eine strengere Schule leite. Sie hatten dies nicht einmal als Ihre Meinung ausgesprochen, sondern nur als eine der versuchten Erklärungsarten der von Ihnen erwähnten Erscheinungen. In diese Ansicht nun könnte ich nie einstimmen, daß die Gottheit sich um einige weniger kümmert, als um andre. Gott kann, und das liegt in der Sache selbst, sein Wohlgefallen mehr auf die richten, die dadurch, daß sie ihm anhängen, eine größere Liebe, Innigkeit und Reinheit des Gemütes beweisen, aber eine ungleiche Verteilung seiner leitenden, sorgenden, belohnenden und strafenden Fürsorge läßt sich nicht, weder mit den Begriffen von seiner Allmacht, noch mit denen von seiner Gerechtigkeit in Vereinigung bringen. Im Alten Testamente kommt allerdings von Auserwählten Gottes vielleicht auch in diesem Sinne vor, allein diese Stellen hängen auch zum Teil mit der jüdischen Idee des auserwählten Volkes Gottes zusammen, und dann braucht auch dieser Begriff der Auserwählung nicht gerade jenen ausschließenden Sinn, sondern nur den zu haben, daß die Auserwählten die-

jenigen waren, welche sich durch ihre Herzensreinheit und Frömmigkeit am meisten der Liebe Gottes würdig gemacht und sein Wohlgefallen auf sich gezogen hatten. Im Neuen Testamente kommen Stellen, aus denen man auf eine ungleiche Sorge Gottes in den waltenden Fügungen seiner Vorsehung schließen könnte, wohl nicht vor. Wenn es bei einer oder der andern dies Ansehen haben sollte, ist sie wohl anders zu erklären. Der tröstende Gedanke aber bleibt fort und fort, daß Gott auch widrige und schmerzliche Schicksale nur aus Liebe sendet, um unsre Gesinnungen zu läutern. So, liebe Charlotte, habe ich die Sache verstanden, die in ein paar unsrer Briefe von uns besprochen worden ist, und so sollte ich denken, stimmte sie auch mit Ihren Ansichten und Ueberzeugungen vollkommen überein.

Achtundsechzigster Brief.

Tegel, den 18. März 1827.

Sie kennen schon meine Neigung, bisweilen auf dem Lande zu sein, und so wird es Sie nicht wundern, wenn ich Ihnen von Tegel jetzt schreibe. Ich bin indes nur auf ein paar Tage hier und habe eigentlich die Stadt noch nicht verlassen. Wenn gleich die Witterung rauh ist, so hindert mich das nicht, alle Tage spazieren zu gehen, nämlich hier und so lange und so oft ich hier bin.

Der See, der in meinen Besitzungen ist, ist natürlich jetzt wieder ganz frei von Eis. Das ist immer ein Schauspiel, an dem ich mich sehr erfreue, dieses Befreitwerden des Wassers von den Banden, die ihm im Winter seine schöne Beweglichkeit rauben und es dem festen Lande gleich machen. Man fühlt ordentlich die wiedergegebene freie Bewegung mit und ist der rauhen Starrheit gram, welche das zarte, hingleitende Element, so tief sie ihren Einfluß auszuüben vermag, um den schönsten Teil seiner eigentümlichen Natur bringt. Man sagt gewöhnlich, das Wasser trennt die Länder und Orte, aber es verbindet sie eher, es bietet eine viel leichter zu durchschneidende Fläche dar als das feste Land, und es ist ein so hübscher Gedanke, daß, wie weit auch die Ufer von einander entfernt sind, die Welle, die mir die Füße bespült, in kurzer Zeit am gegenüberstehenden Gestade sein kann.

Mit Vergnügen lese ich in Ihrem Briefe, daß Sie mit dem Plane einer kleinen Reise nach Offenbach beschäftigt sind, und bitte Sie, doch ja Ihren Vorsatz nicht aufzugeben, auch glaube ich, daß Sie, liebe Charlotte, einmal einer Erholung bedürfen, oder eine solche wenigstens sehr wohlthätig auf Sie wirken würde. Ich empfinde recht wohl, daß Sie darum auf keine Weise unzufrieden mit Ihrer Lage oder Ihrer Beschäftigung überdrüssig sind. Allein es

ist doch in den Menschen so. Wenn sie eine lange Zeit hindurch dieselbe Sache, auch ohne Widerwillen, sogar mit Vergnügen getrieben haben, so bemächtigt sich ihrer dennoch eine durch die Einförmigkeit bewirkte Ermüdung, und neue, auch nur auf eine kurze Zeit genossene Gegenstände geben den Gedanken und der Empfindung eine neue Spannung, die gewöhnlich auch auf den Körper zurückwirkt. Die Wahl von Offenbach finde ich sehr angemessen, da Sie dort eine innig mit Ihnen verbundene, liebe, vertraute Freundin haben; es ist ein angenehmer Ort in einer sehr hübschen Gegend, auch nicht sehr weit von Ihnen entfernt. Ich war sehr oft da, zum erstenmal in demselben Jahre, wo ich Sie in Pyrmont sah, im Jahre 1788. Ich besuchte dort die als Schriftstellerin bekannte Frau von La Roche, die ich auch viele Jahre später dort wieder sah, als ich mit meiner Frau und Familie von Paris zurückkam. Sie war eine geistreiche und noch im hohen Alter unendlich lebendige Frau, und hatte etwas ganz besonders Angenehmes und Liebenswürdiges, wenn man sie mitten im Kreise ihrer Kinder und Enkel sah. Ein Sohn, wenig älter als ich, lebt noch hier in Berlin in sehr genauer Freundschaft mit mir, ist glücklich verheiratet und in jeder Hinsicht ein trefflicher Mensch. — Ich wünsche von Herzen, daß Sie das Vorhaben ausführen.

Neunundsechzigster Brief.

Berlin, den 10. April 1827.

Ich habe Ihren Brief, liebe Charlotte, den Sie nach meinem Wunsche am 3. abgeschickt haben, richtig erhalten und danke Ihnen herzlich dafür. Der heitere, zufriedene Ton, der darin von der ersten bis zur letzten Zeile herrscht, hat mir eine ganz besondere Freude gemacht. Da ich, wie Sie wissen, an Ihnen und Ihrem Wohlergehen so lebhaften Anteil nehme, so ist mir das natürlich das wichtigste, woraus ich Ihre Stimmung erkenne. Wenn auch Ihre Lage jetzt durch Ihre Talente, Fleiß und Anstrengung so ist, daß sie nicht außerordentliche Störungen fürchten läßt, so läßt sie doch sehr viel zu wünschen übrig ist, und selbst in der gleichförmigsten Lage können doch Dinge vorkommen, welche selbst ohne Krankheit und Mißgeschicke die Stimmung verändern und wehmütig machen. Die wehmütige Stimmung aber begegnet gerade den edelsten Gemütern am meisten, und es läßt sich nichts dagegen sagen, wenn man sie auch des Glückes der Personen selbst wegen, die sie befällt, wegwünscht. Es scheint mir aber, als wären Sie schon seit längerer Zeit viel gleichförmiger gestimmt, als im Anfange unsres brieflichen Umganges. Es ist sehr gütig und liebevoll von Ihnen

und gereicht mir zur Freude, daß Sie es dem Einflusse zuschreiben, den Sie mir so willig gestatten. Das Verdienst ist auf Ihrer Seite; Ihre Seele ist so klar und empfänglich wie Ihr Gemüt, und so sind Sie jeder Ueberzeugung und jeder Wahrheit immer offen. Ich liebe die Heiterkeit ungemein. Es ist nicht gerade die laute, die sich wie genießende Fröhlichkeit ankündigt, sondern die stille, die sich so recht und ganz über die innere Seele ergießt. Ich liebe sie in andern und mir vorzüglich der größeren Klarheit wegen, die in der Heiterkeit immer die Gedanken haben, und die für mich die erste und unerläßliche Bedingung eines genügenden Daseins im Leben für sich und im Umgange mit andern ist. Die Wehmut führt auch bisweilen eine und oft noch größere Klarheit mit sich. Man sieht und empfindet die Dinge in ihrer Nacktheit, wenn das Gemüt so tief in sich bewegt ist, daß der Schleier zerreißt, der sie sonst verhüllt. Aber es ist dies, wie ich es nennen möchte, eine schmerzliche Klarheit, die teuer erkauft werden muß, und sie zeigt die Gegenstände auch nur im Augenblicke und vorübergehend, wie man auch augenblicklich in die Tiefe des Himmels schaut, wenn der Blitz die Wolken zerreißt. Davon ist die leichte Klarheit ruhiger Heiterkeit himmelweit verschieden. Diese zeigt die Dinge teils, als gingen sie fremd vor einem vorüber, teils als besitze man Stärke genug, sich nicht von ihnen bewegen zu lassen. Auf beide Weisen geht die Masse der Ereignisse wie ein Schauspiel vorüber, und das ist eigentlich die des Menschen würdigste Art, sie anzusehen, ohne lange bei ihnen zu verweilen oder sich gar in sie zu vertiefen, immer eingedenk, daß es ein ganz andres und würdigeres geistiges Gebiet gibt, in dem der Mensch wirklich sich heimatlich zu fühlen bestimmt ist. Wenn man das Fremde so nimmt, und dasjenige, was Anteil der Freundschaft und Zuneigung nur in der That zur Wirklichkeit macht, die sich auf keine Weise mehr als Schauspiel behandeln läßt, nicht mehr bloß die Phantasie und den Gedanken in Anspruch nimmt, sondern warm und lebendig das Herz ergreift, so behandelt man das Leben vielleicht auf die unter allen zweckmäßigste Art. Es ist mir für die Erhaltung und Fortdauer Ihrer Heiterkeit, liebste Charlotte, sehr lieb, daß Sie sich mit dem Plane Ihrer kleinen Reise beschäftigen. Es würde Ihnen diese Beschäftigung selbst zur Entschädigung dienen, im Falle sich der Ausführung des Projektes etwas entgegenstellte. Ich kann mir aber das nicht denken, da die Sache so ungemein einfach ist. Was Sie mir in Ihrem letzten Briefe über Offenbach sagen, hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich wußte nicht, daß der Isenburger Hof das ehemalige Haus der Frau von La Roche war. Es ist sehr hübsch und sehr natürlich von Ihnen, daß Sie alles lebhaft bei Ihrem Dortsein und Wohnen in dem Hause interessierte, so daß Sie bei allen Details verweilten, da die Schriften der La Roche, wie Sie mir sagen, Ihnen in der Jugend nicht nur großes Vergnügen gewährten, sondern bildend auf Sie wirkten. In gut gearteten Gemütern bewahrt und erhält sich dann eine dankbare Anhänglichkeit. Gerade der Garten, von

dem Sie reden, ist das einzige, dessen ich mich deutlich erinnere. Ich sah die Frau von La Roche zum letztenmal darin, als ich im Jahre 1801 mit meiner Frau und Familie aus Paris zurückkam. Es war eine Laube im Garten, in der wir saßen. Sie erinnern mich an das, was Goethe in seiner Biographie, Wahrheit und Dichtung, von der Familie La Roche sagt, wo er bei seiner Rückkehr von Wetzlar nach Frankfurt dort mehrere Tage einkehrte und freundschaftlich aufgenommen war. Sie sind, wie es scheint, nicht ganz zufrieden mit Goethe, und der Art, wie er die würdige Frau und die übrigen Familienglieder darstellt.

Leben Sie für heute herzlich wohl und schreiben Sie mir doch den 24. d. M. Mit der herzlichsten und immer unveränderlichen Teilnahme Ihr H.

Siebzigster Brief.

Berlin, den 2. Mai 1827.

Tausend Dank, liebe Charlotte, für Ihren mir sehr erwünscht gewesenen Brief vom 24. v. M. Ich habe es immer sehr gern, wenn ich, indem ich einen Brief schreibe, einen zur Beantwortung vor mir habe. Wenn auch unser Briefwechsel selten etwas enthält, worauf eigentlich eine Antwort erforderlich wäre, so ist doch ein Briefwechsel seiner Natur nach immer eine Erwiderung, und man schreibt weniger gern, wenn der Faden für den Augenblick abgerissen ist und von neuem angeknüpft werden muß. Das begegnet mir nun durch Ihre liebevolle Aufmerksamkeit nie, sondern unsre Briefe wechseln sich regelmäßig ab. Ich bin überzeugt, daß, wenn manche Menschen wüßten, daß wir uns so regelmäßig schreiben, ohne über wissenschaftliche oder Geschäftsgegenstände zu reden, noch uns Thatsachen mitzuteilen, sie gar nicht begreifen würden, was man sich sagen könne, wenn man sich scheinbar nichts zu sagen hat. Recht wenige Menschen haben einen Begriff und einen Sinn für die Mitteilung von Gedanken, Ideen und Empfindungen, wenn es ihnen auch auf keine Art an Verstand, Geist und Regsamkeit für alle Gefühle fehlt, für welche der Mensch empfänglich zu sein pflegt. Es gehört zum Gefallen an solchen Mitteilungen noch mehr, nämlich die Neigung, das, was man selbst denkt und fühlt, gern außerhalb des eignen Seins im andern zu erblicken. Bei einem Umgange, wie es der zwischen uns beiden ist, ist es nicht eben der Wunsch, etwas in den andern zu verpflanzen, Meinungen in ihm zu begründen, zu befestigen oder zu zerstören, wenigstens fühle ich keinen solchen Hang und solches Bemühen in mir. Aber was ich deutlich fühle, ist ein großes und in der Liebe zu gefaßten Meinungen selbst begründetes Verlangen, was ich über Gegenstände inneren Bewußtseins meine und empfinde, mit den Erfahrungen und und der Vorstellungsweise andrer zu vergleichen. Es kommt einem nun gewissermaßen in sich gesicherter vor, was man mit dem Vor-

stellen und dem Denken andrer zusammenhält, und wenn es keinen andern Grund gegenseitiger Mitteilung im Menschengeschlechte gäbe, so wäre schon dies gewiß ein hinlänglicher. Es hat auch gewissermaßen das Schreiben darin einen Vorzug vor dem mündlichen Gespräche. Es vereinigt die Vorzüge des letzteren mit denen des einsamen Nachdenkens, die doch gleichfalls unverkennlich sind. Man hat für alles, was die Mitteilung der Gedanken und Empfindungen betrifft, den andern nicht wieder gegenwärtig, als wenn man persönlich bei einander ist, und zu der Sammlung und dem Festhalten der eignen Gedanken trägt doch unfehlbar das Alleinsein, und selbst, daß man den Faden seiner Gedanken ruhig ausspinnen kann, ehe ein andrer dazwischen tritt, bei.

Es ist mir sehr erfreulich gewesen zu sehen, daß es Ihnen lieb war, meinen Brief gerade in den Feiertagen zu erhalten. Es war das meine Absicht. Ich weiß, daß Sie sich in den Festtagen Muße, Ruhe und Erholung erlauben, die Sie, gute Charlotte, so oft ersehnen — und ihrer so selten teilhaftig werden, — ich weiß auch, daß Ihnen das Pfingstfest besonders lieb ist in seiner geistigen Bedeutung, und nun erkenne ich mit Vergnügen, daß so die Tage in Heiterkeit still an Ihnen vorübergegangen sind, und mein Brief und dessen Beantwortung Ihre zufriedene, heitere Stimmung vermehrt hat. Ich gestehe Ihnen, daß Ihre einfache Zufriedenheit mir stets erfreulich, oft rührend ist. Sie geht aus Ihrem Inneren hervor, wodurch sich das Aeußere gestaltet. Ich teile ganz Ihre Meinung, daß die Einrichtung bestimmter Ruhetage, selbst wenn sie gar nicht mit religiöser Feier zusammenhinge, eine für jeden, der ein menschenfreundliches, auf alle Klassen der Gesellschaft gerichtetes Gemüt hat, höchst erfreuliche und wirklich erquickende Idee ist. Es gibt nichts so Selbstisches und Herzloses, als wenn Vornehme und Reiche mit Mißfallen oder wenigstens mit einem gewissen verschmähenden Ekel auf Sonn- und Feiertage zurückblicken. Selbst die Wahl des siebenten Tages ist gewiß die weiseste, welche hätte gefunden werden können. So willkürlich es scheint und bis auf einen Punkt auch sein mag, die Arbeit um einen Tag zu verkürzen oder zu verlängern, so bin ich überzeugt, daß die sechs Tage gerade das wahre, den Menschen in ihren physischen Kräften und in ihrem Beharren in einförmiger Beschäftigung angemessene Maß ist. Es liegt noch etwas Humanes auch darin, daß die zur Arbeit dem Menschen behilflichen Tiere diese Ruhe mitgenießen. Die Periode wiederkehrender Ruhe über die Maße zu verlängern, würde ebenso unhuman als thöricht sein. Ich habe dies sogar einmal an einem Beispiele in der Erfahrung gesehen. Da ich in der Revolutionszeit einige Jahre in Paris war, so habe ich dort es erlebt, daß man auch diese Einrichtung, sich an die göttliche Einsetzung nicht kehrend, dem trockenen und hölzernen Dezimalsystem untergeordnet hatte. Der zehnte Tag erst war es, was wir einen Sonntag nennen, und alle gewöhnliche Betriebsamkeit ging neun Tage lang fort. Wenn dies eigentlich sichtbar viel zu viel war, so wurde von mehreren,

soviel es die Polizeigesetze erlaubten, der Sonntag zugleich mitgefeiert, und so entstand wieder zu vieler Müßiggang. So schwankt man immer zwischen zwei äußersten, wie man sich von dem regelmäßigen und geordneten Mittelwege entfernt.

Wenn dies nun aber bloß nach schon vernunftgemäßen und weltlichen Betrachtungen hiermit der Fall ist, wie anders stellt sich noch die Sache nach den religiösen Beziehungen dar; dadurch wird die Idee wie der Genuß der Feiertage zu einer Quelle geistiger Heiterkeit und wahren Trostes. Die großen Feiertage sind überdies mit so merkwürdigen Geschichtsereignissen verbunden, daß sie dadurch eine besondere Heiligkeit erhalten. Es ist gewiß die angemessenste Feier dieser Tage, in der Bibel selbst, in allen vier Evangelisten, die Erzählung derjenigen, auf welche sich das Fest bezieht, zu lesen, wie Sie mir schreiben, daß Sie zu thun pflegen seit vielen Jahren. In den Evangelisten ist namentlich die Uebereinstimmung in der Erzählung ebenso merkwürdig als die Art, wie die Erzählung der einzelnen von einander abweicht. Die Uebereinstimmung birgt für die Treue und Wahrheit, und in ihr liegt das Gepräge des Geistes, in dem alle diese unmittelbaren Zeugen, die Christus selbst sahen und begleiteten, schrieben. Allein dieser Geist, ob er gleich ein Geist der Einheit war, der alle beseelte, hinderte doch nicht, daß sich nicht die eigentümliche Echtheit und Schönheit jedes einzelnen Erzählers hätte gehörig entfalten und darstellen können. Wirklich kann man, wenn man gewohnt ist, die vier Evangelisten oft zu lesen, nicht leicht verkennen, von welchem eine Stelle ist, wenn man nur irgend eine solche auswählt, in der sich das Charakteristische einigermaßen zeigen läßt. Es scheint mir auch aus Ihrem letzten Briefe, wie ich schon öfter bemerkt zu haben glaubte, daß Sie dem Evangelium Johannis den Vorzug geben. Dieser Ausdruck ist zwar nicht passend, da in diesen Schriften mit Recht alles gleich geachtet werden muß. Allein es ist doch natürlich, daß der eine Erzähler das Herz und die Empfindung auf eine andre Art als der andre anspricht, und alsdann läßt sich auch nach Individualitäten ein Unterschied im Eindruck fortsetzen. Ich teile ganz Ihre Meinung hierüber. Es ist gerade im Johannes, wenn man es so nennen darf, etwas vorzüglich Seelenvolles.

Sie erinnern mich, liebste Charlotte, daß ich Ihnen noch Antwort schuldig bin auf eine Stelle Ihres früheren oder vorletzten Briefes, und nennen es sehr gütig Berichtigung Ihrer Meinungen über wichtige Wahrheiten. Lassen Sie es mich richtiger sagen, es ist der Wunsch, daß wir auch hier gleicher Meinung sein mögen, wie wir es gewiß meist sind über wichtige Wahrheiten. Ich erkenne, und immer mit großer Freude, daß Ihre Ansichten die Resultate eines geläuterten tiefen Nachdenkens sind, das sich die Gegenstände, die es auswählt, mit dem Lichte eines klaren Verstandes beleuchtet. Unter dem Frieden, dessen ich erwähnte und worauf Sie zurückkommen, verstehe ich allerdings den, welcher an den beiden von Ihnen angeführten und sehr gut gewählten Stellen be-

zeichnet ist, nur auf die Weise, wie ich die Stellen nehme. Ich muß aber beide Stellen eigentlich miteinander verbinden, da eine allein die von mir damit verbundene Idee wenigstens nicht unmittelbar ausdrückt. Zuerst ist, wie es im Jesaias heißt, der Friede das Werk der Gerechtigkeit, er ist unmöglich ohne strenge Pflichterfüllung, unmöglich in jedem, da Strenge der Pflichterfüllung das erste und nächste ist. Dies aber möchte ich nur den irdischen menschlichen Frieden nennen. Er muß die Grundlage sein, aber er ist nicht alles. Er wird gepredigt durch den Propheten, durch das vorausgehende Alte Testament; das Neue gibt erst die Vollendung. Das allein ist der Friede, den die Welt nicht gibt; ein unübertrefflicher Ausdruck. Was diesem Frieden angehört, ist von der Welt, dem äußeren Glücke und dem äußeren Genusse geschieden, es stammt von einer unsichtbaren Macht her, allein die Gesinnung muß im Gemüte vorhanden sein, daß man sein ganzes inneres Wesen von der Welt trennt, daß man nicht auf äußeres Glück Anspruch macht, daß man nur die hohe Seelenruhe sucht, die auf dem Leben in Demut und innerem Gehorsame wie in einer klippenlosen stillen Wasserfläche ihre Sicherheit findet. Die bloße Ausübung der Pflicht reicht dazu nicht hin, die Unterordnung des selbstischen Daseins unter das Gesetz und noch weit mehr unter das Anerkenntnis der höchsten alles beherrschenden und alles durchdringenden Liebe muß so vorwaltend sein, daß das ganze Wesen darin aufgelöst ist. Nur bei dieser Gesinnung kann man den von Jesus dargebotenen Frieden sich aneignen. Denn es wäre eine ganz irrige Auslegung der schönen biblischen Stelle, wenn man glauben könnte, der himmlische Friede senkte sich so von selbst und ohne alles Zuthun auf den Menschen herab. Wohl zwar senkt er sich also nieder, er kann nicht durch Werke verdient, nicht gleichsam wie Erdengüter durch eignes Thun erworben werden. Er ist eine freie, himmlische, immer nur der Gnade entströmende Gabe Allein der Mensch kann sie nicht erfassen ohne jene Gesinnung, er kann des Himmlischen nicht teilhaftig werden, so lange er irdisches Glück sucht. Besitzt er aber diese Gesinnung, so ist er wieder jenes Friedens gewiß, denn es ist recht eigentlich von den himmlischen Gaben ein wahres Wort, daß denen gegeben wird, die da haben. Das Irdische muß schon, so viel es die schwache Kraft vermag, das Himmlische angezogen haben, wenn es ihm wahrhaft zu teil werden soll. Auf diese Weise hängt der innere Friede immer vom Menschen selbst ab, der Mensch braucht zu seinem Glücke im wahren Verstande nichts als ihn, und er braucht, um ihn zu besitzen, nichts als sich.

In dem, was Sie über das Glück sagen, haben Sie mich doch einmal mißverstanden, wie dies ja auch bei den meisten und großen Uebereinstimmungen unter uns manchmal nicht anders sein kann. Was ich darüber denke, wende ich übrigens nur für mich an. Ich finde es für mich tröstend und ausreichend. Ich liebe es, auf mir

selbst zu stehen, und entbehre lieber, als ich an Hoffnungen hänge, die auch fehlschlagen können. Jeder mag darin seine Weise haben. Mit aufrichtigster Teilnahme Ihr H.

Einundsiebzigster Brief.

Tegel, den 23. Mai 1827.

Sie haben mir, liebe Charlotte, mit Ihrem Briefe vom 12., 13. und 14. d. M. eine große Freude gemacht, für welche ich Ihnen herzlich danke. Ich habe mit großem Vergnügen daraus ersehen, daß Sie wohl und heiter sind und das schöne und wirklich ungewöhnlich schöne Frühjahr genießen. Sie wundern sich nicht mit Unrecht, daß ich dieses Jahr später, als es die Jahreszeit zu erlauben schien, hierher gegangen bin. Indes pflege ich gewöhnlich erst im Juni die Stadt zu verlassen. Es ist jetzt sehr schön hier und eigentlich war es vor acht Tagen noch schöner. Es blühte da der Lila oder spanische Flieder, der gerade hier in großer Menge und Schönheit ist, er gibt für Auge und Geruch dem Garten immer einen großen Reiz. Ich entbehre das indes wenig, denn ich kann nicht sagen, daß ich gerade auf einzelne Blumen sehr viel hielte. Die ganze Gartenkunst läßt mich ziemlich gleichgültig. Ich suche die großen Bäume und ziehe noch mehr die eines freien Waldes den gepflanzten vor, und mein Vergnügen am Landleben ist mehr das freie und weite Herumgehen in einer angenehmen Gegend, als das Bekümmern um Pflanzungen und Blumenanlagen. Dieses weite Herumgehen und die Freude an Bäumen habe ich nun hier sehr. Um mein Haus unmittelbar herum sind schöne alte und doch noch in voller Kraft stehende Bäume in bedeutender Menge, und will ich weiter gehen, so habe ich dicht hinter meinem Parke einen großen, dem Könige gehörenden Wald. Die Bäume darin haben etwas so Schönes und Anziehendes, auch für die Phantasie, daß, da sie ihren Ort nicht verändern können, sie Zeugen aller Veränderungen sind, die in einer Gegend vorgehen, und da einige ein überaus hohes Alter erreichen, so gleichen sie darin geschichtlichen Monumenten und haben doch ein Leben, sind doch wie wir, entstehend und vergehend, nicht starr und leblos, wie Fluren und Flüsse, von denen sonst das im vorigen Gesagte in gleichem Maße gilt. Daß man sie jünger und älter und endlich nach und nach dem Tode zugehend sieht, zieht immer näher und näher an sie an. Gewiß aber ist es, um diesen Eindrücken offen zu bleiben, notwendig, von Kindheit an oft und anhaltend auf dem Lande gewesen zu sein. Nur auf diese Weise verschwistern sich Gedanken und Empfindungen mit den uns in der Natur umgebenden Gegenständen. Sonderbar aber ist es, daß meine Liebhaberei nur auf die Bäume geht, die, da sie keine eßbare Frucht tragen, gewissermaßen wilde heißen können. Obstbäume haben höchstens in der Blüte einen Reiz für mich. Es gibt zwar sehr große und deren Wuchs in der That malerisch ist. Aber

sie sagen mir nichts, ohne daß ich mir weiter einen Grund davon angeben könnte. Es liegt indes vermutlich darin, daß man die Obstbäume gewöhnlich nahe an Gebäuden findet, oder daß sie doch immer die Kunst und Sorgfalt des Menschen verraten, da die Seele und die Einbildungskraft die freie Natur fordert, an welcher der Mensch nichts gemodelt und nichts geändert hat. Es ist schon schlimm genug, daß so oft Bäume, die wirklich auf große Schönheit Anspruch machen können, durch Menschenhände und ewiges Behauen ganz um ihren freien und großartigen Wuchs gebracht werden. So ergeht es z. B. den Weiden. Sie werden, wenn man sie frei und ungehindert wachsen läßt, zu starken, hohen und malerisch schönen Bäumen. Noch in meiner Kindheit gab es in Berlin selbst drei solche wirklich wundervolle Bäume, die aber auch jetzt nicht mehr vorhanden sind. Aber ich sehe, daß ich zwei volle Seiten über meine Liebhaberei an Bäumen geschrieben habe. Wüßte ich nicht, wie gut Sie sind, liebe Charlotte, so müßte ich fürchten, Sie zu ermüden, so aber rechne ich darauf, daß Sie gern lesen, was ich schreibe, meist meinen Ideen gern folgen und in sich fortspinnen. Mir ist es ein sehr angenehmes Gefühl, mich so vor Ihnen ganz zwanglos gehen zu lassen und zu Ihnen zu reden, wie zu mir selbst. Aber ich habe Ihnen noch das eine und andre heute zu sagen, so werden Sie diesmal noch einen längeren Brief, als gewöhnlich, erhalten.

Ihr letzter Brief hat mir darin besonders Freude gemacht, daß Sie meine Meinung teilen in dem, was ich über den Wert einer schriftlichen Mitteilung, wie wir sie in unsrem Briefwechsel aufgenommen, sagte. Auch haben Sie darin vollkommen recht, daß ein solcher brieflicher Umgang, der nie unterbrochen wird, zu einer gegenseitigen tieferen Kenntnis des Charakters führt. Wenn es gewiß nur wenige sind, die an einem Briefwechsel wie der unsrige ist, Gefallen finden würden, so möchten ihn auch vielleicht wenig Frauen führen können. Es sind dazu doch Individualitäten erforderlich, die nicht jedermanns Sache sind, vor allen andern auch eine Innerlichkeit des Lebens. Ich kenne Frauen, denen niemand Geist absprechen kann, noch absprechen wird, sie besitzen viele und selbst gelehrte Kenntnisse. Im Gebiete der Wissenschaften ist ihnen wenig fremd; sie haben alles gelesen, was in die neuere und frühere Zeit fällt, und selbst die Schriften und Schriftsteller der Vorzeit sind ihnen bekannt, und ihre Unterhaltung ermüdet und ihre Briefe sind kaum zu lesen. Man fragt wohl, woran das liegt, und die Antwort ist nicht leicht. Gewiß aber ist die Sprache ein Haupterfordernis, und sie ist nicht allen verliehen und in der That mehr angeboren als angebildet. Sie haben die Sprache wohl das Kleid der Seele genannt. Es ist das eine ungemein richtige Bezeichnung, die mir sehr gefallen hat. Ihnen, liebe Charlotte, ist die Sprache vor vielen andern geworden, und wenn auch, wie Sie mir wohl gesagt haben, Sie mit der neuen, modernen Lektüre unbekannt geblieben sind, zu der Ihnen keine Zeit übrig blieb, indem

Sie auch nicht durch Ihre Neigungen dahin gezogen wurden, so hat Ihnen das gar nicht geschadet, vielleicht ist das Eigentümliche Ihnen dadurch gerade mehr erhalten. Ich selbst bin auch ganz unbekannt mit diesen Büchern. Es ist aber unverkennbar, daß Sie bei früherer größerer Muße nur unsre besten Schriften gelesen, ja mit ihnen gelebt haben, so hat sich Charakter und Denkweise zugleich mit Sprache und Stil gebildet. Leben, Wärme und Feuer ist in Ihrer Sprache, die dabei immer einfach und natürlich und nie gesucht oder schwülstig ist. Ich habe Ihnen schon oft Aehnliches gesagt, ohne mich einer Schmeichelei schuldig zu machen. Die Thatsache liegt in jedem Ihrer Briefe und in jedem Hefte Ihrer Biographie. Es hat mich gar nicht überrascht, daß Sie mir sagen, wie Sie schon sehr früh die Neigung gehabt, in „ernsthafte" Korrespondenz zu treten, die nicht Erzählung von erlebten Begebenheiten, sondern Betrachtungen, Gedanken und dergl. enthalte. Jede Gelegenheit dazu haben Sie schon als Kind mit einer Art Leidenschaft ergriffen und Ihre empfangenen Briefchen, wohl geordnet, mit Wichtigkeit bewahrt. Früh schon, wohl mit zwölf Jahren, wären Ihnen manche Briefe übertragen, z. B. in der Familie, auch die Krankenberichte an den verwandten Hausarzt. Ueberhaupt, bemerken Sie, wären Ihnen unter allen Beschäftigungen die mit Krayon und Feder die liebsten gewesen, ob Ihnen doch auch eine vielleicht seltene Kunstfertigkeit in weiblicher Arbeit angeboren sei; gewiß angeboren meinen Sie, da Sie nie in irgend etwas Unterricht bekommen oder auch bedurft haben, da der scharf unterscheidende Blick Ihres Auges hinreichend gewesen, Sie zu belehren. (Diese Fähigkeit, bemerken Sie, wäre in dem letzten Teile Ihres Lebens von der größten Wichtigkeit für Sie geworden.) Ob nun dies Talent oder Kunstfertigkeit Sie auch erfreut habe und Ihnen viel Lob gewonnen, hätten Sie sich doch noch lieber Ihrem kleinen Schreibtische zugewendet und Auszüge aus allen Büchern gemacht, mit denen Sie nach und nach bekannt geworden.

Ich rufe Ihnen, liebe Charlotte, diese Selbstschilderungen aus einem Hefte Ihrer Biographie nicht ohne Absicht zurück. Die frühe Uebung im Schreiben mag beigetragen haben, Ihnen eine ungewöhnliche Leichtigkeit, Fertigkeit, Gewandtheit, Richtigkeit und Gefälligkeit des Ausdruckes zu geben, nicht weniger aber sind auch die intellektuellen Kräfte erforderlich, die als Grundlage jenen den Wert geben.

Durch alle diese, sich stets erneuernden Bemerkungen ist schon mehr als einmal ein Gedanke in mir erregt, den ich Ihnen heute aussprechen will, über den Sie lachen werden, der aber mein Ernst ist. Hören Sie mich denn aufmerksam an, liebe Charlotte. Ich weiß, wie Sie in jener, nun schon lange vergangenen Zeit nach den Ihnen leider unersetzt gebliebenen Vermögensverlusten ganz niedergebeugt waren. Ich habe es nicht vergessen, wie Sie damals mit sich, Verhängnis und Entschlüssen kämpften, und endlich, da Sie etwas ergreifen mußten, die Kunstarbeit wählten, mit der Sie Ihre

Neigung in einige Harmonie zu bringen dachten. Ich habe nicht vergessen, wie Sie nun unermüdet allen Fleiß und Nachdenken anwendeten und sich so eine seltene Geschicklichkeit gewannen, so daß Ihre Fabrikate den ausländischen gleichgestellt, sehr gesucht und versendet wurden. So gelang es Ihrer Anstrengung und Ausdauer, sich eine unabhängige Selbständigkeit zu schaffen, die Ihnen noch die Freiheit gab, nach Ihrer Neigung ein halb ländliches Leben zu führen. Es macht Ihnen viel Ehre und erregt meine volle und wahre Achtung. Nicht allein das Talent weiß ich zu würdigen, mehr noch die Charakterseiten, die dazu erfordert werden.

Gern möchte ich Sie indes in einer freieren Lage und in Beschäftigungen wissen, worin Sie bei zunehmenden Jahren weniger angestrengt, mehr sich selbst lebten: das müßte, denke ich, zu erreichen sein. Ja, theure Charlotte, ich möchte Sie so gern aus Ihrer sehr angestrengten Lebensweise herausgehoben wissen und weiß zugleich, daß, was für viele andre paßt, doch nicht für Sie ist.

Sie haben sehr oft in Ihren Briefen des schönen Verhältnisses gedacht, worin Sie von Kindheit an, durch alle wechselnden Schicksale Ihres Lebens, bis an sein Grab, zu Ewald gestanden; Sie gedenken mit gerührter Dankbarkeit des Einflusses, den er auf Sie gehabt, und der unendlichen Teilnahme, die er Ihnen in Rat und That durch ein langes Leben trostvoll bewiesen. Hat er nie die Idee in Ihnen geweckt, Vorteil aus Ihrer Feder zu ziehen? Wie viele Frauen thaten und thun das, die vielleicht weniger dazu berechtigt sind als Sie. Denken Sie nur an Therese Huber, deren Sie schon mehrmal mit Liebe erwähnt haben, die Ihnen durch gemeinschaftliche Freunde näher bekannt war. Es war wirklich Notwendigkeit, was sie bestimmte zum Schreiben. Anfangs war sie gewiß weniger dazu befähigt als Sie. Sie wenden mir hier vielleicht ein, Therese Huber arbeitete an der Seite ihres Mannes, unter seinem Schutze, Forthilfe und Korrektur. Wenn Sie einen solchen Entschluß fassen auf meinen Rat, so ist es billig, daß ich Ihnen hilfreich bin. Schreiben Sie Ihre Ansichten, Gedanken, Betrachtungen über freigewählte Gegenstände. Ihre eignen Schicksale und mancher, die Ihnen näher standen, bieten Ihnen gewiß Stoff genug, mehr noch Ihr reiches inneres Leben, das auch in der sehr einfachen und angestrengten Lebensweise, die Sie führen, sich nie erschöpfte. Die Schilderungen innerer Seelenzustände gelingen Ihnen ganz vorzüglich.

Denken Sie meinem Vorschlage nach, prüfen Sie Ihre inneren Kräfte, seien Sie nicht zu bescheiden und sagen Sie mit dem Vertrauen, das Sie mir ja immer und unwandelbar so gütig zeigen, und worauf meine Teilnahme an allem, was Sie angeht, auch gerechten Anspruch hat, Ihre Meinung.

Und nun leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte, ich erschrecke selbst über die Länge meines Briefes, aber Sie finden darin einen Beweis der innigen Teilnahme, womit ich Ihnen angehöre und unwandelbar angehören werde. Ihr H.

Zweiundsiebzigster Brief.

Tegel, den 12. Juni 1827.

Ihr lieber Brief, am 5. d. M. zur Post gegeben, hat mir, wie alle Ihre Briefe, wieder viel Freude gemacht, und ich danke Ihnen herzlich dafür, liebe Charlotte.

— —

Ich weiß nicht, ob Sie in Ihrer Gegend auch so viele Gewitter haben. Neulich dauerte hier eines die ganze Nacht hindurch, und ich erinnere mich nie so schöne und mannigfaltige Donner gehört zu haben. Alle Arten des fernen und langsamen und dann beschleunigten Rollens und der Schläge, die mit Krachen immer die Höhe verraten, kamen hintereinander vor. Ich saß, wie ich gewöhnlich thue, bis nach ein Uhr an meinem Schreibtische beschäftigt, ging aber noch während des Gewitters zu Bette und schlief ein, als es noch in voller Stärke war. Ich liebe unter allen Naturerscheinungen die Gewitter vorzugsweise. Ob sie freilich oft großen Schaden anrichten und schmerzliche Verluste herbeiführen, so sind sie doch auch durch Kühlung und den Regen, den sie gewähren, höchst wohlthätig. Hier in Tegel kommen Sie selten recht herauf, weil der sehr große See das ist, was die Leute eine Wetterscheide nennen. Haben sie aber den Uebergang über den See gemacht, so ist es ein Beweis, daß sie groß genug waren, um den Abgang an Elektrizität, welche die Wassermasse ihnen nimmt, ertragen zu können, und dann pflegen sie sich nachher noch lange zu halten. Sie sagen mir in Ihrem Briefe, daß Sie im letzten strengen Winter einige Akazien verloren haben, die Sie zum Schirm vor der Sonne in Ihrer Gartenstube hatten pflanzen lassen, und betrauern den Verlust der so schön herangewachsenen Bäume. Das glaube ich Ihnen gern und verstehe es ganz. Es ist nicht nur verdrießlich, Bäume zu verlieren, sondern es kann sogar schmerzlich sein, wenn man sich an einen Baum gewöhnt hat. Durch den Frost habe ich keinen Baum verloren, aber der Sturm hat mir eine Akazie entwurzelt und einen Ahorn gespalten. Beides waren alte, wunderschöne Bäume. Die Akazie habe ich nirgends größer gesehen. Sie hatte einen sehr dicken Stamm und weit verbreitete Aeste. Im Grunde aber bleibt die Akazie selten gesund, wenn sie ein Alter, wie diese gewiß hatte, von 45 bis 50 Jahren erreicht. Auch diese war schon einmal gespalten, ich hatte aber durch eine angelegte starke Klammer ihr wieder Festigkeit gegeben. Der Sturm hat sie langsam niedergebeugt und die Wurzeln mit aus der Erde gerissen. Der Ahorn war noch größer und schöner, aber leider so gespalten, daß ich den ganzen Baum habe müssen abhauen lassen. Nun ist eine Lücke entstanden, die man, wenn man nicht die Ursache weiß, für absichtlich hält, da sie gerade vom Hause eine hübsche Aussicht auf den See gibt, die mir aber leid thut, so oft ich hinblicke. Die

Bäume sind darin eigentlich unglücklich, zu allem Wind und Wetter, allen Verunglimpfungen der Vögel und Insekten, der Beschädigungen durch Menschen gar nicht zu gedenken, geradezu stillhalten zu müssen und sich nicht vom Flecke rühren zu können. Tieren steht es doch frei, einen Schutz zu suchen, und doch kann man sich kaum erwehren, die Bäume auch als empfindende Wesen anzusehen. Lebende sind sie offenbar. Ihr Neigen sieht oft wie eine Klage aus, daß sie so unbeweglich dastehen müssen, der Sturm ist ohnehin die unerfreulichste, ja man kann wohl sagen, fürchterlichste Naturerscheinung. Schon daß er eine so furchtbare Gewalt unsichtbar ausübt und man gar nicht einmal begreift, wie er plötzlich entsteht und sich wendet, macht ihn viel schauerlicher, als die andern Naturerscheinungen, die mehr in die Augen fallen. Bei Stürmen denke ich noch allemal mit größerer Teilnahme, wie Sie darunter leiden, da Sie mir wohl gesagt haben, daß Ihr Gartenhaus so wenig Sie sichert.

Sie haben es sich schon wieder müssen gefallen lassen, daß ich mich in meiner Liebe für die Bäume habe gehen lassen, aber Sie sind zu gut und unendlich gut, und sagen mir sehr freundlich, daß Ihre eignen Empfindungen für meine Lieblinge der freien Natur sehr gesteigert seien und Sie jetzt die belaubten Mitbewohner Ihres kleinen Gebietes mit größerer Liebe betrachten als früher. Das sind so schöne und zart weibliche Aeußerungen, daß ich sie mit Vergnügen gelesen habe und Ihnen recht innig dafür danke, liebe, gute Charlotte.

Sie sprechen in Ihrem Briefe davon, daß ich wohl in diesem Sommer nach Schlesien gehen würde und dies Ihnen minder lieb sei, weil es Ihnen eine so weite Entfernung dünke. Ich gehe aber leider, obgleich ich Schlesien nicht berühren werde, in diesem Sommer noch weiter. Ich begleite nämlich meine Frau ins Bad nach Gastein. Dieses Bad liegt hinter Salzburg und ist also nahe an 120 Meilen von hier. Wir gehen aber erst im Juli fort und ich werde Ihnen in meinem nächsten Briefe, den ich noch vor meiner Abreise von hier schreiben werde, sagen, wohin ich Sie bitten werde, die Briefe an mich zu richten. Ich werde auch bei dieser Gelegenheit einmal wieder München besuchen, wo ich seit sehr langen Jahren nicht war. Unsre Abwesenheit wird bis in den September hinein dauern, da mit der Hin- und Rückreise schon bedeutende Zeit verloren geht und der Aufenthalt in München hinzukommt. Gastein ist eine der interessantesten Gegenden Deutschlands. Ich habe es zwar noch nicht selbst gesehen, da im vorigen Jahre meine Frau ohne mich da war, aber ich kenne Salzburg und dort fängt das Gebirge an, von dem das Bad Gastein gewissermaßen die letzte und äußerste Schlucht ist. Gastein wird vom Norden Deutschlands wenig besucht, von Oesterreich und Bayern aber und selbst aus Italien sehr viel. Dennoch sind alle Anstalten zum Wohnen und Leben dort sehr schlecht und man denkt auch wenigstens nur sehr langsam

darauf, sie zu verbessern. Da ich Tegel sehr liebe, so gehe ich eigentlich immer ungern weg. Doch ist das überwunden, wenn man im Wagen sitzt, und in vieler Rücksicht freue ich mich auf diese Monate. Ich habe sehr lange keine Berge und überhaupt keine wahrhaft große, schöne Natur gesehen und so versetzt man sich immer gern in eine solche. Das Gasteiner Wasser gehört übrigens zu den wirksamsten, die man kennt. Was aber die Gesundheit betrifft, so gehören die Badereisen zum Teil auch zu den Moden der Aerzte. In meiner Kindheit und ersten Jugend war es höchst selten, daß jemand, wenn er auch bedeutend leidend war, sich in Bewegung setzte, um seine Gesundheit durch ein Bad wieder herzustellen. Jetzt sind die Menschen beweglicher geworden und finden mehr Vergnügen an dem Hin- und Herwandern, wissen sich auch, obgleich alles jetzt kostbarer ist, die Mittel dazu zu schaffen, und so entsteht in jedem Sommer eine eigentliche Auswanderung nach den Bädern. Doch glaube ich, daß es auch hier mehr Mode ist, als anderswo, und z. B. bei Ihnen und in Ihrer Gegend.

Es thut mir sehr leid, daß die große Wärme dieses Jahres, die sehr vielen und auch mir so erwünscht und erfreulich ist, ganz entgegengesetzt auf Sie wirkt und Ihnen Beängstigungen, das schlimmste von allem, erregt. Ich werde mich sehr freuen, wenn Ihr nächster Brief mir bessere Nachrichten gibt.

Es ist mir sehr merkwürdig, daß Sie sich einer so großen Reihe von Sommern erinnern, worin sehr wenig Sommerwärme war. Allerdings war ich, wie Sie bemerken, in den Jahren abwesend und in südlichen Ländern. Es geschieht mir überhaupt leicht, das zu vergessen, was in der Zeit vorgefallen ist, die ich selbst erlebt habe. Ich bin in der viel älteren Geschichte viel besser bewandert. Ich besinne mich teils nicht auf das Geschehene, teils setze ich es in Zeiten, in die es nicht gehört. Es bleibt mir nur dasjenige, woran sich mir im Geiste oder im Gefühle etwas Tieferes geheftet hat. Aber die Ereignisse, die eigentlichen Vorgänge der Dinge entgehen mir leicht. In diesem Sommer aber ist alles merkwürdig früh. Die Rosen sind schon vorüber, die Lilien werden es bald sein. Zu den Lilien habe ich eine besondere Zuneigung; Farbe, Wuchs, Geruch, alles ist unendlich lieblich, und mehr als das, sie haben eine Pracht, die allen andern Blumen fehlt. In Italien und Spanien sieht man viele Blumen wild, die man bei uns bloß in Gärten sieht. Aber Lilien sind sehr selten. Auf der Insel Ischia bei Neapel gibt es eine Art Lilien, sehr gewürzreich an Duft, aber die Farbe ist nicht so strahlend weiß und fällt mehr ins Graue. Sie wachsen nur an einer Stelle der Insel, und gerade, da sonst die Lilie einen guten Boden fordert, im allerdürrsten Sande am Ufer des Meeres. Die Bewohner erzählen, daß dies eine Art Wunder sei, das man der heiligen Rosalia, der Schutzheiligen der Insel,

danke. An der Stelle, wo sie dort den Märtyrertod gelitten, wüchsen jetzt diese Lilien.

Sie sagen mir, daß Sie einen lieben Briefe von der Tochter des Direktors der rheinisch-westindischen Kompanie, Becher, erhalten haben; wie kam das? Der Vater ist ein sehr angenehmer, interessanter Mann, der einem, wie man ihn sieht, Vertrauen zu seiner Einsicht, Thätigkeit, Geschicklichkeit und Gewandtheit einflößt. Ein Teil seiner Kinder wird wohl in England geboren sein. Er hielt sich lange dort auf, teils in London, teils in Manchester, er hatte große Anlagen in Fabriken dort gemacht, allein in der Zeit des Krieges mit Frankreich hat er sie aufgeben müssen, und hat sich erst dann wieder nach Deutschland gezogen. Er hat eine überaus zahlreiche Familie. Indes hat es ihm in England, trotz seines sehr langen Aufenthaltes dort, doch nicht recht gefallen. Er findet sich jetzt viel glücklicher in Deutschland. Es muß doch wohl in Lebensweise, Umgebungen, dem Eindrucke, den die Nationalgesichtszüge machen, endlich an der Sprache liegen, daß es recht selten Menschen gibt, die ihr Leben in der Fremde beschließen mögen. Einzelne Ausnahmen findet man freilich, sogar Italiener, die in Petersburg zu leben vorzogen, aber selten sind sie immer. Selbst diejenigen, die durch allerlei Umstände festgehalten, nicht in ihr Vaterland zurückkehren, behalten eine Sehnsucht danach und gehen mit Plänen um, sich wirklich wieder dahin zu versetzen.

Sie schreiben, liebe Charlotte, in Ihrem letzten Briefe viel von Gewittern, indem Sie auf etwas antworten, was ich in einem meiner Briefe darüber gesagt hatte. Ich bekam Ihre lieben Blätter gerade bei einem heftigen Gewitter. Daß es Ihnen ist, als könnten Sie den Wunsch hegen, gerade durch einen Blitz zu sterben, bin ich weit entfernt zu tadeln, ich finde es, wenn man den Tod leicht gegenwärtig hat, sehr natürlich und würde den Wunsch ohne Anstand selbst teilen. Es ist ein so reiner, gar nicht verstümmelnder, kaum verletzender Tod, und wenn man auch immer, welche Todesart einem auch bestimmt sein mag, durch eine höhere Fügung stirbt, so ist es in der Einbildungskraft nicht auszutilgen, was Sie auch von Ihren Kinderjahren sagen, daß dieser Tod als einer angesehen wird, der gleichsam unmittelbar vom Himmel kommt. Unter den Elementen gibt es kein reineres und schöneres Feuer, als das bloß durch die elektrische Naturkraft entstehende. Man wird auch bei dieser Todesart in einem so majestätischen Schauspiele hinweggenommen, daß darüber das Gewaltsame verschwindet. Kein durch äußere Umstände herbeigeführter Tod ist dem natürlichen so nahe kommend, als dieser. Unstreitig aber sehen die vom Gewitter Erschlagenen weder den Blitz, noch hören sie den Donner. Es kann nur eine Sekunde sein, wo Leben und Bewußtsein dahin sind. Es ist indes sonderbar, daß Personen, die sich vor dem Gewitter fürchten, gerade bei dem Donner am meisten in Schrecken zu geraten pflegen: wenn man den Donner hört, ist alle Gefahr vorüber. Wie oft man ihnen das sagen mag, es hilft nichts. Es liegt das

gewiß darin, daß der Donner durch sein furchtbares Krachen und langsam steigendes Rollen die Nerven erschüttert und damit alle ruhige und verständige Ueberlegung raubt oder wenigstens schwächt. Es mag überhaupt die Gewitterfurcht nicht immer sowohl Furcht und ängstliche Besorgnis vor der drohenden Gefahr, sondern öfter eine Wirkung des Blitzes und Donners auf reizbare Nerven sein. Es ist aber überhaupt eine nicht so leicht zu beantwortende Frage: ob vorzuziehen ist, schnell hinweggerufen zu werden, oder langsam zu sterben und das Bewußtsein seines Todes zu haben? Ich setze freilich dabei immer voraus, daß auch der langsame Tod ein schmerzloser sei. Selbst theologisch hat man die Frage aufgeworfen. Der Grund, den man sich dabei gedacht hat, ist wohl kein andrer gewesen, als daß man Zeit haben soll, sich auf den Tod vorzubereiten, damit man nicht unbußfertig sterbe. Davon gestehe ich, würde ich wenig halten, und bin ohne Ihre Erklärung darüber gewiß, daß wir gleicher Meinung sind. Die Vorbereitung zum Tode muß das ganze Leben sein, sowie das Leben selbst, und wirklich von seinem ersten Schritte an, eine Annäherung zum Tode ist. Allein wenn ich auch in diesen Grund nicht eingehen kann, so läßt sich sonst, wenigstens im individuellen Gefühle, manches zu gunsten eines voraussehenden, mit Bewußtsein verknüpften Todes sagen. Es hat immer etwas sehr Gewaltsames, so plötzlich hinweggerufen zu werden, auch wenn es ein bloßer Schlagfluß ist und in der That noch so sanft. Dann aber liegt noch etwas Menschliches darin, sich dem Gefühle des Todes nicht entziehen zu wollen, ihn kennen zu lernen, bis auf den letzten Hauch das scheidende Leben in sich zu beobachten.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, Ihre Antwort auf diesen Brief nach München zu adressieren: abzugeben an Hrn. v. Küster, königlich preußischen Gesandten in München. Nachher bitte ich Sie wieder, den 31. Juli zu schreiben, und dann den Brief wie gewöhnlich und nach Bad Gastein über Salzburg zu adressieren.

Leben Sie recht wohl, liebste Charlotte, und suchen Sie sich gegen den Ihnen so nachteiligen Einfluß der Hitze zu verwahren. Ihre Meinung, immer durch Aderlässe sich zu erleichtern, beunruhigt mich. Sie können dadurch nur geschwächt werden, und noch mehr bei Ihrem Mangel an Eßlust. Der Ihrige. H.

Dreiundsiebzigster Brief.

Landshut, den 19. Juli 1827.

Ich bin früh genug hier angekommen, was mich sehr freut, so kann ich Ihnen, liebe Charlotte, noch von hier aus schreiben. Ich hoffe übermorgen nach München zu kommen. Wenn ich unterwegs kein ungewöhnliches Hindernis antreffe, so denke ich übermorgen abend im Besitze eines Briefes von Ihnen zu sein. Denn ich weiß

gewiß, daß Sie an dem Tage, an dem ich Sie darum bat, den Brief abgeschickt haben. Es ist von hier nach München nur eine und nicht einmal große Tagereise, und ich könnte sehr füglich schon morgen abend dort sein. Aber ich besuche einen Bekannten auf dem Lande, der etwas seitwärts wohnt, und halte mich bei ihm eine Nacht auf. Ich entschließe mich jetzt überhaupt ungern zum Reisen und thue es nicht ohne erhebliche Gründe. Die Unbequemlichkeiten scheue ich gar nicht, ich liebe aber die Anstalten dagegen nicht, sondern gehe darin sehr einfach zu Werke. Von dieser Seite also wäre mir das Reisen nicht zuwider. Aber die Störung in meinen Geschäften ist es mir. Man kann es nicht vermeiden, daß nicht das Reisen zu einer Art Nichtsthun oder wenigstens zu einer Art geschäftigen Müßigganges werde. Ich wehre mich zwar soviel ich kann dagegen, und wenn ich auch freilich nicht dieselben Arbeiten fortsetzen kann, so suche ich es wenigstens dahin zu bringen, daß es nur ein Wechsel von Arbeiten sei. Das Arbeiten ist, meinem Gefühle nach, dem Menschen so gut ein Bedürfnis, als Essen und Schlafen. Selbst diejenigen, die gar nichts thun, was ein vernünftiger Mensch Arbeit nennen würde, bilden sich doch ein, etwas zu thun. Einen Müßiggänger, der es seiner Meinung nach wäre, gibt es wohl nicht auf der Welt. Auf der Reise aber gibt es eine andre Weise der Beschäftigung, nämlich das stille Denken, ohne einen Finger zu rühren, ohne zu lesen oder zu schreiben. Das kann man zwar auch zu Hause haben, aber die oft sogar unrichtige Geschäftigkeit erlaubt es nicht, man ist zu pedantisch, um es sich eben anders zu gestatten, als vielleicht bei einem einsamen Spaziergange. Ich halte sehr viel davon und habe darum sogar schlaflose Nächte recht gern, nur daß ich zu diesen, da ich einen guten, gesunden Schlaf habe, kaum anders als in Krankheiten komme. Beim Reisen aber tritt die Notwendigkeit ein, und man hat den Genuß, indem der Wille gerechtfertigt ist. Wenn man, wie ich jetzt, mit jemand reist, mit dem man gern spricht, wie ich mit meiner Frau, wo das Gespräch nicht ausgeht und wo man auf eine mehr anziehende Weise angeregt wird, als man selbst anregt, da fällt dies natürlich weg. Aber ich sprach nur erst vom Alleinreisen. Wirklich aber ist es wahr, daß Männer sich nicht genug im müßigen Denken gehen lassen. Sie thun eher alles, als denken, auch wenn sie ganz unbeschäftigt sind, oder sie geben sich, wenn sie gerade zu keinen höheren Beschäftigungen berufen sind, lieber noch ganz leeren und nichtigen hin. Die Beschäftigungen der Männer sind leider so, daß sie das gleichzeitige innere Denken ausschließen und doch den Geist gar nicht auf eine irgend würdige Weise in Anspruch nehmen. Auf diese Beschäftigungen haben doch viele die Albernheit, einen Wert zu setzen und sich etwas darauf einzubilden. Dies ist offenbar eine der Ursachen, warum in der Regel Frauen interessanter zu sein pflegen als Männer. Denn bei den Arbeiten der Frauen wird das stille Sein der Seele für sich viel seltener durch die Arbeit gestört. Beides geht neben einander fort und der Wert der Gedanken und Gefühle wird mehr

empfunden. Eine Frau, die dessen sonst fähig ist, hängt beiden mit mehr Liebe nach.

Die Gegenden, durch die man von Berlin bis hier kommt, sind nicht gerade von vorzüglicher Schönheit. Nur in einzelnen Strecken zeichnet sich die Natur aus. Die wahrhaft großen Gebirgsgegenden kommen erst zwischen München und Salzburg, und von da weiter bis Gastein. In München und Salzburg war ich schon mehrmals, doch machte ich nie einen längeren Aufenthalt daselbst. Bis hierher und zwischen hier und München geht zwar der Weg durch Provinzen, die überaus reich an mannigfachen Naturschönheiten sind, aber sie liegen nicht an der Straße, teils zufällig, teils weil man diese mehr durch das ebene Land geführt hat. Baireuth ist ein vorzüglich schönes Land und auch noch der reizendste Strich, durch den ich seit Berlin bis jetzt gekommen bin. Es hat Seltenheiten, die sich sonst nicht leicht in irgend einem Lande finden. Es werden nämlich in großen, weiten, unterirdischen Höhlen ganze Haufen von Knochen großer Tiere, ja ganze Teile von Skeletten angetroffen. Sie erinnern sich gewiß, davon gelesen zu haben. Es war eine Zeitlang sehr viel, selbst in den gewöhnlichen Zeitungen die Rede davon. Teils waren die Knochen von Tieren, die man zwar sehr gut kennt, die aber jetzt nicht dort leben, teils aber gehören sie auch Tieren an, deren Gattungen verloren gegangen zu sein scheinen, da man in keinem Lande Kenntnis von ihnen hat. Auch eine Menge versteinerter Pflanzen und Tiere aller Arten gibt es im baireuthischen Gebirge, mehr als in den meisten andern. Eine schwer zu erklärende Sache ist es, daß man noch niemals versteinerte Menschen gefunden hat, nicht bloß hier nicht, sondern in keinem Teile des Erdbodens. Die menschlichen Knochen werden ebensowohl versteinern, als tierische, und nach der Schöpfung läßt sich doch kein eigentlicher Zwischenraum zwischen der Bevölkerung des Erdbodens mit unvernünftigen Tieren und zwischen der mit Menschen annehmen. Denn sonst könnte man glauben, daß die Epoche, wo tierische Substanzen in Stein übergingen, der Zeit vorhergehend gewesen sei, wo Menschen auf dem Erdboden verbreitet waren. Die nächste Poststation von hier aus jenseits Baireuth hat eine überraschend anziehende, merkwürdige Lage, heißt Berneck, ist nur ein kleiner Marktflecken, aber ringsum von anmutigen, mit Tannen bewachsenen Bergen umgeben, von denen man sich in einem ganz engen, kreisrunden Thale umschlossen sieht. Die Berge ragen weit, auch über den Kirchturm des Ortes hervor, und an ihrer sonst grünbewachsenen Seite stehen viele ganz nackte, zackige Felsstücke heraus. Auf einem dieser Berge steht ein hoher, viereckiger Turm, der sich ganz sonderbar ausnimmt. Er ist unten alt, oben aber größtenteils neu aufgeführt. Er hat eigentlich keinen Zweck. Es ist zwar eine Uhr darin, aber es verdient kaum die Mühe, daß man, wie man es thut, sie regelmäßig aufzieht, da eine andre Uhr im Orte ist. Man hat aber, was eine lobenswürdige, hübsche Sorgfalt ist, den Turm bloß hergestellt, um ein Stück des Altertums zu erhalten. Ich weiß, Sie, liebe Charlotte, begleiten mich mit Ihren

Gedanken, und wissen gern, durch welche Gegenden ich komme und wobei ich verweile; Sie kennen und teilen auch meine Neigung für die Schönheiten der Natur, und wie ich oft da gern verweile, was gewiß vielen keines Blickes wert scheint. Wäre das nicht, so müßte ich um Verzeihung bitten, daß ich mich so oft vor Ihnen gehen lasse, um so mehr, da Sie mir wohl gesagt haben, daß Sie eigentlich überhaupt keine Reisebeschreibungen lieben, und auch lieber von mir solche Briefe empfangen, die Sie mehr in meinen Ideengang hineinziehen. Ich bin Ihnen für beides sehr dankbar, und es ist eine mir gar liebe Vorstellung, daß Sie meine Beschreibungen, wie Gemälde, gern betrachten, eigentlich, weil sie von mir sind. Es ist das so rein weiblich, den Ansichten eines Mannes gern zu folgen, für den im Busen liebevolle Ergebenheit wohnt, daß dies selbst von einer Fremden angenehm sein würde, wie sollte es mich nicht von Ihnen herzlich freuen! —

Ich bitte Sie, mir so nach Gastein zu schreiben, daß Sie den 10. August den Brief abgehen lassen unter der gewöhnlichen Adresse. Nachher aber sollen Sie mir nicht eher schreiben, als bis ich es Ihnen anzeigen werde. Die Briefe gehen sehr langsam nach Gastein und ein später abgehender Brief könnte mich leicht nicht mehr dort treffen. Ueber meine Rückkunft nach Berlin kann ich noch nichts bestimmen.

Leben Sie herzlich wohl, mit inniger gleicher Teilnahme der Ihrige. H.

Vierundsiebzigster Brief.

Bad Gastein, den 5. August 1827.

Ich habe Ihnen, liebe Charlotte, von unterwegs, ich denke von Regensburg, gewiß am 19. v. M. geschrieben, und hoffe, daß Ihnen der Brief, wenn auch später, zugekommen sein wird. Die Erfahrung hat mich gelehrt im vorigen Jahre, daß die Post hierher ungemein langsam geht. Seitdem habe ich nun Ihren sehr lieben, freundlichen Brief vom 10. Juli in München durch Hrn. v. Küster empfangen, und sage Ihnen meinen herzlichsten Dank dafür. Ich hatte Sie gebeten, Ihren nächsten Brief am 10. d. M. abzuschicken, daran ist nun nichts mehr zu ändern. Leicht kann ich Ihnen einen zu späten Tag bestimmt haben, denn es scheint, daß unsre Badekur schon eher beendigt sein wird, wie ich es früher nicht dachte. Wesentlich schadet es nicht, da er mir auf jeden Fall nachgeschickt wird. Es sollte mir nur leid thun, solange von Ihnen ohne Nachrichten zu sein. — Der Ort hier liegt schon den höchsten Bergen Deutschlands sehr nahe. Man befindet sich selbst hier im Bade 2000 Fuß über der Meeresfläche. Das Thal ist überaus lieblich und schön. Von Salzburg hierher geht eine große, sehr bequem angelegte Straße. Doch ist das Thal sehr eng. Im Grunde dankt man dieses Thal nur dem Laufe des Flusses, welcher darin sein Bett

hat. Von Salzburg aus ist es den größten Teil des Weges über die Salza, einige Meilen von hier aber die Ache, die in die Salza fließt. Sehr selten aber kann der Weg neben dem Flusse in der Thalebene hinlaufen. Meistenteils hängt er hoch an dem Felsen, und geht nur da hinunter, wo er sich mittelst einer Brücke auf die andre Seite des Flusses schlägt. An den Felsen hinlaufend, ist er mit hohen Mauern, mitunter auch nur mit hölzernen Pfeilern gestützt. Dieser Weg dauert aber nur bis in das Bad. Hier streckt sich eine Bergkette quer vor. Von hier weiter kann man nur mit ganz kleinen Landwagen noch etwa eine Stunde weit fahren, nachher nur mit Lasttieren oder reitend übers Gebirge kommen. Dies macht eben den schönen Anblick des Ortes, da man, wenn man mit dem Gesichte gegen das Ende des Thales steht, mehrere Stufen von Bergen übereinander sieht, deren unterste mit den dunklen Tannen bewachsen und die obersten mit Schnee bedeckt sind. Unmittelbar an diesem Berge liegt das Haus, wo wir mit andern Badegästen wohnen, und das ein vom letzten Erzbischofe von Salzburg gebautes Schloß, aber weder prächtig noch groß ist. Ueber diese das Thal beschließende Bergreihe fällt nun die Ache und bildet einen in seiner ganzen Länge sehr hohen, aber eigentlich aus mehreren einzelnen Fällen bestehenden Wasserfall. Die ganze Höhe beträgt 630 Fuß. Von beiden Seiten ist er von steilen Felsen eingeschlossen, über die aber an einigen Stellen der Schaum in der Ferne sichtbar hervorspritzt. Die Lage des Schlosses ist darin wunderbar, und für mich sehr angenehm, daß die Hinterseite so nahe an dem Felsen und dem Gebirge liegt, daß man keine volle zwei Schritte Raum hat. Die Vorderseite, die nach dem Orte zu liegt, hat hingegen eine hohe Treppe, die vom Platze in das unterste Stockwerk führt. Hinten herum gehen Treppen und kleine mit Geländern versehene Pfade den Berg hinauf, neben dem Wasserfalle hin, dieser ist kaum zwanzig Schritte vom Hause entfernt, und macht ein großes, donnerartiges Getöse, das die Badegäste vom Augenblicke ihrer Ankunft bis zur Abreise nicht einen Moment verläßt. Vielen, besonders nervenschwachen Personen ist dieser Lärm sehr zuwider, sie machen weite Spaziergänge, um sich auf Augenblicke davon zu befreien, können nicht schlafen und haben ein großes Wesen damit. Mir thut es nichts, vielmehr habe ich ihn gern. Ich bewohne das Zimmer, dem er am nächsten ist, und arbeite und schlafe vortrefflich. Das einzige Unbequeme ist, daß, wenn man Besuch hat, man, um sich vor dem Rauschen zu verstehen, viel lauter, als sonst angenehm ist, reden muß. Die kleinen Felsenwege hinter dem Schlosse führen auf eine über den Wasserfall weg an seinen höchsten Punkt gehende Brücke. Man hat dieser sehr unrichtig den Namen der Schreckensbrücke gegeben. Sie ist angenehm und gewährt einen lieblichen und ewig den Blick anziehenden Anblick, hat aber im geringsten nichts Schreckliches. Geht man über diese Brücke, so steigt man noch eine Zeitlang zur Seite der eben ihrem Falle zustürzenden Ache, und gelangt dann in ein viel freieres Thal, als das hiesige, das von noch

höheren Bergen umgeben ist. Es ist meiner Empfindung nach bei weitem nicht so malerisch als das hiesige, aber man kann eine große Strecke lang ohne zu steigen fortgehen, weshalb ich es gern zu Spaziergängen wähle, auf denen ich mich mehr mit mir, als mit der Gegend beschäftigen will. In dem Thale des eigentlichen Bades, das der Vorderseite des Schlosses gegenüberliegt, sind sehr schöne Pfade und Gänge aller Art, aber kein Platz, wo man nur 200 Schritte, ohne hinauf oder hinab zu steigen, gehen könnte. Für Personen, die an den Füßen leiden, ist das schlimm, da es ihnen leicht an Bewegung mangelt. Indes wird auch die Bewegung hier gar nicht als notwendig zur Kur angesehen. Man legt sich vielmehr gleich nach dem Bade auf eine oder zwei Stunden ins Bett, und es wird für zuträglich gehalten, wenn man schläft. Die ersten Tage, ehe man die Wallung und Aufregung des Bades gewohnt wird, will das nicht gelingen, jetzt aber schlafe ich immer. Ich bade nämlich schon um vier Uhr morgens. Man bleibt gewöhnlich eine Stunde im Bade. Die Quelle ist sehr heiß, wohl 40 Grad Hitze; man läßt es früh ein, damit es abkühlen kann; 27 bis 28 Grad ist die gewöhnliche Badewärme. Getrunken wird das Wasser auch, doch ist das Baden die Hauptsache. Einigen bekommt auch das Trinken nicht. Ohne den Wasserfall wäre das Thal seiner größten Schönheit beraubt. Ich kann stundenlang dabei stehen, und dieses Treiben, Kochen und Sprudeln mit ansehen, in dem sich das Wasser bis zu bloßem Schaume verarbeitet. An den weniger jähen Stellen rollt es dann in länglichen, grünen Wölbungen fort, deren Säume nur mit Schaum eingefaßt sind, und überall ist eine Eile, eine Emsigkeit, als gelte es das Leben, das ruhige und stille Thal zu erreichen. Ich habe in der Schweiz und Italien viel größere und eigentlich auch schönere Wasserfälle gesehen, der hiesige gehört doch nur zu den kleineren. Aber seine Länge und die Verschiedenheit, bald senkrecht steiler, bald bloß einer mehr und minder schiefen Fläche ähnlicher Abhänge gibt ihm wieder eine Mannigfaltigkeit, welche jene nicht haben. Ich bin in meiner Erzählung sehr ausführlich gewesen, weil ich weiß, daß es Ihnen an sich interessant sein wird, noch mehr aber weil ich gewiß bin, daß Sie mich gern mit Ihren Gedanken begleiten, und darum gern ein anschauliches Bild von einem Orte empfangen, der, soviel ich weiß, noch wenig beschrieben ist. Sie sehen zugleich, die Sie meine Neigung, mich an einer schönen Gegend zu erfreuen, kennen, daß mir die Zeit recht angenehm hingeht.

Auf der Herreise besuchte ich auch München und blieb vier Tage dort. Es ist von Kunstschätzen sehr viel und unendlich Schönes da zu sehen. Der König hat sehr viel antike Statuen und Gemälde zusammengekauft, und läßt Gebäude mit königlicher Pracht aufführen, um sie darin aufzustellen. Dem Klima nach ist allerdings, wie Sie sagen, München keine angenehme Stadt. Im Sommer kann man das zwar nicht eben merken, allein es liegt auf einer sehr hohen Fläche, und hat daher nicht bloß einen sehr strengen

Winter, sondern auch sehr scharfe und unangenehme Winde. Vorzüglich klagt man über die Frühjahre und Herbste. Die unmittelbare Gegend rund herum ist auch nicht schön, sondern eher häßlich zu nennen. Bloß der englische Garten gewährt einen angenehmen Spaziergang und ist eine wirklich schöne Anlage.

Eine Antwort hierher würde mich nicht mehr treffen. Ich bitte Sie also, Ihren nächsten Brief an mich am 28. August auf die Post zu geben und nach Berlin wie sonst gewöhnlich zu adressieren. Leben Sie recht wohl. Mit herzlicher Freundschaft und Teilnahme Ihr H.

Fünfundsiebzigster Brief.

Bad Gastein, den 21. August 1827.

Ich habe bereits vor mehreren Tagen, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 5. d. Monats empfangen, und mich gefreut zu sehen, daß Ihnen auch der meinige, den ich, denke ich, aus Regensburg abschickte, richtig zugekommen ist. Ich hoffe, Sie werden seitdem auch den empfangen haben, den ich Ihnen von hier aus geschrieben. Es ist sehr gut, daß Sie diesmal den Ihrigen haben früher abgehen lassen, als ich es bestimmt hatte. Ich habe darin mit großem Vergnügen eine Sorgfalt gesehen, mir die Nachrichten von sich, von denen Sie wissen, wie sehr sie mich interessieren, früher zuzubringen.

Obwohl mich in Ihren Briefen alles interessiert, so habe ich mit besonderem Anteile in Ihrem letzteren gelesen, was Sie mir von einer französischen Familie sagen, die Sie vor Jahren gekannt haben, und die jetzt nach Deutschland zurückgekehrt ist. Vor allem hat die junge, vor wenigen Jahren verheiratete Frau meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, die auch Sie unverkennbar und vorzugsweise interessiert. Nach allem, was Sie mir von ihr sagen, wenn auch Liebe die Feder führte, muß sie voll wahrer Anmut sein. Es wird mir sehr lieb sein, wenn Sie mir mehr von ihr und dieser Familie überhaupt erzählen. Ich liebe immer, wie Sie wissen, und in allen Beziehungen das Individuelle; es bereichert beständig, eine Gestalt mehr zu kennen, sei es, daß man sie selbst sah, oder daß man ihr Bild nur durch Schilderung in der Einbildung trägt. Ich glaube aus Ihrem Briefe recht zu verstehen, daß dies eine ausgewanderte Familie ist, die in der Zeit der Revolution sich, wie alle Emigrierte, einen Zufluchtsort vor den Gefahren, die ihnen im Vaterlande drohten, im Auslande suchend, in Deutschland in Erwartung günstiger Veränderungen aufhielt, dann, als diese in der That eintraten, nach Frankreich zurückkehrte und nun eine Reise in Ihre Gegend gemacht hat. Wenn unter diesen Emigrierten Kinder waren, welche einige der Jahre, in welche man mit Recht am meisten die geistige Entwickelung des jugendlichen Alters setzen muß, unter uns zugebracht haben, so dächte ich, könnte

der Einfluß deutscher Sitten, deutscher Bildung und deutscher Umgebung nicht ganz unbemerkt an ihnen vorübergegangen sein. Das jugendliche Alter stößt das Verschiedenartige nicht feindselig von sich zurück. Dies ist offenbar mehr eine Unart des späteren. In der Jugend öffnet offenbar der bemerkte Kontrast mehr und eher die Empfänglichkeit, als er derselben im Wege steht. Es ist aber allerdings wahr, daß ein Umstand bei den meisten französischen Emigrierten gemacht hat, daß ihr Aufenthalt in Deutschland kaum fruchtbarer für sie geworden ist, als wenn sie nie unter uns den Fuß gesetzt hätten. In vielen Familien hat sich das auch auf die Kinder erstreckt, obgleich andre allerdings auch wieder die deutsche Erziehung sehr zweckmäßig benutzt haben. Ich kenne sogar Beispiele, wo die, welche als Kinder die Auswanderung teilten, sich so mit allem Deutschen verbunden und verschmolzen haben, daß sie ganz bei uns geblieben sind, und daß ihnen die Sprache ihres Vaterlandes selbst minder geläufig geworden ist. Jedoch sind diese Fälle freilich die selteneren. Der Umstand, von dem dieser ganz verschiedenartige Einfluß abhängt, ist nämlich der, wie weit diese Leute in die deutsche Sprache eingegangen sind und sich mit ihrer besseren Ausbildung vertraut gemacht haben. Was Sie in Ihrem vorletzten Briefe darüber schreiben, war sehr wahr und richtig bemerkt. Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache. Sie bestimmt die Sehnsucht danach, und die Entfremdung vom Heimischen geht immer durch die Sprache am schnellsten und leichtesten, wenn auch am leisesten vor sich. Nur gewisse klimatische Verhältnisse wirken gewissermaßen körperlich. So ist wenigstens das Heimweh der Schweizer zum Teil, das alle Bewohner großer Gebirge bis auf einen gewissen Grad mit ihnen gemein haben. Wer an die reine, feine, kräftigende Bergluft gewöhnt ist, kann nicht wohl im Thale ausdauern. Gerade das Weite beengt ihn durch die schwere, dumpfere und feuchtere Atmosphäre, in welcher er sich bewegen soll. Doch auch in diesem Falle bemerkt man die Macht, wenn auch nicht der Sprache, aber doch der Eindrücke, welche der Mensch durch das Ohr empfängt. Diese haben auf jede Weise eine eindringendere Schärfe, als die uns durch das Auge zukommen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß nichts so sehr das Heimweh der Schweizer weckt, als die ganz eigentümliche und nur dort übliche Reihe von Modulationen, welche den sogenannten Kuhreigen bildet, der von Worten ganz getrennt und auf keine Melodie oder Musik beschränkt ist. Um auf die französischen Ausgewanderten zurückzukommen, so hat sich im ganzen der Einfluß deutscher Art und Sprache, wo er noch stattgefunden hat, wohl mehr auf die Männer als die Frauen bezogen. Die Knaben und jungen Leute kamen nicht nur überhaupt mehr in Umgang mit den gebildeten Klassen, sondern sie benutzten auch häufig deutsche Schulen, Gymnasien und Universitäten, was sie dann in volle Gemeinschaft mit der Sprache führte. Das Mädchen, mehr an den Kreis ihrer ganz französisch bleibenden Eltern gefesselt, lernten unsre Sprache nur auf tote und künstliche Weise

durch Lehrmeister, oder gar aus dem Umgange mit dem Gesinde. Auf keinem dieser Wege konnte dasjenige in ihnen lebendig werden, was gerade sie hätten Wohlthätiges für sich aus unsrer Denk- und Empfindungsart ziehen können. Denn wohlthätig halte ich jede Verschmelzung mit einer der Individualitäten der gebildeten europäischen Nationen. Es bricht die Einseitigkeit, und wo dies auf die rechte Weise geschieht, da gibt man die eigne Eigentümlichkeit nicht auf, sondern glättet nur ihre schrofferen Ecken ab, behält aber ihren echten und edlen Charakter nur auf eine noch finstere und sich mit allen inneren Gefühlen inniger verschlingende Weise bei.

Da die Badekur beendet scheint, so reise ich vermutlich übermorgen, den 23. d. M., auf dem geradesten Wege von hier nach Tegel zurück. Die Rückreise braucht 10—12 Tage, so kann ich am 2.—3. September dort angelangt sein. Es können sich indes Verhinderungen für ein paar Tage finden, denen man um so lieber nachgibt, da der Aufenthalt hier sehr schön ist. Willkürlich hier seinen Aufenthalt verlängern, würde schwer sein bei dem großen Andrange der Badegäste und der geringen Zahl der Wohnungen. Ich habe Sie, liebe Charlotte, schon in meinem letzten Briefe gebeten, mir am 28. August, wie gewöhnlich, nach Berlin zu schreiben. Ihr Brief kommt dann entweder mit mir zugleich, oder unmittelbar vorher an. Leben Sie herzlich wohl. Mit freundschaftlicher Teilnahme der Ihrige. H.

Sechsundsiebzigster Brief.

Tegel, den 5. September 1827.

Ich bin am 3. d. M. hierher zurückgekommen, liebe Charlotte, und habe Ihren lieben Brief vom 25. und 28. August, für den ich Ihnen herzlich danke, hier, so wie ich es erwartete, vorgefunden. Ich halte viel auf die Regelmäßigkeit, und selbst Briefe, die ich, wie die Ihrigen zu jeder Zeit mit Freude empfange und lese, sind mir doch doppelt lieb, wenn sie gerade zu der Zeit, wo ich sie erwarten kann, eintreffen. Ich rechne daher Ihnen die Regelmäßigkeit Ihres Schreibens sehr an und weiß sie zu erkennen und zu schätzen. Beim Empfang dieser Zeilen werden Sie wohl auch gewiß meinen Brief vom 21. August bekommen haben. Mein voriger war, wie ich aus dem Ihrigen sehe, zwölf Tage gegangen, und so müßte er Ihnen diesen Morgen zukommen. Es ist bei dem Tage meiner Abreise, wie ich Ihnen denselben schrieb, geblieben, und auch die Reise habe ich Tag für Tag so machen können, wie ich es beschlossen hatte. Sie ist aber lang, und wenn man jede Nacht in größeren Städten bleiben will, muß man oft kurze Tagereisen machen. In Baireuth habe ich mich einen Tag aufgehalten, sonst nirgends. So kam ich am 2. d. abends in Berlin an und ging am 3. hierher. Hier bleibe ich nun bis zum Ende Oktober, und wenn das

Wetter zusagt, wohl auch etwas länger, ehe ich in die Stadt gehe. Es ist sehr gütig von Ihnen, bei dem in der letzten Zeit rauhen Wetter an meine Reise gedacht zu haben. Wirklich war das Wetter vom 23. August morgens, wo ich abreiste, bis zum 30., wo ich in die Ebene von Leipzig kam, sehr unangenehm. Der Regen ging zwar noch an, er war weder lang, noch anhaltend, noch heftig, ob er gleich mehrmals täglich erschien. Allein kein Sonnenblick, ein ewig umwölkter Himmel. Glücklicherweise hatte ich noch in Salzburg einen leidlicheren und wenigstens etwas freieren Tag und Himmel, was dort sehr wichtig ist. Denn es gibt nicht leicht eine schönere Lage und Gegend, eine große fruchtbare Ebene, in der man gerade in der Nähe und Ferne, die beide gleich wohlthätig sind, die in schöne Massen verteilten Gebirge sieht. Einzelne kleine Berge, die man überall sonst groß nennen würde, die aber den hohen Gebirgen gegenüber nur Hügel scheinen, sind in der Nähe der Stadt und machen selbst einen Teil derselben aus. Auf einem liegt die Citadelle, auf einem andern ein Kapuzinerkloster, ein dritter ist bloß mit anmutigen Gärten bedeckt. Dieser begrenzt die Stadt und eins der Thore ist durch ihn hindurch gesprengt. Man erzählt, daß der Erzbischof, der es machen ließ (man arbeitete Jahre daran), es that, um seinem Kammerdiener einen nahen und bequemen Zugang zu einem Garten zu verschaffen, den er ihm früher geschenkt hatte. Hinter Baireuth hin bietet der Weg nichts vorzüglich Schönes dar. Baireuth aber hat wieder eine anziehende und liebliche Lage, wenn es sich freilich auch nicht mit Salzburg messen darf.

Vor dem Gasteiner Wasserfall scheinen Sie einen großen Respekt zu haben. Ich bleibe dabei, daß er mich nicht gestört hat. Sie wundern sich, daß nach der Milde meines Wesens eine Gegend, wie die Gasteiner, mir gerade vorzugsweise gefällt. Es liegt auch allerdings ein gewisser Gegensatz darin, aber auf der andern Seite wieder nicht. Denn gerade wer eine furchtlose Milde in sich trägt und bewahrt, sieht auch die umgebende Natur mit dem Auge seiner Gesinnung an, und das andern furchtbar und beengend Erscheinende ist ihm nur groß, feierlich und ernst. Dagegen fordern finstere, verschlossene, harte Gemüter eher Freundlichkeit und Lieblichkeit in bloß beschwichtigender Gestalt um sich, weil, wenn sie auch ihre Sinnesart nicht zu ändern gemeint sind, sie nicht wollen, daß ihnen selbst auf gleiche Weise gewissermaßen feindselig entgegengekommen wird.

Ich habe also vergessen, Ihnen zu sagen, nach welcher Himmelsgegend das Schloß, in dem ich wohnte, liegt. Sie haben ganz recht, dies zu erinnern, jede Schilderung, in der die Natur die Hauptrolle spielt, sollte notwendig davon beginnen. Ich will es also nachholen. Sie erinnern sich aus meiner Beschreibung, daß das Thal von Gastein nur nach einer Seite hin offen ist, indem sich gerade der Oeffnung gegenüber eine Querwand von Felsen, von denen der Wasserfall herunterkommt, davor stellt. Die Oeffnung nun ist nach Nordwest, doch mehr nördlich als westlich, und

der Wasserfall geht von Süden nach Norden. Die Vorderseite meines Zimmers ging nach Norden, die Querseite, es war eine Eckstube, nach Westen. Auf den beiden andern Seiten stießen andre Zimmer daran. Da die gegen Morgen das Thal begrenzenden Berge weniger hoch sind als die abendlichen, und auch weiter von den Gebäuden abliegen, so kam die Morgensonne schon immer ziemlich früh in das Thal, wenigstens vor acht Uhr. Wie lange vorher weiß ich nicht, da ich nach meinem Bade, wie es in Gastein Vorschrift ist, immer wieder ein paar Stunden schlief. Aber abends verließ sie das Thal zwischen vier und fünf Uhr. Dies war das einzige Unangenehme im dortigen Aufenthalte, denn nach Sonnenuntergang wurde es bald auch kühl und windig. Eigentlich rauh und kalt war es während meines Aufenthaltes nur wenige Tage. Nur einen habe ich eingeheizt. Darin ist aber die Ebene nicht besser daran. Hier kann man sich über die Höhe der Berge nicht beklagen, und doch habe ich gestern einheizen müssen. Heute aber war es ein schöner, warmer und sonniger Tag, an dem man sich einmal wieder sehr erfreut. Was in meiner Gasteiner Wohnung weniger angenehm war, war, daß ich den Mond, wenn ich nicht ausdrücklich hinausging, nicht sah. Nach Norden hin war das unmöglich, und nach Westen zu war er zu kurz am Himmel bei dem beschränkten Horizonte, und ging auch so viel tiefer auf, und mehr südlich als die Sonne, daß der Mondschein nie mein Zimmer berührte. Doch habe ich ihn ein paarmal sehr schön gesehen, einmal, wie er gerade über den Berg kam und wie ein goldener Nachen unmittelbar darauf zu ruhen schien.

Alles, was Sie mir, liebe Charlotte, von Ihren Empfindungen und Gesinnungen für mich sagen, hat mir, wie immer, die größte Freude gemacht. Die tief und wahr empfundene, liebevolle Ergebenheit und Verehrung, die seltene, zart-innige Treue, die aus allen Ihren Ausdrücken spricht, ist mir ungemein wohlthätig und bleibt mir ein erfreulicher Beweis, daß Sie gerade das in mir sehen und bei demjenigen in mir verweilen, an dessen Erhaltung und Bewahrung ich immer am eifrigsten gearbeitet habe. Ich kann auch sagen, daß die große und lebendige Dankbarkeit, in der Sie sich gegen mich aussprechen, gerecht ist, aber Sie können auch sicher glauben, daß es mich unaufhörlich und recht innerlich freut, den Briefwechsel mit Ihnen wieder aufgenommen zu haben. Ich that es in dem Vorsatze, ihn nun nicht wieder unterbrechen zu lassen, und das wollen wir als unumstößlich ansehen. Ich bitte Sie, mir den 11. d. M. wieder zu schreiben, wenn dies nach der Ankunft dieses Briefes möglich ist. Ist es das nicht, so bitte ich Sie, nicht den nächstfolgenden Dienstag abzuwarten, sondern den nächsten Posttag nach Empfang dieses Ihren Brief abgehen zu lassen. Mit den herzlichsten Gesinnungen unveränderlich der Ihrige. H.

Siebenundsiebzigster Brief.

Tegel, den 21. September 1827.

Ihre beiden Briefe vom 4. und 15. d. M. sind mir, liebe Charlotte, richtig zugekommen, und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Sie haben mir beide besondere Freude gemacht, da sich die Gesinnungen, die Sie mir schenken, darin gerade auf die angenehmste und mir gefälligste Art aussprechen. Es war mir auch eine erfreuliche Ueberraschung, daß mir der erste dieser Briefe unerwartet kam, also eine liebe Zugabe außer der Regel, weshalb Sie gewiß nicht um Verzeihung bitten dürfen. Ich erbitte mir nur Ihre Briefe auf einen bestimmten Tag, weil Sie das gern haben. Wenn ich neulich äußerte, daß es mir lieber sei, auf den Tag, nicht früher und nicht später, den Brief zu erhalten, so sagt das nicht, daß mir nicht immer einer mehr, welchen Tag er eintreffen möge, angenehm sei.

Die Erzählung von der Familie, die ich ohne allen Grund für eine ausgewanderte (französische) Familie hielt, hat mich sehr interessiert, und Sie haben dieselbe auf Ihre Art recht hübsch in beide Briefe verteilt. Ich bitte, fahren Sie damit fort. Von der Tochter, die Sie jetzt vor allen interessiert, und die Sie Therese nennen, enthält Ihre Erzählung bis jetzt noch zu wenig, als daß ich mir ein anschauliches Bild von ihr machen könnte. Das hauptsächlichste, was sie betreffen wird, muß erst kommen. Bis jetzt gefällt mir der Vater besonders in der Art, wie Sie ihn thätig, hilfreich und menschenfreundlich kennen lernten. Es freut mich, daß Sie mit dieser Familie wieder in Verbindung gekommen sind. Personen wieder zu sehen, von denen man lange Zeit getrennt gewesen war, ja, wo das Verhältnis ganz aufgelöst schien, gewährt immer ein großes und das Dasein belebendes Gefühl. Denn im Grunde sind es doch die Verbindungen mit Menschen, welche dem Leben seinen Wert geben, und je tiefer eingehend sie sind, desto mehr fühlt man, worin doch zuletzt der eigentliche Genuß steckt, die Individualität. Selbst wo man den Menschen nicht unmittelbar nahe tritt, wo man nur von ihnen durch andre, wie ich durch Sie, von dieser Familie hört, genießt man schon dies mit, wenigstens wenn, wie Sie das immer thun, die Schilderung gerade in ihren wesentlichen, wenn auch scheinbar kleinen Zügen zusammengesetzt wird. Es ist mir daher sehr angenehm gewesen, und ich danke Ihnen besonders dafür, daß Sie in diese Erzählung eingegangen sind. Ich werde mit gleichem Interesse die Fortsetzung in Ihren nächstfolgenden Briefen aufsuchen, ja eigentlich noch mit größerem, da in dieser Fortsetzung Therese mehr ausgemalt und charakterisiert erscheinen muß.

Was mir aber am erfreulichsten in Ihrem Briefe ist, ist vor allem das, was Sie mir über Ihre immer zunehmende Heiterkeit

und Zufriedenheit sagen. Es ist das ein sicheres Zeichen, daß Ihre Seele jetzt in einer Stimmung ist, die aus einer, Ihnen ziemlich zusagenden äußeren Lage und Schicksalen hervorgeht. Erhalten Sie sich soviel als möglich darin, liebe Charlotte. Der Mensch kann immer sehr viel für sein inneres Glück thun, und was er äußeren Ursachen sonst abbetteln müßte, sich selbst geben. Es kommt nur auf Kraft des Entschlusses und auf einige Gewöhnung zur Selbstüberwindung an. Diese aber ist die Grundlage aller Tugend, sowie aller inneren größeren Gesinnung. Sie sagen in Ihrem Briefe vom 15. September: „Ich weiß, daß alles, was mich eigentlich jetzt beglückt, so bleibt, wie es ist.“ Gewiß, liebe Charlotte, dürfen Sie nicht fürchten, daß ich je anders gegen Sie werden würde, als ich jetzt bin. Sie besorgten es einmal, und obgleich auch damals Ihre Besorgnis unbegründet war, konnte sie dennoch damals eher entstehen. Es sind seitdem über zwei Jahre verflossen, und Sie haben gesehen, wie unnötig Ihre Besorgnisse waren, und nicht die leiseste Umänderung eingetreten ist, und das Verhältnis unter uns dadurch zu dem geworden ist, was Ihnen das liebste ist, und die Gestalt angenommen hat, die Ihnen am meisten zusagt. In mir ist eine Aenderung wahrhaft unmöglich. Ich nehme den herzlichsten Teil an Ihnen und Ihrem Schicksale, wünsche Ihr Glück, trage gern zu Ihrer Freude bei, gebe gern Ihren Wünschen nach, wo es sich so thun läßt und so geschehen kann, daß ich nicht aus meinem inneren Kreise herausgehe. Für mich erwarte ich nichts, Sie können Ihrem Charakter und Ihren Gesinnungen nach mich nie täuschen, aber ich kann auch von niemand getäuscht werden, da ich von keinem auf etwas Anspruch mache, mich keinem mit Erwartungen nähere, sondern mein inneres Bedürfnis so mit meinem eignen inneren Vermögen in Gleichgewicht gesetzt habe, daß sich das erstere nie nach außen zu wenden braucht. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich nie auf Dank rechne, sondern das, was ich für andre thue, wenn es mir nicht gewissermaßen gleichgültig erscheint, aus Ideen und Grundsätzen fließt, die für mich einen von der Wirkung auf den andern ganz unabhängigen Wert haben. Ich werde auch nie durch etwas gereizt. Was mein Wesen ausmacht, ist abgeschlossen in sich und unabhängig von allen solchen das Leben so vieler kleinlich bewegenden Zufälligkeiten. Ich tadle diese darum nicht; sie haben ihre Weise und ich die meinige. Aber die meinige ist die sichere und beglückendere. Dabei ist mir jede Anerkennung, jede mir erwiesene Teilnahme, jede mir geäußerte Gesinnung erfreulich, und ich bin gern dankbar. Ich schätze sie besonders als ein Zeichen dessen, was in der Seele derer ist, die sie hegen. Wird nun eine solche anhängliche, treue, verehrende Gesinnung seit langer und sehr langer Zeit, wie in Ihnen, liebe Charlotte, fortgetragen, so steigt natürlich der Wert derselben. Es freut mich daher immer, zu sehen, wie Sie erkennen, daß der nie sich verleugnende Ernst und die in sich geschlossene Festigkeit meiner Ideen, meine Unabhängigkeit von äußeren Dingen, meine Gewohnheit, mein Glück mir nur selbst aus

meinem Inneren zu schöpfen, über Ihnen schweben, wie Sie gern daran heraufblicken und Ihre Ideen dadurch berichtigt sehen, wo sie einer Berichtigung bedürfen. So wird es auch gewiß ferner und immer bleiben. Mein inniger Anteil, meine Bereitwilligkeit, meine Freude, Ihnen nützlich und erfreulich zu sein, werden Ihnen stets unwandelbar bleiben. Ich bitte Sie, mir den 2. Oktober und nicht später zu schreiben. Der Herbst ist wunderschön; ob er gleich immer unsre sicherste und beste Jahreszeit ist, scheint es mir doch, daß er in diesem Jahre sich selbst übertrifft. Leben Sie recht wohl. Mit der herzlichsten Teilnahme Ihr H.

Achtundsiebzigster Brief.

Tegel, den 8. Oktober 1827.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 2. Oktober vor einigen Tagen erhalten und er hat mich aufs neue erfreut und ich danke Ihnen herzlich dafür.

Was sagen Sie zu diesem prachtvollen Wetter? Man kann unmöglich es so ungerührt an sich vorübergehen lassen. Indes liebe ich an unsrem nördlichen Klima das, daß die Jahreszeiten sich voneinander unterscheiden und nicht in Gleichförmigkeit ineinander fließen. In südlichen Ländern ist das nicht so, der Frühling trennt sich nicht bestimmt wie bei uns vom Winter, er ist mehr nur der noch mildere Teil desselben. Gerade aber der Uebergang aus der Erstarrtheit und der Dumpfheit des Winters in die heitere Lauigkeit des Frühlings macht einen tiefen und anregenden Eindruck auf das Gemüt. Verbunden mit dem Herbste, durch den hindurch die Natur in die Gebundenheit des Winters übergeht, schließt sich der Wechsel und die Folge dieser drei Jahreszeiten an die großen Ideen an, die dem Menschen immer die nächsten sind, das Erstarren im Tode und das Auferstehen zu neuem Leben. Was man um sich sieht und empfindet, und was einer in der inneren Tiefe seines Gemütes denkt, stellt unter ganz verschiedenen Formen immer diesen Wechsel und diese Uebergänge vor. Am lebendigsten aber thut es die Natur im Wechsel der Jahreszeiten, in allem Begraben des Samens in die ihn mütterlich verdeckende Erde und dem wieder Hervorkeimen aus derselben und vielen andern Erscheinungen, die man symbolisch und allegorisch also deuten und darauf hinziehen kann. Es ist der große Gedanke der Natur selbst, die nur dadurch besteht, daß sie sich ewig wieder erneuert. Wäre man immer recht durchdrungen von dieser Idee, so würde man sehr oft seinen Handlungen, Empfindungen und Gedanken eine andre Richtung geben, als man jetzt oft thut. Man würde nämlich fühlen, daß alles darauf hinausgeht, eine gewisse Reife zu erlangen, mit welcher allein jener Uebertritt aus dem gebundenen und unvollkommenen

Zustande in den freieren und vollkommeneren gedacht werden kann. Denn man kann sich doch das Sterben und wieder zu neuem Dasein Erstehen nicht als bloß zufällig geschehend oder auf irdische Ereignisse berechnet vorstellen. Das Verlassen dieses Lebens steht gewiß, es geschehe früh oder spät, in unmittelbarer Beziehung auf das innere Wesen des Dahingehenden, und ist immer ein Zeichen, daß nach der Erkenntnis, der nichts verborgen ist, eine fernere Entwickelung auf dieser Erde dem Scheidenden nicht mehr vorteilhaft war. Ebenso kann auch der Tod nicht auf alle gleiche Wirkungen haben; den, welcher im Leben mehr und höher zu geistiger Stärke gereift war, nicht so als den führen und stellen, der darin zurückgeblieben. Der Tod und das neue Leben ergreifen nur immer das für sie Gereifte. So muß also auch der Mensch diese Reife in sich befördern, und die Reife für den Tod und das neue Leben ist nur eine und eben dieselbe. Denn sie ist eine Trennung vom Irdischen, eine Gleichgültigkeit gegen irdischen Genuß und irdische Thätigkeit, ein Leben in Ideen, die von aller Welt entfernt sind, ein sich Losreißen von dem Sehnen nach Glück, es ist mit einem Wort die Stimmung, daß man unbekümmert um die Art, wie man hier vom Schicksale behandelt wird, nur auf das Ziel sieht, dem man zustrebt, daß man also Stärke und Selbstverleugnung übt und wachsame Herrschaft über sich selbst. Daraus entsteht die heitere, furchtlose Ruhe, die, nichts Aeußeres bedürfend, sich wie ein zweiter Himmel, ein geistiger neben dem körperlichen, in unbewölkter Bläue über den so in sich gestimmten Menschen ausbreitet.

Die Erzählung von Ihrem Wiedersehen mit der Familie von S. hat mich auch in dem Beschluß sehr interessiert. Die jüngste Tochter Therese muß ein unendlich liebenswürdiges Wesen von innerer und äußerer Anmut und Grazie sein, und selbst wenn große und vielleicht selbst parteiische Liebe den Pinsel führte, ist ihr Bild höchst anziehend und danke ich Ihnen wiederholt herzlich dafür. Mit unveränderlicher Teilnahme Ihr H.

Neunundsiebzigster Brief.

Tegel, den 26. Oktober 1827.

Entschuldigen Sie sich nie, liebe Charlotte, wenn Sie einmal einen Posttag später schreiben, als ich Ihnen meinen Wunsch nach einem Briefe ausgedrückt hatte. Sie sind immer so pünktlich und aufmerksam, daß ich gewiß bin, daß dann ein Hindernis eintrat, das Sie nicht beseitigen konnten. Auch bestimme ich ja nur die Tage, weil Sie es wünschen.

Sie haben sehr recht, in Ihrem letzten Briefe zu sagen, daß der 18. Oktober, den man gleich nach dem Ereignisse, welches da-

mals so ungeheuer schien, ewig feiern wollte, jetzt schon beinahe vergessen ist. Wahrhaft als ein Erinnerungstag gefeiert wird er noch in Hamburg, aber ich glaube, auch nur da. Es liegt indessen in der Natur der Dinge, daß ein Ereignis das andre treibt, und daß es kaum möglich ist, eines auf sehr lange festzuhalten. Man empfindet die wohlthätigen Folgen noch dankbar im Inneren der Brust, man gedenkt der wundervollen Fügung des Schicksals, wodurch die menschlichen Pläne an einem so denkwürdigen Tage ein solches Gedeihen gewannen, aber der frohe, über alles hinweghebende, sich im allgemeinen Jubel ergießende Sinn erstirbt; was kurz nach der Gegenwart als eine ganz außerordentliche Begebenheit, ein wahres Wunder erschien, tritt nun in den gewöhnlichen Lauf der Begebenheiten zurück. Wenn das auch nicht recht sein mag, so ist es doch natürlich und ist, solange die Welt steht, so gewesen. Ich kann es selbst nicht so sehr tadeln. Alles, was man Staats- und Weltbegebenheiten nennt, hat in allen äußeren Dingen die größte Wichtigkeit, stiftet und vernichtet im Augenblicke das Glück, oft das Dasein von Tausenden, aber wenn nun die Welle des Augenblickes vorübergerauscht ist, der Sturm sich gelegt hat, so verliert sich, ja so verschwindet oft spurlos ihr Einfluß. Viele andre ganz geräuschlos die Gedanken und Empfindung stimmende Dinge sind da oft weit mehr von tiefem und dauerndem Einflusse. Der Mensch kann sich überhaupt sehr frei halten von allem, was nicht unmittelbar in sein Privatleben eingreift, und dies ist eine sehr weise Einrichtung der Vorsehung, weil so das individuelle Glück unendlich mehr gesichert ist. Gerade auch je mehr der Mensch sich in seine Individualität einschließt, desto mehr geht aus ihr hervor, was segensvoll auf das Gemüt und das innere Glück so vieler wirkt. Diese Betrachtungen verrücken zwar sehr die gewöhnlich über das, was richtig und unrichtig ist, herrschenden Ideen; das für das Wichtigste Gehaltene wird fast zur Gleichgültigkeit herabgesetzt und dem Unscheinbaren große Bedeutung beigemessen. Sie sind aber darum doch nicht minder wahr und werden auch so gewiß von allen empfunden, welchen das äußere Weltleben nicht allen inneren Sinn abgestumpft hat. Auch die verschiedenen Epochen des Lebens verändern hierin die Ansicht sehr. Dem Jugend- und früheren Mannesalter sagt alles mehr zu, was auf einen größeren Schauplatz versetzt; im Alter fällt der falsche Glanz von den Dingen, aber sie erscheinen darum nicht ohne Bedeutung, hohl und leer. Man lernt nur das Reinmenschliche in ihnen suchen und schätzen, und dies bewährt sich ohne Wandel, solange man Kraft behält, sich mit ihm in Berührung zu setzen.

Achtzigster Brief.

Im Dezember 1827.

Wir stehen wieder am Schlusse eines Jahres. Der Monat, in dem das Jahr zu Ende geht, wir haben schon oft in unsren Briefen dabei verweilt, hat immer etwas zugleich Feierliches und Anregendes für mich. Man sagt sich wohl tausendmal, daß die Jahreseinteilungen etwas ganz Unbedeutendes und Unwesentliches sind, und in der That ginge die Zeit ebenso leer und ebenso bewegt, wie sie jeder ergreift und wie jeder sie aufnimmt, hin, wenn man ganz vergäße, welche Woche, welcher Monat und welches Jahr es wäre. Allein diese trocken vernünftige Philosophie verliert sich doch im Leben, und wer nur irgend Empfindung in sich trägt, geht immer ganz anders vom 31. Dezember zum 1. Januar, als von zwei andern aufeinander folgenden Tagen über. Es ist, als wenn der Mensch versucht, durch die Zeiteinteilungen der Flüchtigkeit der Zeit Einhalt zu thun, wenigstens ihren ununterbrochenen und ungeschiedenen Lauf zu unterbrechen. Sie selbst zwar geht immer fort, aber der Mensch steht wie auf einer schmalen Grenze zwischen der Vergangenheit und Zukunft still, er sammelt sich, nimmt in seinen Gedanken den zuletzt verflossenen Zeitabschnitt zusammen und umspannt den nächstfolgenden mit neuen Vorsätzen, Entwürfen, Hoffnungen und Besorgnissen. Ich möchte die Veranlassungen, dies zu thun, nie aufgeben. So wenig man ihrer eigentlich bedarf, so willkommen ist es, gewahr zu werden, daß sie einen mahnen. Denn eine Mahnung liegt ganz eigentlich in der Zeit, sie straft mit der Unwiederbringlichkeit der Schritte, die sie einmal gethan; sie drängt zugleich auf die Gegenwart mit der Ungewißheit der Zukunft, und zwischen dieser Unwiederbringlichkeit und Ungewißheit steht der Mensch beständig, immer mit dem Gefühle, das Versäumte nie zurückführen zu können und nicht vorauszusehen, ob es die Zukunft nachzuholen gestatten wird. Dann halte ich auch sehr viel auf das Charakteristische gewisser, ja jeder Epoche des Lebens. Jedes Jahrzehnt bringt seine Sitten, Gewohnheiten, Schicklichkeiten mit, jedes seine Genüsse und seine Entbehrungen, und die Weisheit ist nur, das nicht zu verwechseln, nicht in ein Alter überzutragen, was einem andern angehört.

Ich habe, wie Sie, liebe Charlotte, wissen, eine eigne Liebe für die sternhellen Winternächte, und es freut mich nicht allein, daß Sie auch diese Neigung, wie so viele andre, mit mir teilen, sondern auch, daß Sie mir oft gesagt haben, daß ich Sie noch mehr dahin geführt und Ihnen meine Anleitungen nützlich waren. Ja, es macht mir oft Freude zu denken, daß sich unsre Blicke wohl oft in einem Planeten oder andern Gestirn begegnen in den tiefdunkeln, hellen, schönen Winternächten, die wir jetzt haben, da Sie, wie Sie mir wohl gesagt haben, aus Ihrer Wohnung einen freien, weiten Horizont nach allen Seiten haben. Die Freude daran ruht wirklich bei

mir mit auf Gewohnheit. In meiner Jugend, als ich 20 Jahre und darüber war, ging ich ganze Nächte hier, und wo ich war, auf den Straßen herum. Wenn ich dann so die Gestirne hinziehen und ihre Stellungen verändern sehe, fällt mir immer ein, daß es nur die Abteilungen der Zeit sind, von denen ich eben sprach, die uns an jene fernen Welten heften, durch die wir ihre gegenseitigen Stellungen zu Bestimmungen in uns und uns zu einer Epoche in ihrem Gange machen.

Das Versenken in diese Ferne, das sich Verlieren in dieser Menge der Weltkörper, die sich dem Auge selbst wie ein einziges Lichtmeer darstellen, macht mich ganz eigentlich glücklich und fesselt mich, daß ich mich stundenlang nicht davon losreißen kann. Ist der Jupiter eben sichtbar, suche ich ihn immer zuerst auf und erfreue mich an seinem hellen, milden, weißen Lichte; dann verfolge ich die so unendlich fernen Fixsterne und habe es gern, wenn das Auge zuletzt sich in dem für unser Auge unentschiedenen Glanzschimmer der Milchstraße verliert. Selbst das bloße Schauen in die tiefe Nacht, wo gerade sternlose Räume sind, ist schön, zumal gerade jetzt, wo die mondlosen Nächte so ganz und unaussprechlich dunkel und finster sind. Ueberhaupt ist es bewunderungswürdig, welchen Genuß der anhaltend verweilende Anblick ganz einfacher Gegenstände in der Natur macht. Gewiß haben auch Sie bisweilen am Wasser gesessen, bloß um die Blicke und die Gedanken darin recht zu versenken. Für mich ist es einer der belohnendsten Genüsse, und der kleinste Bach, der stillste Teich, der sonst unbedeutendste See reicht dazu hin. Es ist das reine, klare, unbewegte Element, das diese Kraft ausübt. Es ist mir immer sehr begreiflich gewesen, wie man sich einbilden konnte, daß Wassernixen den am Ufer Sitzenden herabzögen. Es zieht wirklich hinab und es ist einem bisweilen dabei, als könnte man nur so niedersteigen, um da ewig zu ruhen, als müßte man es. Es ist in diesem Gefühle gar kein Unwille mit der Erde, kein Ueberdruß an dem, was sie bietet, es ist die reine Lust am feuchten Elemente. Es ist überhaupt ein Vorurteil, wenn man meint, daß das Vergnügen an der Natur gerade eine schöne Gegend erfordere. So unleugbar es ist, daß diese den Reiz unendlich erhöht, so ist der Genuß überhaupt nicht daran gebunden. Es sind die Naturgegenstände selbst, die, ohne auch für sich auf Schönheit Anspruch zu machen, das Gefühl anziehen und die Einbildungskraft beschäftigen. Die Natur gefällt, reißt an sich, begeistert, bloß weil sie Natur ist. Man erkennt in ihr eine unendliche Macht, größer und wirksamer als alle menschliche, und doch nicht furchtbar. Denn es ist, als strahlte einem jeder Naturgegenstand immer etwas Mildes und Wohlthätiges entgegen. Denn der allgemeine Charakter der Natur ist Güte in der Größe. Wenn man auch wohl von schauderhaften Felsen, schrecklich-schönen Gegenden spricht, so ist die Natur niemals furchtbar. Man wird bald mit der wildesten Felsenschlucht vertraut und heimisch in ihr und empfindet, daß sie dem, der einsiedlerisch zu ihr flüchtet, gern Ruhe und Frieden beut.

Die gedrückte und schwermütige Stimmung, deren Sie erwähnen, thut mir sehr leid und es rührt mich, wie unverkennbar sie durchscheint, daß Sie dabei so wenig und kurz verweilen, um sie mir zu entziehen. Ich weiß und fühle sehr wohl, daß in einem nicht sorgenfreien, eher sorgenvollen Leben unangenehme, verdrießliche Vorfälle widrige Störungen hervorbringen und der nach Ruhe schmachtenden und der Ruhe so innig bedürfenden Seele schmerzlich entgegentreten — aber es sind diese Stimmungen dennoch den Wolken zu vergleichen, die auch, bald licht, bald hell, bald dicht und finster getürmt einherziehen. Es läßt sich auch da nicht immer sehen, woher sie kamen, wohin sie ziehen, aber die Sonne verscheucht sie. Die Sonne für das Gemüt ist der Wille. Allein wenn dieses sehr leidet, reicht er nicht aus. Wir bedürfen dann Glauben. Glaube kann uns allein über das kleinliche tägliche Leben und irdische Treiben erheben, der Seele eine Richtung aufs Höhere geben und auf Gegenstände und Ideen, die allein Wert und Wichtigkeit haben. Es gibt etwas, das Ihnen nicht fehlt, ja, das Ihnen, liebste Charlotte, innewohnt, das Sie auch gewiß höher achten, als alles, was man äußerlich und innerlich Glück zu nennen pflegt. Es ist der Friede der Seele. Er wird nach Verschiedenheit der menschlichen Richtungen auf sehr verschiedenen Wegen gewonnen und erhalten. Der im äußeren Glück und selbst Glanz Lebende bedarf dieses Friedens ebenso sehr, als der mit Kummer und Sorgen Beladene. Aber er erlangt ihn schwerer. Denn jeder Friede ist ein einfaches Gefühl, das in verwickelten Verhältnissen schwerer gewonnen wird. Es beruht freilich auf Ruhe und Reinheit des Gewissens, damit allein aber ist es nicht errungen. Man muß sich zufrieden mit seinem Schicksale empfinden, sich mit Ruhe und Wahrheit sagen, daß man das Schicksal nicht anklagt, sondern wenn es glücklich ist, mit Demut, und wenn es unglücklich ist, mit Ergebung und mit wahrem Vertrauen in Gottes weise Führung empfängt. Da die schwerere, sorgenvollere Lage auch das Verdienst erhöht, sich ohne Klage zu finden und sich in ihr zu erhalten oder aus ihr herauszuarbeiten, so gelangt man auf diesem Wege zur harmonischen Uebereinstimmung mit dem Geschicke, wie es auch sein möge. Sie, liebe Charlotte, wissen und üben das alles selbst. Sie brauchen nur in sich und mit Vertrauen auf ihre innere Kraft davon Gebrauch zu machen, und Sie werden gewiß die schwere und niederbeugende Stimmung, über die Sie jetzt klagen, überwinden, wenn sie nicht anders einen äußeren Grund hat, den ich nicht kenne, der aber freilich sehr einwirkend sein kann und von mancherlei Art. Wie sehr wünsche ich, daß alles, was Sie in Wahrheit oder in der Vorstellung drückt, im alten Jahre zurückbleibe und das neue heiter und froh beginne. Mit diesen herzlichen Wünschen Ihr H.

Inhalt.

Ende des ersten Bandes.

Praxis. D. edle Waidwk. V. Altar u. aus d. Klosterzelle. Universität und Studenten. Aus Künstlerwerkstätten. Z. letzt. Ruhestätte.
56. **Wohlgefülltes Schatzkästlein deutschen Scherzes und Humors.**
Reichhaltigste Sammlung alles dessen, was an Scherz u. Humor vereinzelt vorkommt, als Unterhaltung u. Kürzung müßiger Stunden, wie als Beitrag zur Erkenntnis deutschen Gemütes und Verstandes wertvoll.
55. **Wolzogen, E. v.,** Agnes v. Lilien.
24. **Wurm, W.,** Das Wasser.
38. **Ziemssen, Ludw.,** Umwege zum Glück.
10. 11. **Zolling, Th.,** Reise um d. Paris. Welt.

II. Griechische Litteratur.

109. 110. **Aeschylos,** I. Agamemnon. D. Choephoren. Die Eumeniden. II. Die Sieben vor Theben. Die Perser. Die schutzsuchend. Mädchen. Prometheus. Uebers. m. Einleitung u. Anmerk. von Prof. Jak. Mähly.
125. **Aristophanes,** Die Wolken. Die Frösche. Uebers. m. Einleitung u. Anmerk. von Prof. Jak. Mähly.
128. **Euripides,** Alkestis. Der rasende Herakles.
129. — — Jon. Die Bacchantinnen.
124. **Herodots** Geschichten. Uebersetzt von Dr. K. Abicht. I. 1. u. 2. Buch nebst Einleitung und sachl. Erläuterung.
12. 104. **Homer,** I. Odyssee, II. Ilias, übers. v. J. H. Voß, m. Einl. v. Prof. J. Mähly.
118. **Longos,** Daphnis und Chloe. Uebers. u. mit Einleitung v. Franz Passow.
103. **Plato,** I. Verteidigungsrede d. Sokrates. Krito. Phädo. Uebers. u. eingel. v. Direkt. G. Heß.
126. 127. — II. III. Der Staat. 1. u. 2. Bd. Uebers. u. eingel. v. Direktor G. Heß.
130. **Plutarch,** I. Maximen v. Königen u. Feldherren. Maximen röm. Feldherren. Lakon. Maximen. Von den Tugenden der Frauen.
131. — — II. Ueber den Genius des Sokrates. Politische Vorschriften.
113. 116. **Sophokles,** I. König Oedipus, Oedipus in Kolonos. II. Antigone, Aias, Elektra. Uebersetzt mit Einleitung und Komm. v. Dr. W. Pfannschmidt.

III. Römische Litteratur.

132. **Catull, Properz u. Tibull,** Ausw. ihrer Gedichte.
107. 108. **Cäsar,** I. Denkwürdigkeiten über den Bürgerkrieg. Uebers. m. Einl. u. Komm. v. Dr. R. Zwirnmann. II. Denkwürdigkeiten über den gall. Krieg. Uebers. u. mit Einleit. u. Komm. v. Dr. Th. Gelbe.
115. 117. 119. **Cicero,** Uebers. m. Einleitung u. Komm. v. Dr. P. Hellwig, I. 1. Rede gegen Verres. 1. u. 2. Catil. Rede. Für Cälius. Für Milo. II. 4. u. 5. Rede gegen Verres. 3. u. 4. Catil. Rede. III. Ueb. d. höchste Gut.
112. **Nepos,** Lebensbeschreibungen. Uebers. m. Einl. u. Komm. v. Dr. R. Zwirnmann.
111. 114. **Ovid,** „Die Verwandlungen", I. u. II. Bd. In Auswahl übers. v. J. H. Voß. Neu bearbeit. u. eingel. v. F. Leo.
105. 106. **Sueton,** Cäsarenbilder. I. Cäsar. Augustus. Tiberius. II. Cajus Caligula. Claudius. Nero. Galba. Otho. Vitellius. Vespasian. Titus. Domitian. Uebers. und eingel. von Dr. J. Sarrazin.
101. 102. 120. 123. **Tacitus,** I. Bd. Germania. Agricola. Die Redner. II. Bd. Historien. III. Bd. Annalen I. IV. Bd. Annalen II.
121. 122. **Vergil,** Uebersetzt u. eingel. v. Dr. H. Dütschke. Bd. I. Eklogen. Georgika. Bd. II. Aeneis.

IV. Englische Litteratur.

306. 307. 308. **Besant, Walter,** Die gute alte Zeit.
32. 33. **Bulwer, Ed. L.,** Eugen Aram. Mit e. Einl. von L. Proescholdt. 2 Bde.
152. **Burns', Rob.,** Werke. I. Lieder u. Balladen. Uebers. v. A. Baisch.
172. 173. 174. 175. 176. **Byron,** I. Bd. Manfred, Kain, Himmel u. Erde, Sardanapal. II. III. Bd. Don Juan. IV. Bd. Der Gefangene v. Chillon. Der Giaur. Die Braut von Abydos. Der Korsar. Lara. Die Belagerung von Korinth. Parisina. V. Bd Mazeppa. Beppo. Harolds Pilgerfahrt. Die Insel. Uebers. mit Einl u. Anmerk. v. Dr. Adalb. Schroeter.
156. **Carlyles, Thomas,** Werke I. Goethe. Schiller. Graf Cagliostro. D. Diamantenhalsband. Uebersetzt von A Kretzschmer, mit einer Einleitung von J Scherr.
157—159. **Dickens', Ch.,** Werke. I.—III. Dav. Copperfield. Uebers. v. H. Lobedan, m. einer Einl. v. L. Proescholdt
153—155. **Fielding, H.,** Tom Jones. 3 Bde. Mit einer Einl. von J. Schmidt.
163. **Goldsmith,** Der Landprediger v. Wakefield. Mit ein. Einl. v. Prof. Dr. J. Schmidt.
301. 302. **Gray, Maxwell,** Der Dekan von Belminster.
304. 305. **Hatton, Joseph,** Klytie. Ein Roman aus dem modernen Leben.
151. **Milton, John,** Das verlorene Paradies. Mit einer Einl. von Ludwig Proescholdt.
318. **Murray, Christie,** Gabriel Kenyon. Ein Roman, deutsch von L. Wechsler.
164. 165. **Ossians** Gedichte. Uebers. v. Ed. Brinckmeyer.
310. **Ouida,** Verfehlte Spekulationen oder Die Leiden einer Anstandsdame.
166. 167. **Scotts, Walter,** Werke I. u. II. Waverley. Uebers. mit einer Einleitung von L. Proescholdt.
169. 170. 171. **Smollet, T. G.,** I.—III. Peregrin Pickles Abenteuer, Fahrten und Schwänke. Mit einer Einleitung von L. Proescholdt.
168. **Swift,** Ein Märchen von der Tonne.
Nicht feingespitzte Pfeile d. Satire versendet Swift, sondern ernstgemeinte kräftige Keulenschläge werden in d. „Märchen" ausgeteilt, denen man d. Verbissenheit des Verf., aber doch

auch sein Streben nach sittlicher Besserung der kirchl. und sozialen Zustände wohl anmerkt.

160—162. **Thackeray, W.**, Eitelkeitsmarkt. Uebers. v. H. Lobedan, mit einer Einleitung von Joh. Prölß.

Dieses Werk des geistvollsten u. originellsten Satirikers d. 19. Jahrh. spiegelt dessen litterar. Physiognomie in so unmittelbarer Schärfe u. drastischer Frische wieder wie kein andres.

V. Französische Litteratur.

319. **Am Glück vorbei.** Von ***. Uebers. von J. L. Devrient.

215. **Balzac, Honoré de**, Oberst Chabert. Uebers. v. Fabian Philipp. Mit einer Einl. v. Ferd. Lotheißen.

Ein Hauptvorzug der Balzacschen Romane ist die psychologische Wahrheit, die sich besond. i. d. Zeichnung d. Frauen-Charaktere bekundet. Er ist ein Pessimist durch u. durch u. reizt häufig zum Widerspruche.

219. **Chateaubriand, I.** Atala. René. Der Letzte der Abencerragen. Uebersetzt und mit einer Einl. von Steph. Born.

In „Atala" u. „René", welche beide im Urwalde von Luisiana ihren Schauplatz haben, ist der Dichter zum Maler geworden und wirkt durch alle Zauber einer uns fremd. tropischen Welt auf die Phantasie des Lesers.

76. **E. Daudet**, Ein Märtyrer der Liebe, Die Baronin Amalti. Uebers. v. Aßmus u. König.

89. **France, Anatole**, Sylvester Bonnard. Uebers. von F. Alsberg.

Ein fesselndes und psychologisch hoch interessantes Produkt der neueren französischen Schule liegt in obigem Roman vor uns, dessen Autor es wohl verstanden hat, die Klippen der modern-realistischen Richtung zu vermeiden.

207. 208. **Hugo, V.**, Notre Dame v. Paris.

214. 216. **La Bruyère**, Die Charaktere. Uebers. und mit einer Einl. von R. Hamel.

Ein überraschender Reichtum an anregenden Gedanken tritt uns aus diesen Essays, welche im glänzendsten Stile geschrieben sind, entgegen.

8. **Le Sage**, Der hinkende Teufel. Mit einer Einleitung von Ferd. Lotheißen.

213. **Merimée, Prosp.**, Colomba, Carmen. Uebers. u. mit einer Einl. von O. Mylius.

In vorzüglicher Uebersetzung werden hier zwei Novellen geboten, von denen die zweite um so mehr interessieren wird, als aus ihr der Stoff zu einer beliebten Oper der Jetztzeit entnommen ist.

303. **Peyrebrune, Madame de**, Das Fräulein von Tremor.

218. **Racine, I.** Andromache. Britannicus. Mithridat. Uebers. u. eingel. v. F. Schröder.

Das Wort Friedrichs des Großen: „Wer nicht wie Racine schreibt, sollte auf die Poesie verzichten", ist wohl hinreichende Empfehlung für das vorstehende Werk.

201—203. **Rousseau, J. J.**, Bekenntnisse. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. St. Born.

211. 212. — — Die neue Heloise.

210. **Saintine, X. B.**, Picciola. Uebers. und mit einer Einleitung von Otfrid Mylius.

Jeder Leser dieses Buches wird das Aufsehen verstehen, welches dasselbe bei seinem Erscheinen machte, und sich unwiderstehlich von dem tiefen Gemüt des Verfassers angezogen fühlen.

204. **Saint-Pierre, B. de**, Paul und Virginie. Mit einer Einleitung und in neuer Uebers. von K. Saar.

217. 220. **Saint-Simon**, Memoiren. 2 Bde. Mit einer Einleitung von Ferd. Lotheißen.

Diese an Tacitus gemahnenden Schilderungen des französischen Staatslebens und des Versailler Hofes werden nie ihren Wert verlieren.

209. **Sand, George**, Indiana. Uebers. von H. Meister, mit einer Einl. von St. Born.

Diese Jugendarbeit gehört in ihrer packenden Durchführung, durch die Kraft der Charaktere und das spannende Fortschreiten der Handlung zu dem Besten, was die geniale Frau geschrieben hat.

314. 315. **Sue, Eugen**, Pater Rodin. Episode aus dem „Ewigen Juden", für die Gegenwart bearbeitet von Martin Deutschländer.

206. **Sévigné, Madame de**, Ausgewählte Briefe. Uebers. u. eingel. von F. Lotheißen.

Die Briefe der Mad. de Sévigné zeichnen sich durch lebhaften Geist und wahres Gefühl aus und bieten die lebendigsten Schilderungen der franz. Hofverhältnisse im 17. Jahrhundert.

205. **Tillier, Claude**, Mein Onkel Benjamin. Uebers. und eingeleitet von K. Saar.

Ein Roman, welcher durch seine Eigenart in der ganzen Litteratur dieses Jahrhunderts kaum seinesgleichen hat und zu den Werken gehören wird, welche bleiben.

82. **Töpffer, Rud.**, Genfer Novellen. Uebers. von H. Zschokke.

VI. Italienische Litteratur.

96. **De Amicis, Edm.**, Skizzen aus dem Soldatenleben. Uebers. von Agn. Burchard.

311. 312. 313. **Fogazzaro, A.**, Malombra. Roman in 3 Bänden.

23. **Mancini**, Lydia. Uebers. von H. Lobedan, mit einer Einleitung von F. Lewald.

258. — — Vom Fenster aus. Uebersetzt von H. Lobedan.

253. 254. **Manzoni, Aless.**, Die Verlobten. Uebers. und mit einer Einl. von W. Kaden.

Einer der vorzüglichsten histor.-nation. Romane der Weltlitteratur, der das ital. Leben im 17. Jahrhundert mit Meisterschaft schildert, mit einer Wahrheit, einem Farbenreichtum, der das Geschriebene als Wirklichkeit erscheinen läßt.

63. **Misasi, Nicola**, Kalabrische Novellen. Uebers. und eingel. von Woldemar Kaden.

251. 252. **Petrarcas Gedichte. I. Sonette und**